DIE LÄNDLICHEN SIEDLUNGEN *in* VERSCHIEDENEN KLIMAZONEN

HERAUSGEBER: FRITZ KLUTE

FERDINAND HIRT IN BRESLAU

Die ländlichen Siedlungen in verschiedenen Klimazonen

Von

Walter Behrmann, Otto Berninger, Albrecht Burchard, Wilhelm Credner, Nikolaus Creutzburg, Walter Geisler, Karl Helbig, Fritz Jaeger, Otto Jessen, Helmuth Kanter, Franz Kühn, Herbert Louis, Otto Maull, Eugen Paravicini, Martin Rudolph, Franz Termer, Franz Thorbecke, Walther Tuckermann, Hermann Wenzel

Herausgegeben von

Fritz Klute



Ferdinand Hirt in Breslau
Königsplatz 1
1933



Mit 77 Bildern und graphischen Darstellungen

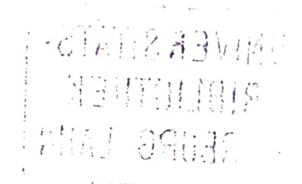
Made in Germany

Druck: Bibliographisches Institut AG. in Leipzig

DEM MEISTER DER SIEDLUNGSGEOGRAPHIE

PROFESSOR DR. ROBERT GRADMANN

IN VEREHRUNG ZUGEEIGNET



Vorwort

Für die Abteilung Geographie der 92. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte in Wiesbaden-Mainz im September 1932 wurde im Programm der Versuch gemacht, neben den Themen der Landeskunde des Rhein-, Main- und Saargebietes, der physischen Geographie und der Anthropogeographie ein Thema besonders in den Vordergrund zu stellen. Es wurde dafür die Geographie der ländlichen Siedlungen in verschiedenen Klimazonen gewählt. Die große Zahl von Rednern zu diesem Thema wie die angeregte Diskussion ließ es wünschenswert erscheinen, die Vorträge gesammelt erscheinen zu lassen. Sind doch die ländlichen Siedlungen am stärksten mit dem Boden und der auf ihm ausgeübten Wirtschaft verbunden und zeigen damit die vielseitigsten Beziehungen zur Landschaft. Andrerseits sind sie ein Produkt des Menschen und seiner Kultur, so daß bei ihrer Betrachtung auch das variable Element Mensch zu der mehr konstanten Landschaft in engste Beziehung tritt. Ferner ist die Behandlung der ländlichen Siedlungen gerade jetzt geboten, da Umstellungen der Landwirtschaft von eingeborenen zu europäischen Formen auch die Siedlungen selbst beeinflussen, so daß Eile nötig ist, will man noch das Ursprüngliche, in stärkerem Maße Landschaftsgebundene vor seinem Übergang zu ubiquitären Formen der geographischen Wissenschaft erhalten.

Den Autoren ist zu danken, daß sie sich zur Zusammenarbeit in Mainz bereit fanden und auch ihre Vorträge zu gemeinsamer Veröffentlichung zur Verfügung stellten. Um den weiten Rahmen des Themas einigermaßen auszufüllen, wurden in den vorliegenden Band auch Beiträge von Autoren aufgenommen, die in Mainz zu sprechen verhindert waren.

Gießen, Pfingsten 1933.

Fritz Klute.

Inhaltsübersicht

Einleitung

Von Fritz Klute

Die ländlichen Siedlungen sind wie alle Gegenstände der Anthropogeographie von zwei Kräftegruppen beeinflußt, vom Menschen und von der Landschaft. Dabei werden die beiden Worte „Mensch" und „Landschaft" hier als komplexe Ursachen angesehen und in diesem Sinne gebraucht. Die Siedlung selbst ist konditional oder von zwei Veränderlichen abhängig. Die Geographie der ländlichen Siedlungsformen beschäftigt sich nicht allein mit der Erscheinung der Siedlung, sondern auch mit ihrer Abhängigkeit von der Landschaft und vom Menschen. Dabei werden meist die Bedingungen der Landschaft als statisch oder gleichbleibend und ruhend angesehen, der Mensch hingegen mit all seinen Ansprüchen als ein Komplex von veränderlichen Ursachen betrachtet. Auch die umgekehrte Betrachtung ist möglich, wenn man die Siedlungen mit ihren Bedingungen als ruhend betrachtet und die Änderungen der Landschaft ihnen gegenüber als veränderliche Ursachen annimmt. Die Landschaftsbedingungen können sich schon in kurzer Zeit, z. B. durch Erschöpfung des Bodens, durch Tier- und Pflanzenkrankheiten usw., ändern. Weit stärkere Änderungen der Landschaft zeigen sich bei ihrer entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung. Für die Siedlungen ist z. B. wichtig, daß der Mensch die zur Steppenheidezeit offenen Gebiete Mitteleuropas in Kultur nahm und diese Gebiete deshalb beim Feuchterwerden des Klimas von der Wiederbewaldung ausgeschlossen blieben, wie Gradmann festgestellt hat. Es sind neben den natürlichen Landschaftsänderungen auch solche durch den Menschen vorhanden, so daß wir es mit dauernden Wechselbeziehungen zu tun haben, die zwischen Mensch und Landschaft bestehen. Neben diesen räumlichen und zeitlichen Änderungen der beiden Bedingungen Mensch und Landschaft, die in die Betrachtung einbezogen werden müssen, kann diese auch so gewählt werden, daß sie für einen gewissen Zeitpunkt beide Bedingungen als ruhend betrachtet und nur ihre Abweichungen in verschiedenen Landschaften untersucht werden und man durch Vergleich die einzelnen Landschaften einander gegenüberstellt. Dieser Weg wird sich aber mehr für eine allgemeine Betrachtung eignen, um den Einfluß der verschiedenen Landschaften auf die Siedlungen an und für sich zu bestimmen.

Die Landschaftsbedingungen sind Eigenschaften der Erdoberfläche und damit geographische Faktoren. Die im Menschen liegenden Ursachen für die Siedlungen beziehen sich in erster Linie auf Ansprüche, die der Mensch an die Landschaft stellt, in der seine Siedlung liegt. Sie sind kausaler Art und beziehen sich vor allem auf die Befriedigung des Lebensunterhaltes. Dieser muß von der Landschaft geleistet werden können. Dabei sind die Ansprüche je nach

der Form und Art der Wirtschaft verschieden. Nur gilt für jede Wirtschaftsform das Bestreben, daß die Bedingungen für erfolgreiche Betätigung durch die Landschaft erfüllt werden. Die beschränkte Erfüllung der Bedingungen kann zu verschiedenen Folgerungen führen, einmal zum Verlassen der Landschaft, zweitens zur Änderung der Form oder Art der Wirtschaft, ferner zur Verringerung des Lebensstandards oder zur Beschränkung der Volkszahl, und diese Folgerungen können auch nur partiell gezogen werden, durch teilweise Auswanderung und teilweise Änderung der Wirtschaftsform usw. Diese Grundbedingung für das Vorhandensein von Siedlungen, daß die Existenzbedingungen in einer bestimmten Landschaft von seiten dieser Landschaft gewährt werden, ist konditional, nämlich sowohl vom Menschen wie von der Landschaft abhängig, und ist nach diesen beiden Seiten kausal, wobei es gleichgültig bleibt, daß es sich dabei nicht um eine strenge Kausalität handelt, sondern um eine Wahrscheinlichkeit, die nicht hundertprozentig erfüllt zu sein braucht. Tatsache bleibt dabei doch, daß, wenn die Bedingungen nicht erfüllt werden, die Landschaft für eine bestimmte Wirtschaftsform nicht besiedelbar ist. Es ist auch vorläufig gleichgültig, ob die Erfüllung der Bedingungen optimal oder minimal geschieht, wenn nur an sich jenes Minimum erreicht wird, das bei einer bestimmten Wirtschaftsform als Existenzminimum angesehen werden muß. Daß dabei auch dieses Existenzminimum für verschiedene Völker verschieden ist und auf- und absteigen kann, sei es durch inneren oder äußeren Zwang oder wie häufig durch teils selbst gewählte Vorschriften, z. B. politischer, religiöser oder anderer Art, ändert nichts an der konditionalen Bedingtheit dieses Verhältnisses, das von geographischer Seite zu untersuchen ist.

Aus diesem Grunde ist diese Bedingung als erste für die Siedlungslage vorausgestellt bei einer Aufstellung von Punkten, die mit der Themastellung vor der Tagung ausgegeben wurde, um für die Vorträge eine einheitliche Gliederung zu erreichen, die dann auch die Diskussion erleichtern sollte. Die aufgestellten Punkte waren folgende:

Bemerkungen zum Thema „Geographie der ländlichen Siedlungsformen (Dorfgeographie) in den verschiedenen Klimazonen“.

I. Unter ländlichen Siedlungsformen sind die nichtstädtischen Siedlungen jeder Art verstanden, die entweder dauernde Wohnsitze der Bevölkerung sind oder wenigstens periodisch immer wieder bezogen werden. Für die Abgrenzung sei noch bemerkt, daß auch die Dauersiedlungen herangezogen werden können, deren Bevölkerung sich nicht vom Ackerbau ernährt. Für die einzelnen Regionen sollen vor allem die vorherrschenden Siedlungen betrachtet werden.

II. Für die Betrachtungsweise möchten folgende Gesichtspunkte berücksichtigt werden:

A. Die Ortslage der Siedlung in ihrer Abhängigkeit
1. von den Naturbedingungen der Landschaft,
2. von der Wirtschaftsform,
3. von stammesmäßigen Einflüssen,
4. von historischen Einflüssen.

B. Der Ortsplan der Siedlung in seiner Abhängigkeit
1. von der Wirtschaftsform und Intensitätsstufe der Wirtschaftsweise,
2. von stammesmäßigen Einflüssen,
3. von historischen Einflüssen.

C. Die Bauweise der Gehöfte und Häuser in ihrer Abhängigkeit
1. von der Wirtschaftsform,
2. von stammesmäßigem Einfluß.
3. Die Abhängigkeit des zum Bau verwendeten Materials von der Landschaft.

Können nun die Landschaftsbedingungen immerhin für ein bestimmtes Gebiet als gegeben und sich nicht stark ändernd angesehen werden, so ist dies doch nicht absolut der Fall, wie schon oben erwähnt wurde. Auch bei Beschränkung auf ein bestimmtes Gebiet und einen relativ kurzen Zeitabschnitt verhalten sich die Landschaftsbedingungen nicht ruhig und greifen teils katastrophal auch in die Existenz des Menschen und der Siedlungen ein. Es sei hier nur an Erdbeben, Vulkanausbrüche, trockene Jahre und klimatische Katastrophen mit ihren Folgeerscheinungen erinnert, an tierische Schädlinge der Pflanzenwelt, an Seuchen für Menschen und Tiere, die wir in diesem Zusammenhang zu den Landschaftseinflüssen rechnen müssen, welche die Existenzbedingungen des Menschen gefährden und auch schon durch vorausschauende Vorsorge die Siedlungsart in verschiedener Weise beeinflussen können. Von diesen unberechenbaren Abweichungen der Landschaftsbedingungen abgesehen, die ganze Gebiete zeitweise oder dauernd menschenleer machen können, bleiben doch große Gebiete der Erde von diesen katastrophalen Erscheinungen mehr oder weniger verschont, oder es ist wenigstens das Ausmaß dieser Ereignisse nicht so groß, daß die Besiedlung restlos ausgeschlossen wäre. Diesen als unperiodische Katastrophen zu wertenden Naturereignissen stehen eine große Zahl von Landschaftsbedingungen gegenüber, die in einer gewissen *nicht* katastrophalen Schwankungsbreite immerhin als konstant angesehen werden können. Allerdings wechseln sie schon auf engem Raum, und das ist gerade für die Lage der Siedlungen wichtig, da sich Ackerbausiedlungen, um die es sich hier vorwiegend handelt, meist eng an die Felder anschließen. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist dabei übrigens nicht allein entscheidend gewesen, weder nach ihrer bodenkundlichen Seite, noch nach ihrer klimatischen, sei es, daß die Eigenschaft

des Bodens nicht erkannt worden war, sei es, daß fruchtbarer Boden mit Wald bestanden war und dessen Rodung in größerem Maße über die Kulturhöhe der betreffenden Siedler hinausging. Diese in der menschlichen Auswahl liegenden Faktoren sollen später besprochen werden. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß die Unterschiede der Anbaubedingungen auf kleinstem Raum schon eine starke Auswahl der Siedlungsplätze verursachen.

Nehmen wir für die Betrachtung an, daß trotz der oft mosaikartigen Verteilung der Bodenarten und trotz der auch auf kleinem Raum oft wechselnden klimatischen Bedingungen, wobei die Wirkung der verschiedenen Meereshöhe mitberücksichtigt sei, die Landschaftsbedingungen im großen für ein Gebiet einheitliche seien, daß der Wechsel der beiden vorher genannten Faktoren sich in einheitlichem Maße wiederhole, so können wir für eine bestimmte Zeit die Landschaftsbedingungen als gleichartig gegeben und ruhend ansehen.

Für die Lage der Siedlungen sind damit bestimmte Bedingungen gegeben. Aber je nach der Wirtschaftsform werden die vorhandenen Bedingungen nur teilweise genützt. Dabei sind auch noch andere Faktoren im Spiel, wie z. B. das religiöse Verbot des Genusses von Fleisch, berauschender Getränke usw., so daß die Wirtschaftsform schon Einschränkungen erfährt, die den Menschen abhalten, irgendwelche ihm bekannte Erzeugnisse aus der Landschaft oder mit deren Hilfe zu ziehen oder zu nützen. Für die geographische Betrachtung ist es wichtig, in erster Linie die Fragestellung, mit der der Mensch an die Landschaft herantritt, festzustellen und weiter, welche Beantwortung diese Fragen durch die Landschaft erfahren oder noch erfahren könnten. Dabei liefert der Vergleich verschiedener Landschaften meist wertvolle Hinweise, inwieweit die verschiedenen Landschaften diesen Anforderungen genügen. Unter dieser Festlegung der Voraussetzungen wird die Fragestellung einseitig und kausal im weiteren Sinne, das soll heißen in der Breite des Spielraumes, den die Verschiedenheit der Individuen der betrachteten Menschengruppe verursacht. Die Siedlungen werden sinngemäß auf Form und Art der Wirtschaft Rücksicht nehmen, sowohl in der Lage und dem Ortsplan als auch in der Bauweise der Gebäude, die den wirtschaftlichen Zwecken dienen. Aber die Wirtschaft im engeren Sinne ist nicht der einzige Faktor, der auf die Siedlungen wirkt. Es gehören dazu auch all die Ansprüche, die der wirtschaftende Mensch an die Siedlung selbst stellt, an äußere und innere Ausstattung der Häuser und Gärten, die Größe der Gebäude und vieles andere. All diese Faktoren, die wir als „Kultur der Lebensführung" im weitesten Sinne zusammenfassen können, überwiegen gelegentlich die Einflüsse, die der Siedlung von der Wirtschaftsform im engeren Sinn aufgedrückt werden. Zeigt die Siedlung höhere Formen, so ist meist auch die Wirtschaftsart höher, d. h. intensiver und sonst weiter fortgeschritten. Dabei spielen stammesmäßige Einflüsse und historische Einflüsse eine Rolle. Erstere zeigen sich häufig bei

Einwanderung eines Volkes in ein anderes Gebiet, in dem schon andere Stämme sitzen, deren Siedlungsformen teilweise übernommen werden, oder bei Besiedlung menschenleerer Gebiete, wo landschaftsfremde, allochthone Siedlungsformen weiterleben. Aber auch bei örtlich ruhendem Volk sind dauernde Veränderungen der Siedlung im Gange, was unter historischen Einflüssen zusammengefaßt sei. Ich erinnere nur an die bauliche Veränderung der Häuser seit dem Mittelalter, das Verschwinden der Strohdächer, den Umbau vieler Kirchen in der Barockzeit, wenn auch der Baustil der dörflichen Gebäude nur schwach die Wandlungen der Baustile mitmacht. Aber auch äußerlich ist ein Unterschied in dem Aussehen der Siedlung zu merken, z. B. beim Überschreiten der alten deutschen Grenze im Osten, der auf historische Einflüsse zurückzuführen ist.

Mit diesen Tatsachen müssen wir einer anderen Frage näher treten. In den gegenwärtigen Siedlungen zeigen sich Formen, die aus einem früheren Stadium der Entwicklung stammen, gleichgültig, ob diese Entwicklung am Orte selbst oder in einem anderen Gebiet stattgefunden hat. Die vom Menschen ausgehenden Ursachen sind zeitlich veränderlich, und damit ändern sich auch die Beziehungen zur Landschaft. Die Ansprüche an die Landschaft wechseln, was durch die Entwicklung der menschlichen Wirtschaft an Ort und Stelle geschehen kann. Die Ursachen für die Erweiterung oder Änderung der Ansprüche können individueller oder soziologischer Art sein. Für die Beziehung zur Landschaft, die in erster Linie zu behandeln ist, spielt das keine Rolle. Es kommen auch nur die Änderungen in Frage, die verwirklicht werden, denn nur diese haben Einfluß auf die Art oder Form der Wirtschaft und können Änderungen im Siedlungsbild hervorrufen, wobei die Kulturfläche in diesem Falle miteingeschlossen sei. Häufig haben solche Änderungen auch die eigentliche Dorfsiedlung beeinflußt, besonders wenn sie einen größeren Wohlstand erzeugten, sei es auch nur durch eine bessere oder größere Bauart der Häuser u. dgl. Werden solche Änderungen in der Wirtschaft von auswärts übertragen, so sind sie meist von größerer Wirkung, wenn ein Volk als Träger dieser Neuerungen mit diesen in eine bewohnte Landschaft eindringt. Um diese Änderungen in ihrer geographischen Bedingtheit zu erfassen, muß die Betrachtungsweise genetisch sein, d. h. es muß mit jeder neuen Anforderung des Menschen an die Landschaft auch von neuem untersucht werden, wie diese in einer bestimmten Landschaft verwirklicht werden konnte und welchen Einfluß sie auf die Siedlung hatte. Nur auf diese Weise wird klar, was an alten Formen vorhanden ist und wie es sich nach dieser Seite erklären läßt.

Bei den Siedlungen selbst wirken, wie in der Wirtschaftsform, sehr starke, im Menschen verankerte Faktoren mit. Sie wirken traditionell weiter. Vieles in Nahrung, Kleidung, Wohnung, Bauart und Baustil der Häuser usw. ist Kulturgut, von dem man fast sagen könnte, daß es erblich ist, so beharrlich geht es

mit den Geschlechtern weiter, auch wenn durch Wanderung andere Gebiete aufgesucht werden, in denen z. B. die bestehende Form der Häuser oder Hütten nicht mehr zwecknotwendig ist. Auch bleiben dann häufig Konstruktionsformen zurück, die in früheren Gebieten materialgebunden waren, aber für deren Fortbestehen in einem neuen Gebiet durch den Wechsel des Materials keine Notwendigkeit mehr besteht. Hierher gehören Formen, die einem Kulturkreis angehören, der sich räumlich verlagert hat und der auch zeitlich zurückliegen kann. Sind auch diese Formen häufig nur Bestandteile, die in ihrer Entstehung auf ideelle Einflüsse zurückgehen, so gehören zu ihnen auch solche Formen, die ursprünglich unter dem Einfluß einer Landschaft entstanden sind, denn in seinen praktischen Belangen denkt der Mensch meist praktisch, d. h. in Beziehung zu einem konkreten Gegenstand und zu einer konkreten Fragestellung und macht daran seine Erfindungen; mögen auch nachträglich ideelle Einflüsse mit formbestimmend sein, ohne praktisch notwendig zu sein, so sind sie doch nicht zweckwidrig. Dabei ist auch noch zu berücksichtigen, daß das historische Geschehen schon in dem vorher dazu gefaßten Gedanken nicht unabhängig von der Landschaft ist, daß jeder Gedanke, soweit er sich auf irgendeine menschliche Betätigung in der Landschaft bezieht, teils durch die Landschaft angeregt wird oder sie doch in Rechnung stellt. Gilt dies schon von allem, was Wirtschaft und Siedlung im kleinen betrifft, so gilt es auch von historischen Tatsachen, deren Initiative in dem Gedanken einer Person lag.

Da nun gerade bei den Siedlungen, z. B. bei Haus und Hütte, der gleiche Zweck mehr oder weniger vollkommen durch verschiedene Formen erfüllt werden kann, ist eine Ableitung von Bedingungen der Landschaft oft schwierig, besonders wenn nicht feststellbar ist, ob es sich um rein autochthone Formen handelt. Zu entscheiden, in welcher Landschaft eine bestimmte Form zuerst auftrat und was dann an Landschaftseinflüssen für sie entscheidend war, läßt sich oft nur auf dem Wege des Vergleichs feststellen. Wie bei allen Abhängigkeiten, die sich aus der Landschaft erklären lassen, z. B. einer bestimmten Hüttenform, ist durch Vergleich mit anderen Landschaften, die andere Bedingungen haben, die Richtigkeit des Schlusses zu prüfen. Dabei muß man sich aber vor Fehlschlüssen und Übertreibungen hüten, denn der gleichen Landschaftsbedingung kann der Mensch auf verschiedene Weise gerecht werden, und deshalb kann eine landschaftsbedingte Form eines Kulturkreises auch in einer neuen Landschaft noch deren Ansprüchen genügen. Diese Schwierigkeiten dürfen aber die geographische Forschung nicht abhalten, den Beziehungen zwischen „Mensch“ und „Landschaft“ nachzugehen, wie es in vorliegendem Bande für die ländlichen Siedlungen geschehen ist.

Die ländlichen Siedlungen Norwegens

Von Martin Rudolph

Mit 1 Bild

Aus der Gesamtfläche Südnorwegens heben sich bereits in der Besiedlung der Vor- und Frühzeit immer wieder bestimmte Bezirke heraus, die zu allen Zeiten durch dichtere und reichere Bevölkerung auffallen, und die, von Natur besonders begünstigt, es bereits damals teilweise auch zu gewisser politischer Gemeinschaftsbildung gebracht haben und eigene Namen tragen. Unter ihnen ist besonders Romerike zu nennen, der nördliche Teil von Akershus Fylke, dessen Bewohner Jordanes als Raumarici erwähnt, ferner an der Ostseite des Mjösen mit sonnenreichen Hofbezirken Hedmark, eine der fruchtbarsten und wohlhabendsten Gegenden des Landes um den 1152 begründeten Bischofsitz Hamar[1]. An der Westseite des genannten Sees dehnen sich Hadeland und Toten und um den Tyrifjord herum die südlichen, ebeneren Teile des alten, an geschichtlichen Traditionen und Denkmälern der Sagazeit reichen Ringerike aus, dessen Landwirtschaft schon die ältesten Quellen besonders rühmen. Auch die zu beiden Seiten des Oslofjordes gelegenen kleinen Landschaften Østfold und Vestfold waren für die Frühbesiedlung von hoher Wichtigkeit (Oseberg-schiff u. a.). — Bemerkenswert ist, daß diese älteste Besiedlung ganz allgemein an eine Zone der „lichten Hain- und Vorholzvegetation" gebunden ist, wie sie Hansen[2] genannt hat, indem sich deutlich die auf -vin und -heimr endenden, sehr alten Hofnamen mit der Verbreitung der sog. Origanum-Formation decken.

Von diesen Flach- und Hügelländern aus erstreckte sich die Besiedlung in die Waldtäler hinein: die stärksten Siedlungsvorgänge sieht man dabei im Gudbrandsdal, weil es seit der Frühzeit in ganzer Länge von dem Verkehr mit Tröndelagen durchzogen wurde. Deshalb ist hier die Besiedlung besonders alt und ziemlich reich. Østerdalen weist zwar auch bereits Funde der Steinzeit auf, doch blieb hier die Besiedlung lange außerordentlich dünn, zumal der größere Verkehr dieses Tal mied[3]. Um 1520 wohnten erst insgesamt etwa 1500 Menschen in diesem Tale[4]. Besonders langsam vollzog sich die Besiedlung im Numedal, das früher außerhalb aller größeren Verkehrswege lag. Dennoch datieren auch hier die ersten Funde aus der Steinzeit. Daß der obere Teil des Hallingdals im

[1] L. v. Buch (Reise durch Norwegen und Lappland, Berlin 1810, I 151/166) nennt Hedemarken die reichste Provinz des Landes, wo der Acker zwölffach das ausgesäte Korn wiedergibt und wo die Wohnungen so nahe gedrängt liegen, daß die ganze Provinz nur ein einziges großes Dorf zu sein scheint.

[2] A. M. Hansen, Landnåm i Norge. En utsigt over bosætningens historie. Kristiania 1904. II. Kapitel.

[3] M. Rudolph, Geographie der Landstraßen und Eisenbahnen von Norwegen. Erg.-H. 206 zu Pet. Mitt. Gotha 1929. S. 28/29.

[4] O. Olafsen, Nyrydning og nybebyggelse i Norge i de sidste 400 aar. Tidskr. f. d. norske landbruk 1914, S. 415—428 und 513—531. S. 513.

Mittelalter so dünn besiedelt war, lag an dem langen und beschwerlichen Weg dorthin, da es als Durchgangstal keine wesentliche Rolle spielte und besonders im oberen Teil ziemlich dürftigen Boden besitzt, der die Bewohner auf Zufuhr von außerhalb anwies[1]. — Mehrfach läßt sich bei den langen Ostlandtälern feststellen, daß ihre Besiedlung von zwei Seiten her erfolgt ist: so sind Valdres und Hallingdal sehr wahrscheinlich von beiden Enden her kolonisiert worden, über die Wasserscheiden hinweg, was Ortsnamen, Dialektformen, Volkscharakter, juristische und kirchliche Einteilungstatsachen u. a. ergeben. Østerdalen zeigt das vielleicht noch deutlicher[2]. Es hat sicherlich einen großen Teil seiner Besiedlung von Norden her erfahren. Das Kirchspiel Tönset gehörte beispielsweise ursprünglich zum Bistum Trondhjem[3]. Daß auch im Gudbrandsdal westländische Einflüsse im oberen Teil vorkommen, ist beispielsweise für den Hausbau erwiesen und bei der günstig gelegenen Wasserscheide hier auch besonders naheliegend. Das in seinem Unterteil von der Küste ziemlich abgeschlossene Setesdal hatte seine Hauptverbindung über Höhenzüge und Pässe hinweg nach Osten zu, nach den Wasserstraßen bei Arendal, die Vogtei Sæterdalen gehörte deshalb auch zum Amtsbezirk Nedenes (heute Aust-Agder). — An der Südwestküste sind sehr altbesiedelte Gebiete die von Lista und Jæren[4]. An der übrigen siedlungsfeindlichen Westseite war es besonders die Nachbarlandschaft des Trondhjemfjordes, Tröndelagen, die frühzeitig eine stärkere Besiedlung und wirtschaftliche Erschließung erhielt. Hier lagen besonders viele und alte Königshöfe, hier lag „des Landes Kraft und Kern", und hier bildete sich die alte Hauptstadt Norwegens. Denn hier ergeben, ähnlich wie im Südostlande, metamorphe Schiefer und eruptive Gebilde einen mannigfaltigen Wechsel zwischen niedrigeren, anbaufähigen und höheren, siedlungsfeindlichen Gebieten, und bis zu etwa 200 m Höhe hinauf reichen die marinen Sedimente. Für die frühzeitige Besiedlung dieser Gebiete kamen auch die nahen Beziehungen nach Schweden über die Jämtlandsenke fördernd hinzu.

Um ein Bild vom Gang der Besiedlung im einzelnen zu gewinnen, werden zumal dort, wo die schriftlichen Quellen versagen, die Ergebnisse der Ortsnamenforschung erfolgreich herangezogen. Auch in Norwegen deuten zahlreiche Namengruppen mit bestimmten Bildungsformen, Endungen usw. auf bestimmte räumliche und zeitliche Zusammengehörigkeit, die mit der nötigen Vorsicht Rückschlüsse erlauben. Besonders Magnus Olsen[5] hat in einer grundlegenden Arbeit, die Halvdan Koht[6] eine wissenschaftliche und nationale

[1] Olafsen, Nyrydning, S. 425. — [2] Hansen, Landnåm, S. 36/37. — [3] Olafsen, Nyrydning, S. 513.

[4] M. Rudolph, Jæderen, eine südnorwegische Landschaft. Geogr. Ztschr. 32. Jahrg. 1926, S. 169—184.

[5] M. Olsen, Aettegård og helligdom. Dasselbe in engl. Übersetzung: Farms and Fanes of ancient Norway. Oslo 1926. Inst. f. vergl. Kulturforschung, Serie A, IX.

[6] Tidens Tegn vom 27. Nov. 1926.

Großtat genannt hat, versucht, unter Berücksichtigung der geographischen Verbreitung der Hofnamen und der Eigenart des sie umgebenden Landes Rückschlüsse auf Umwelt, wirtschaftliche Bedeutung und soziale Stellung der Höfe zu ziehen, und ist zu wertvollen, in gutem Einklang mit den geographischen Forschungsergebnissen stehenden Folgerungen gekommen, denn er fand eine deutliche chronologische Folge der Hofbildung in weitgehender Abhängigkeit von den Bodentatsachen.

Eine Sonderstellung nimmt das Nordland ein. Nördlich des Trondhjemfjordes war das Land in der Frühzeit äußerst dünn und strichweise bewohnt. Nur der Küstensaum und einzelne Täler im Innern waren damals etwa bis Harstad und Malangen besetzt[1]. Die Kirche von Trondenes bei Harstad, als die erste am Vaagsfjord zu Beginn des 12. Jahrh. erbaut, war Norwegens nördlichstes Kirchspiel und ältester Vorposten gegen Norden. Bis dorthin erstreckte sich das alte Haalogaland, von dem wir wissen, daß es bereits in der Zeit der ersten Königssagas bewohnt war. Ottar, der zur Zeit Harald Haarfagres und Alfreds des Großen lebte, wohnte nach seinen eigenen Worten „nordligst af alle Nordmænd" um das Jahr 870 in Lenviken unter 69° 20′[2]. Erst Mitte des 13. Jahrh. wurde die „Ecclesia Sctæ. Mariæ de Trums apud paganos", die Kirche zu Tromsö, gebaut. Es lag also damals alles Land nördlich Malangen außerhalb Norwegens, im wesentlichen das heutige Finnmarken, das von den pagani, den Lappen, bewohnt und norwegisches Zinsland war.

Den Anreiz zur Niederlassung bildete hier nur die Fischerei, die veranlaßte, daß sich zahlreiche Norweger in vielen Fischerhütten längs der Küste niederließen. Wegen der fehlenden Bodenbestellung war dies aber kaum eine feste Besiedlung, sondern sie wechselte mit Kommen und Gehen der Fische häufig ihre Plätze. Auch die heutigen Plätze des Nordlandes haben keine ständig gleichbleibende Bevölkerung. Neben den Dauersiedlern kommen in den Fangzeiten zahlreiche vorübergehende Zuzügler, die eng zusammengedrängt in behelfsmäßigen Unterkünften hausen.

Wenn etwa um 1500 das Land südlich des Trondhjemfjordes als im wesentlichen besiedelt angesehen werden darf, so gilt dies nur hinsichtlich des Flächenraumes, nicht aber der Siedlungsdichte: die Küstenstriche trugen eine weit stärkere Bevölkerung als die Inlandbezirke. Seitdem hat aber auch die innere Kolonisation weite Fortschritte gemacht. Die Vermehrung der Hofwirtschaften erfolgte durch Teilung eines alten Hofes in zwei oder mehrere getrennte Höfe oder, indem man von der großen, alten Landfläche des Mutterhofes ein bestimmtes Stück in den Grenzbezirken abtrennte und dort einen ganz neuen Hof erbaute, der von Pächtern, Käufern oder Erben bewirtschaftet wurde. Solche Neuanlagen konnten später erneuten Teilungen unterliegen, so daß ganze

[1] Olafsen, Nyrydning, S. 416.
[2] Hansen, Landnåm, S. 21 und 119.

Siedlungskomplexe entstanden. Häufig wurden auch bisherige Sætergründungen in Vollhöfe umgewandelt, die ihrerseits wieder neue Sæter gründeten. Im allgemeinen haben die Küstenbezirke in der Neusiedlung nur einen geringen Fortschritt gemacht, da sie die Fischerei dem Landbau vorzogen und wegen ihrer schon früher dichteren Bevölkerung nur wenig Neuland zur Siedlung besaßen, auch die Oberflächenformen einer Kultivierung ungünstig waren. Die besten Fortschritte haben dagegen die Inlandsbezirke gemacht, wo später auch noch Bergbauunternehmen, in neuester Zeit Kraftgewinnungsanlagen, Fremdenverkehr u. a. hinzukamen. Die schwedischen Grenzlandschaften erhielten zudem einen weiteren Siedlungszuwachs durch Einwanderung von Finnländern, die zu Ende des 16., Anfang des 17. Jahrh. einwanderten und sich in den Waldgebieten von Solör, heute noch Finnskogene = Finnwälder genannt, in eigenen Finntorpern (Finndörfern) niederließen[1].

Die ausgedehnteste Neusiedlung der letzten 200 Jahre zeigt Nordnorwegen von Nordland Fylke an. Auch hier begannen im 18. Jahrh. Finnländer oder Kväner einzuwandern, die sich landbauend im Innern der Fjorde niederließen. Norweger kamen dagegen erst ziemlich spät und vereinzelt zu dauernder Niederlassung nach dem Norden. Die eigentliche Kolonisation begann erst in der 2. Hälfte des 19. Jahrh. Der südliche Abschnitt des nordnorwegischen Hochlandes hat im Innern verschiedene größere Längstäler mit Siedlungsmöglichkeiten, unabhängig vom Meer zu leben[2], während im nördlichen Teil eine fast ausschließliche Bindung der Besiedlung an die Küste besteht.

Bei der ländlichen Siedlung Norwegens ist vor allem das Fehlen der Dörfer bemerkenswert. Der Einzelhof herrscht vollkommen vor, und wenn gelegentlich größere Hausansammlungen das Bild eines Dorfes vorzutäuschen scheinen, so ist festzuhalten, daß dies genetisch jedoch kein Dorf im Sinne deutscher, dänischer u. a. ist. In dem Streit, ob Norwegen echte Dörfer besitze, haben die neueren Untersuchungen ergeben, daß in ganz Norwegen, auch im Westlande und auch in Gebieten etwas größerer Ebenheit, der Einzelhof durchaus die einzige Siedlungsform ist, aus der sich später durch Fortentwicklung dorfähnliche Bildungen, aber nicht Dörfer im echten Sinne gebildet haben. Die norwegische Sprache besitzt ursprünglich auch kein Wort für Dorf, die heute gebräuchliche Verwendung des Wortes landsby entspricht strenggenommen nicht dem eigentlichen Wortsinn[3].

Die Bildung der Dörfer verhinderte zunächst rein äußerlich die sehr unruhige Oberflächengestaltung, ganz und gar schon solcher mit planmäßigem Grundriß, die man nirgends beobachten kann. Die besiedelbaren kleinen und verstreuten

---

[1] Norske Reisebok, 1. Del: Østlandet mellem Oslofjord og Fæmund. Hg. v. d. Hauptverwaltung der norw. Staatsbahnen, Oslo 1930, S. 54.

[2] E. Gjelsvik, Jordbruket i Nordland. Oslo 1926. J. W. Cappelens Forlag.

[3] Th. Fischer, Norwegen, ein geogr. Charakterbild. Heidelberg 1884, S. 45.

Plätze nötigten überall zu anscheinend wahlloser Hausanlage. Ferner unterbanden Bodenarmut und Klimaungunst die Dorfbildung, weil sie ursprünglich zu sehr extensiver Wirtschaft nötigten, damit aber zur Streulage der Höfe, zumal auf ihnen früher bei gleicher Fläche mehr Vieh gehalten wurde als heute. Selbst auf den wenigen, genügend flachen und besseren Böden, wie Lista und Jæren, die eine dörfliche Siedlung und gemeinsame Feldbestellung ermöglicht hätten, haben Espeland[1] und bedeutende Lokalforscher nicht die geringste Spur von Dörfern erkennen können. Die Folge dieser Siedlungsweise ist auch das Fehlen von Dorfnamen, vielmehr führt jeder Einzelhof seinen oft altehrwürdigen Namen, deren die amtliche Matrikel insgesamt rund 50000 aufführt[2].

Diese Höfe waren Sitze von Großfamilien, wie sie häufiger noch bis ins vorige Jahrhundert hinein zu finden waren und vereinzelt sogar noch in der Gegenwart vorkommen. Durch ihre Teilung kam man später zu Gruppen oder Haufen von Einzelhöfen, deren jeder ein bestimmtes Stück Acker und Weideland des Urhofes zu eigenem Besitz und eigener Bewirtschaftung erhielt. Daß bei solchen Hofteilungen der eine Neubesitzer nicht fortzog und sich in einiger Entfernung ansiedelte, hat verschiedene Gründe: anfänglich benutzten die verschiedenen Einzelbesitzer Scheunen und Ställe noch gemeinsam, ferner erfolgte in der Regel die Feldteilung nicht en bloc, sondern in Feldstreifen (tei oder teig) in Gemenglage, was den Vorgang der Vereinödung ausschloß, der erst spät mit der modernen Flureinteilung auftritt, und schließlich spielten langjährige Erfahrungen betreffs Steinschlag, Lawinengefahr, Schutzlage usw. beim Festhalten an der ursprünglichen, sicheren Hoflage mit. Dort stand auch der ehrwürdige, jahrhundertelang durch Verehrung und Opfer ausgezeichnete Hofbaum, dessen Nähe man gern festhielt, weil hier Vorstellungen von der segensreichen Wirkung der ,,Unterirdischen" auf das Gedeihen der Höfe mitspielten. Dieser Hofteilungsvorgang begann am frühesten in den westlichen und südlichen Küstenbezirken, am spätesten in den weiträumigeren Ostlandtälern mit ihrer dünneren Bevölkerung.

Nun pflegte sich aber eine einzige Hofanlage aus einer ganzen Reihe von gesonderten Baulichkeiten zusammenzusetzen, früher noch weit mehreren als heute. Es gehörten dazu das eigentliche Wohnhaus, und wo eines nicht ausreichte, deren mehrere, zumal die Balkenlänge des Bauholzes gewisse Höchstgrenzen der Hausgröße nahelegte. Dazu kamen die Ställe, getrennt nach den Vieharten, die Scheunen für Korn und Winterfutter, die Vorratshäuser (stabburs) für Kleidung und menschliche Nahrung, die ursprünglich bei jedem Hof vorhandenen Badstuben, gesonderte Kochhäuser, Schuppen für die Geräte der Feldbestellung, für Netze und Ruderwerk, ferner ein besonders eingerichtetes Trockenhaus für das

[1] A. Espeland, Tun og teig. Av den norske Bosetnings Historie. Skien 1931. Norsk folkekulturs forlag.
[2] Olsen, Farms and Fanes, S. 2.

Getreide, das über Feuern ausgebreitet und gedörrt wurde, der Backofen, die Schmiede, die Wassermühle und manches andere. Auf diese Weise bestand ein einziges Anwesen aus einem ganzen Haufen bunt durcheinander gestellter Einzelhäuser: der Björnestadhof von Vaage im Gudbrandsdal zählte allein 23 Einzelbauten[1], der Hof Hamstad in Tröndelagen, der 1773 mit drei Bauern besetzt wurde, zählte 72 verschiedene Häuser[2], und noch heute haben Hausansammlungen von 10—12 Besitzern zusammen oft ihre 80—100 Baulichkeiten. So etwas sieht dann wohl wie ein Dorf aus, ist aber nach Entstehung und innerer Struktur keines.

Erst in neuerer Zeit haben verschiedene Anlässe dazu geführt, oft weit verstreuten Höfen einen Siedlungskern zu geben. Selbst die Kirche konnte hier nicht konzentrierend auf die Höfe wirken, die meist etwas erhöht auf einem weithin sichtbaren und von überall leicht zugänglichen Punkt liegt, bei der aber höchstens (nicht immer) der Predigerhof liegt. Vielfach finden sich noch heute neben ihr die besonderen Gestelle und Schuppen, in denen die Bauern auf Kirchfahrten Pferde und Wagen unterstellen. Später siedelte sich hier auch der Landhändler an, dazu die ursprünglich ganz fehlende Gastwirtschaft, in neuerer Zeit die Anlage der Schule, der Poststation, der Banknebenstelle, gegebenenfalls auch des Bahnhofes.

Der Höhenverbreitung der Siedlungen setzen die klimatischen Tatsachen eine ziemlich niedrige Grenze, die in der Regel für die zusammenhängende und ständige Siedlung in etwa 600 m Höhe liegt und nur vereinzelt und unter besonderen Bedingungen bis rund 1000 m überschritten wird[3]. D. h. die ständige Siedlung geht allgemein nicht weit über die Waldgrenze hinaus. Am niedrigsten liegt die Siedlungsgrenze im Westlande, wo wegen der Luvseitenlage die Schneegrenze und damit die der Vegetation wesentlich tiefer als im Osten liegt; hier bleibt sie durchschnittlich um 200 m gegenüber dem Ostland zurück, mit Ausnahme der Innenteile der Fjorde, die klimatisch begünstigter sind, doch wirkt sicherlich auch die Meernähe anziehend und hält die Höfe in geringer Höhe[4].

Im Ostland zeigt das Hallingdal die höchste Dauersiedlung: hier finden sich am Ustevand in 1016 m Höhe zwei schon sehr lange bestehende Höfe, die zusammen mit Böbjerg im oberen Hemsedal (1013 m) die höchstgelegenen Dauersiedlungen Norwegens bilden. Durch das geringe Hinaufreichen der Siedlung auf die Gebirge sind fast überall die Höfe des Westlandes von denen des Ostens durch weite, unbesiedelte Flächen getrennt. Eine der wenigen Stellen, wo sie

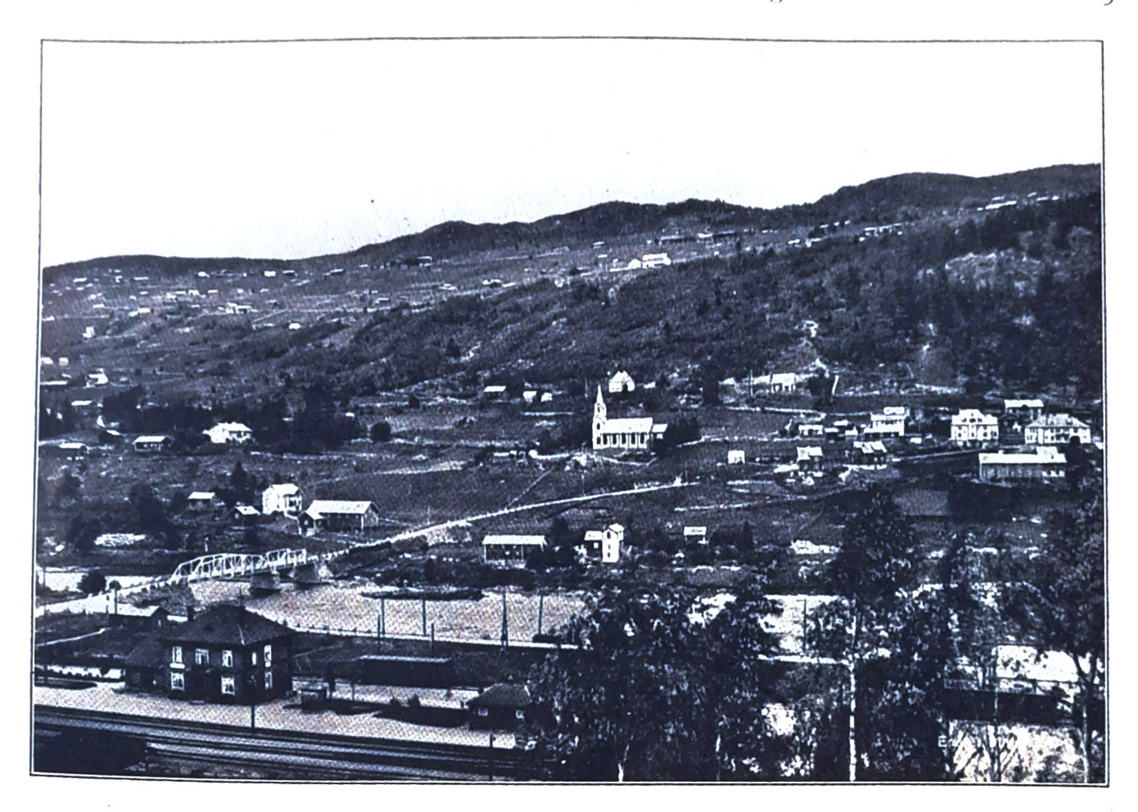
---

[1] Anders Sandvig, Lidt om husebygging i ældre tid. Kristiania 1919. Fabritius & Sönner. S. 27ff. Daselbst Grundriß des Hofes auf S. 28.

[2] Bericht des Gerhard Schöning über seine Reise durch Tröndelagen 1773. Nach Espeland, Tun og teig, S. 66.

[3] Y. Nielsen, Den faste bebyggelse i Norge fra 600 til 1000 meters höide over havet og dennes forhold til vore skoves udtynding. Kristiania 1880 (Sonderdruck aus: Den norske Turistforenings Årbog 1879, S. 4).

[4] Zahlreiche Einzelbelege für ganz Norwegen bei Nielsen, Den faste bebyggelse, S. 10ff.



Aal im Hallingdal.
Die alten Höfe liegen inmitten gerodeter und von Feldern und Wiesen bedeckter Flächen hoch an der nördlichen Talflanke, auf der Talsohle bei der Kirche die jüngeren Niederlassungen. Im Vordergrund links die Station Aal der Bergensbahn.

sich näher berühren, liegt im oberen Gudbrandsdal, das über die Wasserscheide von Lesja hinweg mit dem Romsdal in Verbindung steht. An der Bergensbahn nähern sich die höchsten Höfe im Halling- bzw. Flaamdal bis auf 60 km, die dazu gehörigen Sæter rücken sich bis auf 30 km nahe[1]. Eine ähnliche Siedlungslücke klafft auf dem Filefjeld zwischen Lærdal und Valdres. Wesentlich höher steigt natürlich überall die Zone der nur in kurzen Sommermonaten bewohnten Almhütten (Sæter)[2]. Auch die in 1250 m Höhe an der Bergensbahn gefundenen Spuren früherer Besiedlung dürften sicher nur Sommerniederlassungen gewesen sein, die mit der dort betriebenen Renntierjagd in Zusammenhang standen[3].

Die topographischen Abhängigkeiten der Hoflagen zeigen sehr innige und mannigfaltige Formen. Eine im Ostland weit verbreitete Erscheinung ist die Lage der Höfe unter Vermeidung der Talböden in einiger Höhe an den seitlichen Talhängen, wo vorspringende Buckel und Leisten etwas ebenere Flächen

---

[1] S. Heber, Die neue Hochgebirgsbahn in Norwegen Kristiania—Bergen. Kristiania 1909. J. W. Cappelens Forlag. S. 10/11.

[2] J. Frödin, Om fäbodbebyggelsens utbredning och olika typer i Europa. Svensk Geogr. Årsbok 1929, Lund 1929, S. 176—194.

[3] Nielsen, Den faste bebyggelse, S. 8.

bieten (midtligaarder = Höfe mitten auf dem Hang). Das Gudbrandsdal[1] mit seinen ausgeprägten Terrassen ist hierfür ein gutes Beispiel, auf denen sich stellenweise in langer Reihe die Höfe und Felder hinziehen. Die Talböden dagegen werden möglichst gemieden, da sie stark zur Versumpfung neigen und ihnen lange Zeit des Jahres, wenn nicht überhaupt, die Sonnenbestrahlung fehlt, abgesehen davon, daß sie meist am Grunde zu eng sind, um größerer Siedlungsentfaltung zu genügen. Die dortigen Höfe sind in der Regel ziemlich jungen Datums. Während der Schneeschmelze sind die Talsohlen auch häufig verheerenden Hochwassern ausgesetzt, die dortigen lockeren Böden zudem meist sehr sandig und zum Anbau ungeeignet. Auch die Erscheinung der Temperaturumkehr hat sicherlich vielfach bei der Ortswahl eine Rolle gespielt, zumal die Sommermonate kurz sind, sowie endlich auch das Schutzbedürfnis früherer Jahrhunderte. Bei den Terrassen kommt hinzu, daß sie nicht nur morphologisch, sondern auch edaphisch bevorzugte Striche darstellen, indem sich an sie vielfach jüngere Aufschüttungs- und Verwitterungsböden anschließen, an den steileren Hängen ober- und unterhalb aber durch die Abspülung kärgliche Bodenkrume oder anstehender Fels zutage tritt. Wo genügend flaches Gelände zum Hausbau fehlt, hilft man sich durch Auflagerung der talseitigen Fundamentbalken auf Pfosten, wodurch unter dem Hause ein gewisser Abstellraum gewonnen wird, doch ist diese Bauweise wegen der dadurch bewirkten winterlichen Fußbodenkälte mehr auf Scheunen und Vorratshäuser beschränkt. Von Wichtigkeit ist ferner die genaue Kenntnis der lawinen- und steinschlaggefährdeten Plätze selbst im weniger stark zertalten Ostland, das auch zahlreiche Katastrophen durch „jordskred" erfahren hat. In ostwestlich gerichteten Tälern finden sich überall an der Nordseite die Höfe höher hinauf und dichter angelegt als an der Südseite, die in gleicher Höhenlage vielfach nur Sæter aufweist. Welche Bedeutung man der Sonnenlage zugemessen hat, ersieht man aus den zahlreichen, mit „Sonne" zusammengesetzten Namen (Solheim, Solbakken u. a.). Solheim als alter Hofname ist in Norwegen allein etwa 70mal vorhanden. – Die Heirat einer Hoftochter von der Sonnenseite auf den gegenüberliegenden Talhang bedeutet eine ähnliche Mißheirat wie die einer Marschbauerntochter auf einen Geesthof im Nordseegebiet. — In ebeneren Gebieten spielt dagegen die Güte des Bodens eine wichtigere Rolle für die Platzwahl, indem die Lehm-, Kalk- und Schieferböden den Granit- und Porphyrböden vorgezogen werden. Hierfür ist der „St.-Olavs-Weg" ein bezeichnendes Beispiel, ein etwa 14 km langer Diabasgang guter Verwitterungserde inmitten der schwer verwitternden, dünnbesiedelten Labradorgesteine des Egersundgebietes, dessem Verlauf zahlreiche Höfe folgen[2].

---

[1] P. A. Øyen, Strandlinjer i Gudbrandsdalen. Kristiania 1896. Forlag Alb. Cammermeyer.

[2] H. Magnus, Studier over den norske bebyggelse I. Kristiania 1898. S. 36.

Das schroffere Westland bietet siedlungsgeographisch noch größere Schwierigkeiten. Seine trotzdem vorhandene, verhältnismäßig dichte Siedlungszone verdankt es dem Vorhandensein der Küstenplattform, die gleich dem Schärengürtel von grundlegender Bedeutung für das Westland geworden ist, zumal sie dem Innern der Fjorde bereits fehlt. Allgemein bevorzugt ist die Ostseite im Schärengürtel, da sie dem Wind abgekehrt und in Brandfällen weniger nachteilig ist, da sie aber auch die vom Verkehr stärker belebte, innere Seite bildet. Die steilen Talenden der Fjorde (botner) bieten nur selten genügend Siedlungsraum für mehr als 2–3 Höfe und bilden deshalb eine ausgesprochen geringe Siedlungszone. Nur wo Wasserläufe münden und kleine Schwemmländer geschaffen haben, kann eine größere Hausansammlung entstehen, oder dort, wo ein Eid, ein Fels- oder Moränenriegel, den Fjord gegen einen weiter einwärts folgenden See abschließt. Auch die Böden der seitlichen Hängetäler und ihre vorgelagerten Schuttkegel sind Siedlungsträger bescheidenen Umfanges. Diese Entlegenheit und Unzugänglichkeit der Westlandhöfe geht so weit, daß manche nur über Leitern und Saumpfade zugänglich sind, denen nicht einmal das gut steigende norwegische Pferd folgen kann; sie hat auch gelegentlich zur Auflassung Jahrhunderte alter Höfe geführt, die gebaut wurden, als der umliegende, schwer zugängliche Talboden noch etwas Wald zu Bauholz trug. Wo dieses aufgebraucht war, mußte man die baufällig werdenden Höfe verlassen, da eine Zufuhr von Neubauholz von außen unmöglich oder zu kostspielig wurde.

Schließlich ist auch das Haus selbst den natürlichen Voraussetzungen des Landes hervorragend zweckmäßig angepaßt. Der Baustoff ist heute noch ganz überwiegend Holz, während der Steinbau nur widerwillig und unter dem Druck feuerpolizeilicher Vorschriften namentlich in den Städten Eingang findet, allerdings auch in Lista und Jæren etwas stärker vorherrscht, die durch Waldmangel und Reichtum an Ziegelerde ausgezeichnet sind. Er gilt für trockner und wärmer, auch viel leichter und billiger als der Steinbau. Die nordischen Nadelhölzer sind durch ihren hohen Harzgehalt vorzüglich gegen rasche Verwitterung selbst im regenschweren Westlandklima geschützt, indem unter den Sonnenstrahlen das schwarzbraun einbrennende Holz eine eiserne Härte gewinnt, so daß Jahrhunderte alte Häuser noch heute gut ihren Dienst erfüllen. In der bereits frühzeitig und hoch entwickelten Holzbaukunst kennt man heute zahlreiche Methoden, die Balkenköpfe an den Hauskanten dicht und fest ineinander einzukämmen[1]. Diese zu verschiedenen Zeiten gebräuchlichen Methoden geben als feste Typen gute Mittel zur Chronologie des Holzbaues gleich den verschiedenen Stilarten der Architekturgeschichte. Der Schönheitssinn des Volkes hat zur Ausschmückung selbst der einfachsten Häuser eine durch die lange winterliche Dunkelheit und Arbeitsruhe geförderte Schnitzkunst entwickelt, die an den

[1] Vgl. hierfür bes. Sandvig, Lidt om husebygging . . .

Portalen der alten Stabkirchen ihre schönsten Blüten getrieben hat. Die Häuser wurden auf den gewachsenen Boden gestellt, doch anscheinend nicht ohne vorherige gründliche Bearbeitung des Baugrundes. So findet sich gelegentlich der Boden zu unterst mit einer Lage starker Kiefernkloben belegt, über die eine vierfache Lage von Birkenreisern und zu oberst Erdreich in 25 cm Mächtigkeit gebreitet wurde, was zweifellos bei dem Fehlen von Kellern zur Abhaltung von Bodenfeuchtigkeit und Kälte geschehen ist. Die Fugen zwischen den Balkenlagen wurden mit Moos, gelegentlich auch mit bunten Stoffstreifen ausgestopft, die man nach innen vorragen ließ, um dem Bild der braunen Blockwand etwas Farbe zu geben. Die Dachdeckung erfolgte mit Hilfe der sehr schwer verwitternden Birkenrinde, die mit warmhaltenden Grassoden und Steinen belegt wurde und die flache Balkendecke lange Zeit vor Fäulnis schützte. Nur wo in der Nähe Schiefergesteine anstehen, findet man das alte Dach heute häufig abgelöst durch die dicken grauen Schieferplatten.

Das älteste, heute fast ausgestorbene Haus ist die einräumige Aarestue (Aare = Feuerplatz), der, abgesehen von schießscharten- und ausguckartigen Öffnungen, Fenster fehlen. Die Tür allein und das Deckenloch, das im Winter und bei Regen mit der geölten Haut eines Schafmagens überspannt wird, geben Luft und Licht Zutritt, dem Rauch Abzug. Die Türe gleicht mehr einem Einsteigloch mit hoher Fuß- und niedriger Oberschwelle, um der Winterkälte, ursprünglich wohl auch Feinden und Tieren, den Eintritt zu erschweren. Erst später ging man dazu über, dieses Einraumhaus durch Einziehen von Wänden oder Anbauten reicher zu gestalten und verschiedene gesonderte Haustypen zu bilden. Der Herd wurde aus der Zimmermitte an eine Seitenwand oder Ecke gerückt und mit Steinen gegen die Blockwand umkleidet. Für diese Feuerstelle (Peis) findet man besonders häufig den Topfstein (klebersten) verwendet, der besonders in Tröndelagen vorkommt und weithin verschickt wurde, weil er leicht zu bearbeiten und mit dem Messer geradezu schnitzbar ist. Das zweistöckige Haus fehlte in der Frühzeit, weil man keine Kamine bauen konnte. Einen Ansatz dazu bildete das bereits in den Sagas erwähnte Ramlofthus wohlhabender Hofbesitzer. Die Rauchofenstube (Rögovnstue) war besonders im Westland in Gebrauch, von wo sie über die Wasserscheide auch im oberen Gudbrandsdal Eingang gefunden hat.

Später haben dann, namentlich in wohlhabenden Gegenden, zweistöckige Häuser Eingang gefunden, das Balkenwerk wurde verschalt und mit einem bunten Anstrich versehen. Auch das Innere erfuhr natürlich Verbesserungen durch Fußbodendielung, Anlage niedriger Keller und stärkere Ausschmückung. Doch steht noch heute neben diesen vervollkommneten, neuzeitlichen Häusern vielfach das durch Jahrhunderte bewährte alte Blockhaus in allen Landschaften Norwegens.

Typen ländlicher Siedlungen im festländischen Italien

Von Helmuth Kanter

Mit 2 Bildern

Drei Faktoren beherrschen Verteilung und Art der Siedlung der ländlichen Bevölkerung Italiens, das Relief und die Gesteine, das Klima und seine Folgeerscheinungen und die Kultur und Geschichte. Der Einfluß des vertikalen Aufbaus des Landes aus aufgefalteten oder flach abgelagerten, harten und weichen, fruchtbaren und unfruchtbaren Gesteinen und Böden fällt besonders auf; weniger augenfällig ist zunächst der Einfluß des Klimas, den man aber doch bald an der Ausgestaltung und Aufbereitung des Bodens, der Art des Anbaus und der Wasserversorgung erkennt; und erst allmählich und zuletzt wird man auf den Einfluß der Geschichte aufmerksam durch die ungünstige Lage von Dörfern, durch Befestigung von Dörfern und Gehöften und durch mangelnde Streusiedlung.

Gerade das bewegte Relief Italiens, vorwiegend Gebirgs- und Hügelland, bedingt einen starken Wechsel in den Typen der Siedlung auf engem Raum. In der flachen Aufschüttungsebene des Po in Norditalien lebt und wohnt man anders als in dem umgebenden Alpenbogen – der in folgendem ganz vernachlässigt werden soll – oder im südlich anschließenden Apennin, der das Rückgrat der Halbinsel bildet. Hier wird die Siedlung besonders durch die Verschiedenheit des Aufbaus aus weichen Tonschiefern oder Tonen (Flysch) mit langen runden Rücken und kuppigen Höhen oder aus harten, schroff aufragenden Kalken beeinflußt, wie wir sie im mittleren und südlichen Apennin antreffen. Diese sind vielfach von den weichen Gesteinen des Flysch durchbrochen, die ihrerseits im Verein mit weichen jungtertiären Mergeln, Tonen und Sanden die Hänge des vielfach über 2000 m aufragenden Gebirges bilden. Die Granite, Gneise und kristallinen Schiefer Kalabriens bringen ebenfalls eine besondere landschaftliche Note mit sich, die sich auch wieder in der ländlichen Besiedlung auswirkt.

Im Westen liegen vor dem Apennin hügelige bis bergige Vorländer mit fruchtbaren Becken, Tälern und Ebenen, denen teilweise vulkanische Auswurfsprodukte, die sehr ertragreiche Böden abgeben, zu einer überragenden wirtschaftlichen Bedeutung verholfen haben. Im Gegensatz dazu stehen vielfach Böden tertiärer Sedimente, welche die Bevölkerung meidet oder nur schwach besiedelt hat.

Das südöstliche apulische Vorland, dessen Gerüst z. T. von tertiären Sedimenten überlagerte Kreidekalke bilden, steht ganz besonders seiner Wasserarmut wegen ungünstiger da als andere Teile Italiens.

Die geographische Lage und die Höhenlage ausgedehnter Gebiete Italiens bringen es mit sich, daß große Teile des Landes ein Klima besitzen, das zwischen

dem der gemäßigten und subtropischen Gegenden vermittelt. Eines rein subtropischen Klimas erfreuen sich nur die tiefer gelegenen Teile Mittel- und Süditaliens unter 600 bzw. 700 m. Der nördliche Apennin bildet eine ausgesprochene Klimascheide. Die Po-Ebene und die hochgelegenen Teile des Apennins sind winterkalt, die Ebene im Sommer heiß, das Gebirge kühl. Im Gebirge steigt der Feldbau daher bis etwa 1200 m hinauf. Höher findet man auch keine Dauersiedlungen mehr, und nur im Sommer werden auf die zur Winterszeit schneebedeckten Höhen Viehherden getrieben. Die tiefer gelegenen subtropischen Landstriche besitzen milde Winter und heiße Sommer, und hier stehen neben Feldbau Baumkulturen und Weinbau im Vordergrunde, im Gegensatz zur Po-Ebene, wo der Feldbau die Baumkulturen und den Weinbau überwiegt, oder zu den regenarmen Gebieten Apuliens und Ostkalabriens, wo der Feldbau fast allgemein vorherrscht.

Während die Niederschläge im Norden Italiens mehr über das Jahr verteilt sind, mit einer geringen Abnahme je im Winter und auch im Sommer, fällt im Süden bei weitem die größte Regenmenge im Herbst und Winter. Im Sommer bildet sich eine ausgesprochene Trockenzeit heraus. Die höchsten gemessenen Regenmengen fallen im nördlichen und südlichen Apennin und überschreiten oft 3000 mm. Nach den tiefer gelegenen Gebieten nehmen sie ab, bleiben aber im allgemeinen zwischen 500 und 1000 mm, abgesehen von Ostkalabrien und Mittelapulien, wo vielfach weniger als 500 mm im Jahr fallen. Die Regenarmut dieser Gebiete hat die Entwicklung von Großgrundbesitz begünstigt. Die Schwankungen der Regenmengen von Jahr zu Jahr sind in ganz Italien, besonders aber im Süden, recht erheblich.

Ein Kranz von Seestädten und dicht besiedelten Küstenebenen umgab im Altertum besonders den Süden Italiens. Die Hänge des Apennins und seine Hochbecken und Täler bedeckten ausgedehnte immergrüne, in der Höhe laubabwerfende Wälder, nur schwach von der dorthin verdrängten Bevölkerung besiedelt, die der Viehzucht oblag. Heutigentags liegen gerade im Süden nur wenige Seestädte, und nur schwach ist der Küstensaum besiedelt, wenn man von einzelnen Ausnahmen, etwa Neapel und Bari und Umgebung und der Riviera, absieht. Nicht mehr an der Küste wohnt die Masse der Bevölkerung, sondern am Hang des Gebirges oder im Innern des Hügellandes und drängt sich hier in der Höhenlage zwischen 200 und 500 m zusammen. Auch das höhere Gebirge ist heute dichter als früher bewohnt, der Laubwald bis auf Reste verschwunden, die Küstenebenen dagegen sind versumpft und dienen nur extensivem Ackerbau oder der Viehzucht.

In diesem Abwandern der Bevölkerung von der Küste ist der geschichtliche Einfluß unverkennbar. Die ewigen Kriege nach dem Untergange des römischen Reiches, die Einfälle fremder Eroberer, die Raubzüge der Sarazenen, die bis in das 19. Jahrh. hinein die Küsten brandschatzten, zwangen die Bewohner, im

Gebirge Schutz zu suchen, sich zusammenzuschließen und ihre Orte zu befestigen, und dieses nicht nur gegen den äußeren Feind, sondern auch gegen die räuberischen Nachbarn. Man schlug den Wald ab, um neues Ackerland zu gewinnen, und ließ die fruchtbaren Küsten verkommen, die nun auch noch zu gesundheitsschädigenden Malariaherden wurden. Nur stark befestigte Orte in günstiger Lage konnten sich am Meere behaupten. Allen älteren Siedlungen aber haben diese kriegerischen Zeiten ihren Charakter gegeben, ihre Lage bestimmt und eine Ansiedlung der ländlichen Bevölkerung in Streusiedlungen verhindert.

Erst in der jetzigen Zeit werden die Schäden des Mittelalters beseitigt, die Küstenebenen melioriert, und langsam findet wieder eine Abwanderung der Bevölkerung in die Küstengegenden statt. Nie hatte der italienische Industriearbeiter die Verbindung zum Boden derart verloren, wie etwa der deutsche, und nicht allzu schwer ist es daher, auch Arbeiter aus Gebieten mit stärkerer Zusammenballung der Industriebevölkerung in den Zeiten schlechter Konjunktur wieder der Landwirtschaft zuzuführen. Immer überwog in Italien die landwirtschaftliche Bevölkerung, zuletzt mit 55%, und dieses Verhältnis dürfte sich jetzt, wo man 30000 Quadratkilometer besiedlungsfähiges Neuland schaffen will, noch zugunsten der Landwirtschaft verschieben.

Gleichmäßig alle Formen der ländlichen Siedlung im festländischen Italien in engem Rahmen zu behandeln, ist unmöglich. Einzelne wichtige Gebiete, im Norden die Po-Ebene, im Süden die Basilicata, Kalabrien und Apulien, sollen daher herausgegriffen, auf andere aber nur kurz hingewiesen werden.

Schon in der anscheinend so gleichförmigen Aufschüttungsebene des Po bemerkt man, daß sich andere Formen der ländlichen Siedlung zeigen, wenn der Ackerbau in Verbindung mit der Natur des Bodens und der Bewässerung wechselt. Aus einzelnen Alpentälern ist gegen die Po-Ebene ein niedriges, gut bebautes Endmoränenhügelland vorgeschoben, an das dann, wie an dem gesamten Fuß der Alpen und des Apennins, eine flache, von einzelnen tief eingerissenen Fluß- und Bachbetten zerfurchte trockene Kulturaufschüttungsebene anschließt. Vor diese legt sich nördlich des Po, an einzelnen Stellen unterbrochen, eine feuchte, von Flutsohlentälern durchzogene Aufschüttungsebene, die sich in einer Stufe gegen das Flutsohlental des Po senkt, das im Osten in die versumpfte Küstenebene übergeht. Wenige isolierte Hügelländer ragen aus der Po-Ebene auf.

Die kleinen Dörfer des dichtbebauten Hügellandes, zu denen oft steile Straßen hinaufführen, liegen auf den Buckeln und Rücken, größer sind die Dörfer der nördlich des Po gelegenen trockenen Aufschüttungsebene, besonders in der Lombardei, die sich z. T. zu kleinen Fabrikorten entwickelten, aber auch z. B. in Friaul, wo Wassermangel die Bewohner zwang, in Dörfern zusammenzuziehen. Die Ferrettoplatten der Lombardei, die aus dem Hügelland in die

Aufschüttungsebene hinausziehen, sind siedlungsarm, Dörfer sind wieder erst in größerer Zahl an ihrem Rande zu finden, wo Wasser austritt. In der Bergamasker Gegend, durch die die alte kaiserliche Heerstraße aus dem Val Camonica führte, sind bei den dörflichen Siedlungen oft noch Mauern und Türme erhalten. Hier sind Streusiedlungen ebenso wie im wasserarmen Friaul selten. Die Ackerbauer wohnen weit von ihren meist gepachteten Feldern und haben auf ihnen Feldhütten errichtet, die in der Lombardei viereckige, aus Holz oder Ziegeln errichtete, gewöhnlich noch mit steilen Strohdächern gedeckte Häuschen sind, in Friaul mehr Schutzdächer mit drei gemauerten Seiten, denen die vordere Wand fehlt.

Einzelsiedlungen sind sonst zahlreich im Hügellande verstreut, fehlen aber auch nicht in der Aufschüttungsebene, wo sie manchmal als riesige Gutshöfe, aber auch als Gehöftgruppen auftreten. Sieht man von den schloßartigen Bauten und Villen einzelner Großgrundbesitzer ab, die gewöhnlich in einem ausgedehnten Park oder Garten liegen, so sind es schmucklose, meist weiß getünchte Einzelhöfe, in denen sich Wohnräume, Stall, Speicher und Heuboden unter einem Dach befinden. Die einstöckigen Häuser sind aus Ziegeln erbaut und mit einem flachen Giebeldach aus halbzylindrischen Dachziegeln gedeckt, das oft mit Steinen beschwert ist. An der Längsseite verläuft im Oberstock eine lange Galerie aus Holz mit vielen Querstangen, an denen die Maiskolben getrocknet werden. Von der Galerie gelangt man in die Schlafräume und auch Speicherräume. Eine hölzerne Außentreppe führt auf die Galerie hinauf, eine Innentreppe fehlt. Zu ebener Erde schließt der Stall an, über dem sich der halboffene Heuboden befindet, bei dem die Vorderwand fehlt. Seltener fehlt den Heuböden auch die Rückwand oder bestehen die Mauern aus einem Backsteingitterwerk. Vor den Häusern liegt der Hof mit der harten Tenne, manchmal noch einige Nebengebäude, die bei großen Gutshöfen, die oft getrennte Wohnhäuser und Ställe haben, nie fehlen. Umgeben sind die Besitzungen von einem Zaun mit Gittertor oder einer festen Mauer mit Toreinfahrt. Neben dem Hof liegt ein gleichfalls eingezäunter Obst- und Gemüsegarten.

Ähnlich sind die Gehöfte in den Dörfern. Von dem Dorfplatz gehen gewöhnlich die Straßen aus. Ihnen wenden die braungelb oder weiß getünchten Häuser, die nicht parallel, sondern unregelmäßig stehen, so daß Knicke und Ausbuchtungen in der Straße entstehen, ihre Längsseiten zu, durch die eine Tordurchfahrt in einen engeren, von Gebäuden umschlossenen Hof führt. Eine oft von Wein überrankte Galerie, Luftspeicher, manchmal auch Bogengänge sind vorhanden. In Friaul, wo man zum Bau oft Flußschotter verwendet, fehlt meist die Tenne im Hof. Ein zweites Stockwerk enthält unter dem Dache den Speicher und die Tenne, die zum Trocknen des Getreides dient. Fenster sorgen für genügenden Luftzutritt. Des häufig frühzeitig einsetzenden Regens wegen hat man diese Anordnung getroffen. In den Dörfern trifft man oft auf Höfe, in denen



1. Häuser mit halboffenem Speicher (Heuboden). Lombardische Tiefebene.



2. Kegeldachhütten ländlicher Arbeiter aus Stroh. Aus der Gegend von Terracina. In gleicher Form trifft man sie auch in den Niederungen des südlichen Italiens.

mehrere Familien wohnen. In diesen stellen auch Galerien mit äußeren Treppen die Verbindung von Wohnung zu Wohnung her.

Südlich des Po, in der in Rücken aufgelösten Landschaft von Cuneo, wo Einzelsiedlungen neben kleinen Dörfern, die auf den Rücken und Spornen liegen, vorkommen, sind die Häuser kleiner und primitiver. Nach dem Gebirge zu werden als Baumaterial schon Schiefer benutzt, und mit Schieferplatten sind gewöhnlich auch die Dächer gedeckt. Einen recht primitiven Eindruck machen die dunklen Häuschen der kleinen Weiler auf der Aufschüttungsebene aus bräunlich-gelbem, mit Kies vermengtem Tone südlich Alessandria. Sie gehören nur kleinen Besitzern und werden aus Ziegeln errichtet, die von Spezialarbeitern aus dem körnigen Ton geformt werden. Sprünge der luftgetrockneten Ziegel werden mit Kalk verschmiert. Im Erdgeschoß befindet sich die Küche und der Raum für die Weinbereitung, im Obergeschoß der Schlafraum und ein kleiner Heuboden.

In der Emilia sind die ländlichen Gehöfte weit über das Land verstreut, manchmal schließen sie sich auch zu langgestreckten Straßendörfern zusammen. Die einstöckigen Häuser sind meist klein, eine Galerie fehlt. Eine Treppe führt im Innern zum Obergeschoß. Vor dem Eingang liegt ein Bogen- oder Säulengang mit vorspringendem Dach, der häufig dazu dient, den Heuboden zu vergrößern, der mit dem Speicher und einem Wohnraum unter dem Giebel- oder Walmdach liegt. Hier und da erheben sich kleine Türme auf den Häusern, die als Taubenschläge dienen. Sehr viel massiger sind die quadratischen Häuser in der Romagna, wo im Erdgeschoß, unter dem Wohnraum, sich ein Raum für Maschinen usw. befindet. Der Eingang hierzu führt durch eine große Bogentür. Unter dem Dach ist der Speicher. An das Wohnhaus angelehnt folgt der große Stall, da die Hanf- und Rübenkultur eine größere Zahl Arbeitstiere bedingt, und darüber der Heuboden, der nur von einem auf Säulen ruhenden Dach geschützt wird. Innerhalb des umzäunten Hofes fehlt wegen der isolierten Lage fast nie ein Backofen und ein zugedeckter Brunnen.

In der feuchten, künstlich bewässerten Kulturebene finden wir die Dörfer als Haufen- oder auch Straßendörfer besonders an Kreuzungen über die Ebene verteilt, teils auch am Rande gegen die Täler, dann meist auf Spornen an Kanälen und Flußübergängen. Besonders im Friaul halten sich die größeren Siedlungen an das Vorkommen von Quellen. Wie oben gruppieren sich die Flachgiebeldachhäuser um den Dorfplatz, den gewöhnlich eine weiße, hohe Kirche überragt, und ein Kranz von Gärten umgibt das Dorf. In vielen Dörfern findet man kleine Fabrikbetriebe, die z. B. Holz und Gespinstpflanzen verarbeiten. Langsam beeinflussen diese Industrien und der Handel auch die neuen Hausbauten, die dann denen der Städte ähnlicher werden, rechteckig, mit Walmdach und ohne Galerien. Fast bei keinem Dorf der bewässerten Ebene in der Lombardei fehlt das Kastell, ein mächtiger rechteckiger Backsteinbau mit doppelt gezackten Zinnen, der häufig noch bewohnt ist.

Die Einzelsiedlungen sind meist große Gutshöfe, die aus mehreren, rechtwinklig zueinander stehenden Gebäuden bestehen, zwischen denen der weite Hof liegt. Das Wohnhaus des Eigentümers oder Pächters ist oft von den Häusern der Tagelöhner, den Speichern und Ställen getrennt. Im Hof befindet sich eine große, oft zementierte, mit Ziegeln ausgelegte Tenne, die zum Trocknen der Reis- und Maiskörner dient, und nahebei für schlechtes Wetter bei vorwiegender Reiskultur eine große, allseits offene, gedeckte Scheuer. Mit der Reiskultur sind gewöhnlich die Winterrieselwiesen verbunden und damit Milchwirtschaft, Käse- und Butterbereitung. Ausgedehnte Ställe mit offenen oder halboffenen Heuböden darüber und die zugehörigen Wirtschaftsgebäude verschiedener Größe, je nach dem Besitztum, vervollständigen den Hof, an den ein ummauerter Gemüsegarten anschließt. Hier und dort sieht man den Schornstein einer Ziegelei aufragen.

Die wenigen Gutshöfe innerhalb der Flutsohle des Po sind ganz ähnlich den oben beschriebenen. Wie die kleinen Dörfer liegen sie meist hinter den Deichen auf niedrigen Inseln an toten Mäandern. Weiter poabwärts halten sich Dörfer und Höfe, um weniger leicht Überflutungen ausgesetzt zu sein, eng an die Dämme, welche Flüsse und Kanäle begleiten. Die Häuser folgen den Dämmen, auf denen auch die Straßen entlangführen, in langen Linien, Wohnhaus und Stall liegen dann auf einer schmalen Plattform neben der Straße, während Speicher und Tenne unterhalb des Dammes erbaut sind und in direkter Verbindung mit den dahinterliegenden Feldern stehen. Die Walmdachhäuser sind gewöhnlich viereckig, massig und haben unten vielfach einen Bogengang. Die Ställe mit offenem Heuboden werden oft noch mit Stroh gedeckt. Für die Dörfer verbreitert sich die Plattform neben dem Deich, so daß zwei bis drei Längsstraßen entstehen können.

Gegen die Küste und das versumpfte Gebiet des Po, das erst langsam meliorisiert wird, schieben sich nur einzelne verstreute große Gutshöfe vor. Der Hof liegt inmitten von Wirtschaftsgebäuden, Ställen, die oft noch Strohdächer tragen, großem Speicher und gedeckter Tenne zum Trocknen von Mais. Die Häuser für die Tagelöhner und Arbeiter stehen in kurzen Reihen an den Straßen. Es sind niedrige Erdgeschoßhäuser mit Strohdächern, in denen die Leute oft noch mit den Arbeitstieren zusammenleben.

Nahe der Küste wurden auf den alten, sandigen Küstenwällen, z. B. gegenüber von Chioggia jenseits der Lagune, von den sonst vom Fischfang lebenden Bewohnern der Stadt Gartenkulturen angelegt. In ihnen haben die Besitzer kleine rechteckige Gebäude aus Ziegeln oder Rohr, gewöhnlich mit einem Rohrdach gedeckt, errichtet, in denen sie zeitweise auch nachts schlafen.

Im niedrigen Vorhügelland des nördlichen Apennins drängen sich die Dörfer noch einmal etwas dichter. Meist liegen sie in den Talausgängen oder begleiten

die Fiumaren auf den niedrigen Längsstufen. Weiter aufwärts im Flysch-Apennin wird immer mehr die Zwischentalrückenlage auf festem Boden bevorzugt, wo das Dorf vor den Franen, die in den alttertiären Tonen häufig auftreten, geschützt ist. Die Häuser sind meist schon aus grauem Kalkstein erbaut, vielfach nicht mehr verputzt, und oft findet man auch schon kleinere Weiler, die mit Schieferplatten gedeckt sind. Von Häusern umschlossene Höfe werden seltener, Obst- und Gemüsegärten dagegen bleiben. Einzelne Schlösser und Burgen liegen noch über den Dörfern. Streusiedlungen treten gegenüber den Dörfern ganz zurück. Ein Kranz kleiner Dörfer umgibt die Trachytkuppe des Monte Amiata. Sie sind durchweg auf dem Trachyt hart am Rande des umgebenden flachen Eozänlandes erbaut. Von hier aus blickt man nach Osten schon über das ärmliche Land des Ombronetals und die Maremmen, die nur ganz schwach besiedelt sind, und jetzt erst melioriert und unter Kultur genommen werden. Nur hier und dort liegt ein kleiner Weiler oder Gutshof, umgeben von niedrigen, strohgedeckten Hütten, in denen die Hirten und Tagelöhner wohnen.

In Süditalien ist im ganzen genommen die ländliche Bevölkerung ärmer als im Norden, und diese Armut, verbunden mit einem wärmeren Klima, in dem sich das Leben mehr außerhalb als in dem Hause abspielt, bringt es mit sich, daß die Häuser gerade der ländlichen Bevölkerung einander ähnlicher sind. In Anpassung an den Besitz bzw. das Pachtland sind sie meist klein, man benötigt wenig Raum für die Geräte und die geerntete Frucht. Zum Übernachten genügt ein Raum, in den man zur Not auch die wenigen Tiere, Maultiere und Ziegen, mit hineinnimmt. Den größten Teil des Tages ist der Bewohner abwesend auf Arbeit oder unterwegs zum Acker oder zur Arbeitsstelle, die oft weit entfernt liegen, weil man meist in geschlossenen Dörfern siedelt. So besteht der wesentlichste Unterschied der Häuserformen meist nur im verwendeten Material und den durch das Gelände bedingten Verschiedenheiten. In der Lage und dem allgemeinen Aussehen der Dörfer sind die Unterschiede größer, und diese rechtfertigen es eher als die Hausform, die Siedlungen des Kalk- und kalabrischen Apennins, des Flyschapennins und vorgelagerten Tertiärgebirges zu trennen.

Im Kalkapennin kommen für eine Ansiedlung, sei es in der Basilicata oder auch in den Abruzzen, besonders die großen Hochbecken und -täler in Frage, die, von Kalkhöhen umgeben, dem Anbau dienen, während das unwirtliche, meist entwaldete Gebirge als Viehweide benutzt wird. Die Dörfer liegen durchweg nicht in den Becken selbst, sondern in Schutzlage an ihrem Rande, oft noch überragt von einer verfallenen Burg. Die Häuser sind gern auf einer isolierten niedrigen Kalkkuppe erbaut, erheben sich eines über das andere, oder kleben, überragt von einer grauen, unzugänglichen Steilwand, am Hange und sind nur durch steile Saumpfade zu erreichen. Häufig ist für die Anlage des Dorfes der

Beckenausgang gewählt, wo der entwässernde Bach sich in tiefer Schlucht einschneidet und das befestigte Dorf nun hoch über dem Tal thront, durch das die Straße hinaufführt. In den Tälern hat man Sporne zwischen tiefen Schluchten bevorzugt oder schmale Terrassen, jedenfalls immer Stellen, die gegen einen von unten herandrängenden Feind gut zu verteidigen waren. Eng und winklig sind in diesen Dörfern die steinigen, holprigen, mit Kalk gepflasterten Gassen, die vielfach zu steilen Treppen werden und manchmal von einem malerischen Torbogen überwölbt sind. Ein Dorfplatz ist nicht immer vorhanden, aber doch erlaubt hin und wieder eine schmale Plattform seine Anlage, und oft bietet sich von ihm aus eine weite Aussicht über das bergige Land. Auf die Wasserversorgung ist nicht immer Rücksicht genommen worden, und noch heute haben in einer ganzen Reihe von Dörfern die Frauen weit nach Wasser zu gehen, da es nicht möglich ist, eine Leitung bis ins Dorf zu führen.

Die Häuser aus grauem Kalkstein sind selten verputzt, nur um die Fensteröffnungen zieht sich häufig ein weiß getünchter Streifen und hebt die schwarzen Öffnungen besonders hervor. Erdgeschoßhäuser stehen neben einstöckigen bis dreistöckigen schmalen Häusern, zu deren Eingang oft eine kurze, steile Treppe hinaufführt. In den Häusern wohnen je nach Größe eine oder mehrere Familien, jede Familie in einem Raum, den sie oft noch wenigstens mit dem Geflügel teilt, während für die Ziegen und Mula unten ein kleiner Stall ist. Die Fenster sind vielfach Türfenster, die ein nur wenig vorspringendes Gitter schützt. Das Satteldach aus halbzylindrischen Ziegeln überwiegt, aber nicht selten sieht man Häuser mit einseitigem Schrägdach. Liegen die Dörfer in exponierter Lage, dann sind die Dächer durch große Steine beschwert.

Einzelsiedlungen sind nur spärlich gesät, ihre Häuser sind niedrige Erdgeschoßhäuser und wie in den Dörfern gebaut. Nur im höheren Gebirge trifft man manchmal auf Sommerhütten der Hirten, die niedrig und ganz primitiv aus Flechtwerk hergestellt und mit Erde bedeckt sind. Auf den ausgedehnten Hochflächen des kalabrischen Gebirges, besonders der Sila, liegen vereinzelte Sommersiedlungen, leichte Häuser aus Holzplanken, die man nur für wenige Monate aufsucht und im Winter verläßt. Die wenigen großen, festen Gutshäuser der Hochflächen sind weit voneinander entfernt, ein- bis zweistöckig, kastellartig gebaut und mit Schießscharten versehen. In ihrer Nähe sind heute meist noch einige niedrige Wirtschaftsgebäude errichtet.

Die Dörfer Kalabriens liegen mit wenigen Ausnahmen an den Hängen des Gebirges, entweder auf ihren Stufen oder an der Grenze zwischen kristallinem und tertiärem Gestein derart, daß das Dorf noch auf dem festeren kristallinen Untergrund erbaut ist, soweit es nicht die Steilheit des Hanges verhinderte. So kommt es, daß gerade an der Grenze der Gesteinsarten die Dörfer in Reihen angeordnet sind. Bei allen älteren Dörfern spielt aber wieder die Schutzlage eine ausschlaggebende Rolle, und auch die wenigen weiter im Gebirge liegenden

Siedlungen haben darauf nicht verzichtet. Immer stehen sie auf kurzen Spornen und Rippen, auf kleinen Kuppen oder doch flankiert von tief eingerissenen Torrenten und, soweit sie an der Küste erbaut sind, auf vorspringenden geschützten Klippen. Befestigungen, die heute vielfach von den Häusern durchbrochen werden, und Mauern mit engen Toren umgeben noch häufig die Orte. Eng und gebogen sind daher meist die Gassen, aber oft führen doch schon breitere Straßen durch den Ort hindurch, besonders wenn er z. T. auf dem sanfter geböschten Tertiärland erbaut wurde. Durch Wasserleitungen gespeiste Brunnen sind gewöhnlich vorhanden.

Am günstigsten gestellt sind die neu angelegten Siedlungen in den Küstenebenen, wo der Bauplan mit breiten, geraden Straßen vorgezeichnet wurde. In jeder Beziehung sind diese Dörfer bevorzugt, da man auf alles, besonders auch die Wasserbeschaffung, von vornherein Rücksicht nahm. Hier liegen die Häuser auch nicht mehr durchweg eng nebeneinander, sondern werden oft durch Gärten getrennt. Es sind rechtwinklige, einstöckige oder Erdgeschoßhäuser, meist aus Ziegeln erbaut, mit Satteldächern und wenigen großen Fenstern. Nur die Vorderfront wird verputzt und dann gelb oder rosa bemalt, die anderen Seiten zeigen die rohe Ziegelmauer. In den Dörfern am Gebirgsrande besteht der Unterbau meist aus Schiefer- oder Granitblöcken, darüber hat man die Mauern, falls man nicht bei demselben Material blieb, wie oft bei der Vorderfront, aus gerundeten Geröllen der Torrenten errichtet. Alle halben bis einen Meter ist eine dünne Schicht Ziegel zwischengelagert, die aber auch fehlen kann. Diese Bauweise ist besonders ungeeignet für die häufiger von Erdbeben heimgesuchten Gegenden. In diesen ist beim Aufbau der 1908 zerstörten Orte die Regierung dazu übergegangen, Häuser aus Eisenbeton bauen zu lassen, einfache rechteckige, einstöckige Kastenhäuser.

Sehr viele Häuser der Dörfer und auch der Peripherie der Städte, in denen sich eine arme ländliche Bevölkerung zusammendrängt, sind noch recht primitiv. Die kleinen Erdgeschoßhäuser haben nur einen Raum, in dem Stall und Wohnraum nur durch eine niedrige Wand voneinander getrennt sind, oft sind aber auch beide vereint. Wenn der Wohnraum nicht gleichzeitig als Schlafraum dient, liegt er manchmal unter dem Dach und ist durch eine Leiter zu erreichen. Diese Häuser besitzen oft keine Fenster oder doch nur kleine Löcher ohne Glasscheiben, die nur durch Bretter zu verschließen sind. Licht und Luft dringt durch die quergeteilte Tür ein. Ebenso fehlt häufig der Schornstein. Der Rauch erfüllt dann den einzigen Wohnraum und entweicht entweder durch die Tür, ein Fensterloch oder ein Loch im Dach, wo zu diesem Zweck ein Ziegel entfernt ist. Der Unrat wird auf die Gasse entleert, in der Schweine, Hunde und Federvieh für seine Vertilgung sorgen.

Recht zahlreich verstreute Einzelsiedlungen findet man auf der Westseite Kalabriens innerhalb der Baumkulturen. Die Häuser sind klein, gewöhnlich

nur Erdgeschoßhäuser wie die oben beschriebenen, oft liegt hier aber ein kleiner Stall mit eigenem Eingang neben dem Wohnraum. Vor dem Hause fehlt im allgemeinen nicht der Backofen, der gewöhnlich noch vom Hausdach bedeckt ist. Andere Häuser sind größer, entsprechen dann den Kastenhäusern der Dörfer und besitzen im Erdgeschoß Stall und Geräteraum, darüber den Wohn- und Schlafraum, der auch durch eine Außentreppe erreicht wird. Mit dieser in Verbindung steht manchmal eine kleine Loggia, auf der in heißen Sommern gekocht wird. Am freundlichsten sehen die Häuschen der aus Amerika gekommenen Rückwanderer aus, die dort ein kleines Vermögen erworben haben. Diese Häuser sind einstöckig, weiß getüncht und enthalten gewöhnlich mehrere Räume.

Auch auf der spärlicher besiedelten Ostseite findet man Einzelsiedlungen noch mehrfach innerhalb der Baumkulturoasen verstreut; sie fehlen ganz in den weiten Steppengebieten Ostkalabriens, in denen nur einzelne, große, zweistöckige Gutshöfe, gewöhnlich mit Walmdach, inmitten ummauerter Parks und Gärten liegen. Vor der Mauer befinden sich die niedrigen Häuser der Tagelöhner, manchmal auch Wirtschaftsgebäude, und wohl bei jedem größeren Gutshofe liegen runde Hütten für die Saisonarbeiter aus einem mit Stroh bedeckten Stangengerüst, über das sich ein hohes Kegeldach aus Strohgeflecht erhebt.

In der Basilicata schiebt sich zwischen den Kalkhochapennin und das tiefere Hügel- und Flachland, das die Verbindung zu Apulien herstellt und den Steppengebieten Kalabriens auch in der Form seiner Besiedlung gleicht, ein breit entwickelter Streifen des Flyschapennins, der durch die im allgemeinen parallel abfließenden Gewässer in lange Höhenrücken zerlegt ist. Die breiten, von den Fiumarenbetten angefüllten, malariaverseuchten Täler sind fast siedlungsleer, nur hier und dort steht einmal ein vereinsamtes kleines Haus oder ein Bahnhofsgebäude mit Drahtgazefenstern. Die Dörfer liegen sämtlich auf den Rücken der Höhenzüge in Schutzlage, die Häuser oft um eine kleine befestigte Kuppe aus härterem Gestein geschart. Diese Zwischentalrückenlage der Orte soll nicht nur gegen feindliche Menschen, sondern auch gegen die Franen Schutz gewähren, die mit Vorliebe in den Tonen auftreten. Man findet auch hier wegen dieser Neigung zu Rutschungen kaum eine Einzelsiedlung an den Hängen, und mehrfach mußten Dörfer, die von Franen bedroht waren, verlegt werden. Nicht immer konnten sich die Bewohner entschließen, ihre angestammten Sitze zu verlassen, und so kann man – allerdings nur selten – auf neue, regelmäßig erbaute, aber leere Dorfanlagen treffen, welche die vorsorgende Regierung errichtete. Die Häuser dieser Dörfer unterscheiden sich ebenso wie die der wenigen ärmlichen Orte des apulischen Hügellandes in nichts von den schon oben beschriebenen.

Hervorzuheben wäre hier nur noch das eine zahlreiche ländliche Bevölkerung beherbergende Städtchen Matera, wo ein großer Teil der Bewohner noch in Höhlen haust – jedenfalls bis vor wenigen Jahren –, die in den leicht zu

bearbeitenden Kalktuff gegraben sind. Enge, von Treppenstufen unterbrochene Gassen winden sich von der oberen Stadt zu den terrassenförmig angeordneten Höhlen an den Hängen hinab, so daß man jeweils auf dem Dach der darunterliegenden Höhle geht, oft neben dem von unten heraufführenden Schornstein. In die gewölbeartigen Höhlen dringt Licht und Luft nur durch die Tür; vorn befindet sich der Wohnraum, im Hintergrunde der Stall. Der Rauch des Herdfeuers entweicht, wenn wie gewöhnlich ein Kamin fehlt, durch ein Loch über der Tür.

Die Aufschüttungsebene der Tavoliere im Norden Apuliens ist größtenteils Weideland. Größere Siedlungen liegen daher nur am Rande und meiden die wasserarme unwirtliche Steppe. In ihr sind nur wenige Gutshöfe verstreut. Die älteren sind kleiner und noch zur Verteidigung eingerichtet, die neueren sind weiträumig angelegt und ähneln mit dem großen Gutshaus, den Wohnungen für die Knechte und Stallungen für die Pferde und Rinder argentinischen Estanzias.

Daß von der Gesamtbevölkerung der Kreidekalktafel Apuliens nur 4–10% in Einzelsiedlungen über das Land verstreut liegen, läßt die große Bewohnerzahl erkennen, die manche Dörfer, wie z. B. Andria mit 60000 Einwohnern, aufweisen. Man hat diese Dörfer deshalb auch als Stadtdörfer bezeichnet. Wassermangel, ungünstige Bodenbeschaffenheit, aber auch die geschichtliche Entwicklung haben die Bewohner veranlaßt, sich in diesen Siedlungen niederzulassen.

Am dichtesten sitzt die Bevölkerung in dem Küstenstrich zwischen Barletta und Brindisi am Ostrand der Murge, wo der mittlere und Kleingrundbesitz gartenmäßig mit Fruchtbäumen und Gemüse bebaut ist. Eine Städtereihe entwickelte sich am Ufer; in einem mittleren Abstand von etwa 10 km folgt dann eine Reihe von Land- und Ackerbauorten (Stadtdörfer), die sich besonders um Bari drängen. Sie entstanden dort, wo entweder schwach salzige Quellen dem Boden entströmten oder doch Wasser im Untergrunde leicht erreichbar war, erfuhren aber ihr gewaltiges Wachstum dadurch, daß die ländliche Bevölkerung sich in ihnen wegen der dauernden Bedrohungen durch Kriege zusammendrängte oder aber in der Feudalzeit der Herr sie zwang, sich in der Nähe seiner Burg niederzulassen. In vielen Orten reichte so das Wasser bei weitem nicht aus, und so war und ist noch heute trotz der besseren Wasserversorgung durch den Acquedotto pugliese die Bevölkerung vielfach gezwungen, Wasser in Zisternen zu sammeln. Oft haben daher die meist weiß getünchten und aus Kalktuff erbauten Häuser ein flaches Dach. Den Kalk zum Tünchen holt man sich im Sommer von der Landstraße, wo er oft mehrere Dezimeter hoch liegt. Einen reinlicheren und freundlicheren Eindruck machen daher die im übrigen kleinen, schmucklosen kastenförmigen Häuser, die meist nur ein Stockwerk besitzen, das man durch eine innere Treppe erreicht. Sie liegen an den breiten Landstraßen, von denen gerade Nebenstraßen abgehen, und bei größeren Orten findet man in Parallelstraßen auch alte Paläste und Kirchen.

Ähnliche größere und kleinere Dörfer trifft man auch am Nord- und Westrande der Murge, die im Innern nur schwach, im Norden sogar fast gar nicht besiedelt ist. Die Dörfer liegen dann gewöhnlich in Schutzlage auf einem Sporn, den ein steilwandiges Trockentälchen von der Kalktafel trennt. Eng und winklig sind die Gassen und unregelmäßig auch die Häuser gebaut. Im Innern der steinigen nördlichen Murge sieht man nur hier und dort einmal auf rötlichem Verwitterungsboden in der gewellten Steppe ein kümmerliches Getreidefeld. Die Kalkschichten sind dünnbankig, in Massen liegen die flachen großen Steine umher, und diese hat der Landmann benutzt, um auf dem weit, oft 10–30 km von seinem Heimatorte entfernt gelegenen Feld sich eine Hütte, einen sog. „Trullo", zu bauen, den er nur selten für wenige Tage bewohnt. Im Kreise werden die Steine zu einer Mauer aufgeschichtet und dieser dann von ausgesucht flachen Steinen ein kegelförmiges Dach aufgesetzt. Im Innern entsteht dadurch ein rundes Gewölbe. Außer diesen Feldhütten gibt es in diesem dünn bewohnten, meist Großgrundbesitzern gehörenden Lande mit vornehmlich Weidewirtschaft nur einsame, oft von verstreut stehenden Fruchtbäumen umgebene Gehöfte, die von wenigen Landarbeitern bewohnt sind. Das Wohnhaus besteht meist nur aus einem Erdgeschoß und ist mit den Wirtschaftsgebäuden durch hohe Mauern fest verbunden, die so verlaufen, daß sie von Erkern, die aus den Ecken des Wohnhauses hervorspringen und mit Schießscharten versehen sind, gut bestrichen werden können. In der Nähe der Gehöfte liegen große Zisternen, denen das Regenwasser der Umgebung zugeleitet wird.

Erst weiter im Süden wird die Besiedlung der Murge etwas dichter. In Dörfern und Einzelsiedlungen wohnt die Bevölkerung zum großen Teil noch heute in „Trulli", die zu mehreren zusammengewachsen und von viereckigen Mauern umgeben, zu geräumigen Häusern werden. Über dem Dache ragen außer den Schornsteinen die am Fuß miteinander verschmolzenen Dachkegel auf, die oft selbst noch Satteldächern aufsitzen. Der obere Teil der Kegel ist meist weiß getüncht, der Haupttrullo mit einem weißen Kreuz versehen, den oberen Abschluß bildet ein größerer flacher Stein oder eine Art Knauf. Eine große Tür führt in das geräumige Innere, dem Fenster genügendes Licht geben. Die Außenwände sind entweder weiß getüncht oder aber in leuchtenden rosa oder blauen und gelben Farben angestrichen, wobei die bunten Flächen von weißen Streifen an Fenstern, Türen und Kanten eingefaßt werden. Viele ärmlichere Wohnhäuser bestehen nur aus einem großen ungetünchten Trullo mit kleinem Anbau, wie man sie noch viel besonders in Alberobello sehen kann. Auch Ställe sind in der Trulloform erbaut. Wo die Trulli dichter über das Land verstreut liegen, z. B. nahe Fasano, machen sie von weitem den Eindruck einer Zeltstadt.

Leider werden die Trulli auch auf der Murge langsam von den üblichen viereckigen, weiß getünchten, einstöckigen Häusern mit flachem bzw. Satteldach

verdrängt. Außerhalb der Murge, also dort, wo der flach gebankte Kalk nicht mehr ansteht, werden sie nicht angetroffen.

Auch in der salentischen Halbinsel war die Entstehung der zahlreichen Dörfer und kleineren Landstädtchen abhängig von der Wasserverteilung. Sie liegen dort, wo Grundwasser in den dem Kreidekalk aufgelagerten pliozänen Sedimenten in nicht allzu großer Tiefe erreichbar war, und drängen sich daher auf gewissen Strichen in einiger Entfernung vom Meere zusammen.

Die zerstreut wohnende ländliche Bevölkerung ist in diesem von der Natur sonst recht günstig gestellten Lande noch gering. Die bäuerlichen Häuser sind kleine, weiß getünchte Erdgeschoßhäuser und häufig mit einem auf Säulen ruhenden Weinlaubendach vor dem hinteren Eingang versehen.

Auch die übrigen hier nicht behandelten Gegenden Italiens zeigen in der Verteilung und dem Aussehen der ländlichen Siedlungen deutlich die Abhängigkeit von der Landschaft und dem Einfluß der Geschichte. Vieles wird in der jetzigen Zeit, in der besonders auch für eine Besserstellung und Hebung der ländlichen Bevölkerung viel getan wird, sich langsam verändern. Neue Dörfer entstehen, die nicht mehr auf Schutzlage Rücksicht zu nehmen haben, und die Streusiedlungen nehmen überall zu. Allmählich werden auch die primitiven Wohnungen, besonders die Höhlenwohnungen von Matera, langsam verschwinden, aber auch vieles Althergebrachte, z. B. die Trulli Apuliens, werden wohl allmählich der neuen gleichmachenden Zeit weichen müssen, wenn auch der Staat hier wenigstens stellenweise schützend eingegriffen hat.

Schrifttum

A. Lorenzi: Studi sui tipi antropogeographici della pianura padana. Riv. Geogr. ital. 1914.

Frenzel, K.: Beiträge zur Landschaftskunde der westlichen Lombardei. Mitt. d. Geogr. Ges. Hamburg 1927.

Colamonico: La Geografia della Puglia. Bari 1926.

Sammlung „La Patria". Torino 1925—28.

Th. Fischer: Mittelmeerbilder. Neue Folge. Leipzig 1907.

Philippson: Das fernste Italien. Leipzig 1925.

H. Kanter: Kalabrien. Hamburg 1931.

Ders.: Italien im Handbuch der geographischen Wissenschaft. Potsdam.

Die ländlichen Siedlungen in Bulgarien

Von A. Burchard

Mit 4 Zeichnungen

Zu beträchtlichem Teile ist Bulgarien Gebirgsland, und für die Ortslage der Siedlungen ist das Relief von großer Wichtigkeit. Boden, Klima, Pflanzenwelt und natürliche Wegsamkeit stehen mit der Verteilung von Hoch und Tief in inniger Wechselwirkung. Donaubulgarien und die Maricaniederung, jenes aus den flachgelagerten, im Norden in Löß eingehüllten Kreide- und Alttertiärgesteinen des autochthonen Balkans bestehend, diese eine junge Aufschüttungsebene mit namentlich im Osten sich darüber erhebendem Hügelland, unterbrechen das hohe Land kräftiger als die kleinen Beckenlandschaften, wie sie etwa Makedonien, aber auch dem übrigen Westen und Griechenland eigen sind. Kleine Kessel und Becken bilden in Bulgarien ein Gliederungselement erst zweiter Ordnung. Die Höhen sind in dem verhältnismäßig kleinen Lande innerhalb eines Spielraumes bis zu fast 3000 m so verschieden, daß man nicht einfach eine Aufteilung nach Siedlungsfeldern und rings umgrenzenden hohen Siedlungsöden vornehmen kann, wie das durch Schultze-Jena in Makedonien geschehen ist[1]. Hochflächen von über 1500 m sind nur noch vorübergehend bewohnt, und zwar beobachtet man die tatsächliche Höchstgrenze für die Dauersiedlung nur im Süden und Südwesten, in Rila, Rhodopen, Pirin, Osogovo und Kraište. Während gerade die letztgenannte Gebirgsgegend noch zahlreiche auch winterlich benutzte Siedlungen von über 1000 m aufweist, gibt es nach Batakliev im westlichen Balkan nur zwei Dörfer über dieser Höhenstufe, Ginči und Mč ea Poljana[2]. Diese Beobachtung stimme mit der Tatsache überein, daß die Höchstgrenze des Getreideanbaus (des Hafers) und der Kartoffelfelder an den Nordhängen des westlichen Balkans um mindestens 200 m tiefer liege als in den Rhodopen[3].

Wie in der Höhe, so können auch in tiefen Lagen Klimaeinflüsse als siedlungshindernd oder doch siedlungsgefährdend auftreten. In den Niederungen Bulgariens herrscht hier und da Malaria, die, wie die Untersuchungen Ancels in Makedonien wieder sehr deutlich zeigen[4], zu einer furchtbaren Geißel für die Bevölkerung werden kann. Im ganzen darf man aber wohl den Einfluß der Rücksichtnahme auf die Malariagefahr bei einer teilweise noch reichlich fatalistischen Bevölkerung trotz aller Bemühungen der bulgarischen Regierung

---

[1] L. Schultze-Jena: Makedonien. Landschafts- und Kulturbilder. Jena 1927. S. 5ff.

[2] J. Batakliev: Die Lage und die Verteilung der menschlichen Siedlungen usw. Bulg. m. frz. Zusf. Godišnik na Sofiĭskija Universitet. Istor.-filolog. Fak. XXVII, 2. Sofia 1931. S. 8.

[3] In den Westrhodopen, nördlich vom Sütke, sah ich das höchste Roggenfeld in 1600 m Höhe. Louis hat nach mündlicher Mitteilung 1700 m hoch liegende Getreidefelder gefunden.

[4] J. Ancel: La Macédoine. Son Evolution Contemporaine. Paris 1930. S. 39ff.

nicht allzuhoch einschätzen[1]. Noch weniger haben sich die Siedler früher um die Möglichkeit der Ansteckung gekümmert. Steile Hänge der Gebirge werden natürlich von der Siedlung gemieden. Beispielsweise sind die Südhänge des zentralen Balkans siedlungsfrei. Sonst tragen häufig die Gesteinsverhältnisse an dem Fehlen der Siedlungen die Schuld. Auf den Hochflächen des aus Kalk aufgebauten Vracabalkans fehlen selbst Hirtensiedlungen. Sehr häufig treibt auch sonst die Wasserarmut der Kalkhochflächen des nördlichen Balkans die Siedlungen in die ziemlich engen Flußtäler hinein, jedenfalls mehr als der durch die Zertalung herbeigeführte Platzmangel[2]. Im Innern der Gebirge ist auch außerhalb der größeren Täler meist genügend Platz für Einzelsiedlungen, Dörfer und Weiler. Das hängt mit dem morphologischen Charakter aller, selbst der höchsten bulgarischen Gebirge zusammen, die in ihrem Innern weite, noch wenig zerschnittene Rumpfflächen tragen. Für die Sommersiedlung der Hirten ist in den hohen Gebirgen wegen der geringen Ausdehnung der Felsregion der Spielraum nach der Höhe ziemlich groß. Wasser ist, von den schon erwähnten petrographisch zu erklärenden Ausnahmen abgesehen, fast überall genügend vorhanden. Soweit meine Beobachtungen gehen, bleiben die Hirtenweiler (kolibi und mandra) unterhalb der Waldgrenze oder doch in deren Nähe. Hinsichtlich der Schuttbildung und Steinüberstreuung, der Gewalt der sommerlichen Platzregen, die jene Massen bei der entsprechenden Hangneigung gefahrvoll in Bewegung bringen, weist Bulgarien schon manche Ähnlichkeit mit semiariden Gebieten auf.

Die eigentlichen Mittelgebirge Bulgariens unterliegen im Durchschnitt noch stärker der Umformung durch die außenbürtigen Wirkungen als entsprechende Formen bei uns. Das ist eine Folge einer im ganzen jüngeren wirksamen Tektonik, des damit zusammenhängenden kräftigeren Einschneidens der Flüsse und der Bildung oft sehr steiler Hänge. Dadurch fallen manche Siedlungsmöglichkeiten aus. Auf Erdbebengefährdung hat der Siedler bisher noch kaum Rücksicht genommen. Die Hauptansatzstellen für die Siedlungen in den hohen sowohl als auch in den niedrigen Gebirgen sind natürlich die Becken und genügend breite Täler. Die Talstrecken auch nicht unbedeutender Flüsse sind aber teilweise recht eng und siedlungsfeindlich, wie die der meisten Nebenflüsse der Marica in der Nähe der Gebirgsränder (Eli dere, Kričim und, in etwas geringerem Ausmaße, auch der Stanimaška Reka). Erst weiter im Gebirgsinnern liegende breitere Hochtalstrecken, wie bei Batak und bei Čepelare in den mittleren Rhodopen, sind günstiger. Selbst die Ardafurche der ziemlich niedrigen Ostrhodopen weist siedlungsfeindliche Engen auf. Das zuletzt Gesagte gilt auch vom Isker und anderen Flüssen im Balkan oder von der Mesta und der Struma. Die

---

[1] J. Ancel a. a. O. S. 237ff. Auch heute ist in manchen Bezirken die Malariagefahr noch groß.

[2] Vgl. die abweichende Meinung J. Bataklievs a. a. O. S. 8.

tektonischen Becken dagegen tragen nicht nur meist Kulturboden, sondern sind auch fast durchweg ausreichend bewässert. Beliebte Siedlungsanlagen in den Becken sind diejenigen am Übergange von dem flachen Beckenboden zum Gebirgshange (Čepinobecken der westlichen Rhodopen), wenn anders nicht auch die Wasserverhältnisse bestimmend geworden sind (Becken von Kasanlăk[1]).

Als große Beckenlandschaft stellt sich auch das Maricatiefland dar. Die Verkehrslage, für manche Städte hier lebenswichtig, spielt für die durchweg in geschlossener Form auftretenden Landgemeinden keine ausschlaggebende Rolle. Als Siedlungslagen haben die Terrassen und randlichen Schwemmkegel, ebenso die niedrigen Vorgebirge am Fuße der Rhodopen den Vorzug vor der Flußaue. Auffallend ist die nicht unbeträchtliche Größe der Dörfer. Dies mag mit der Wasserversorgung in Verbindung stehen. An den Donaunebenflüssen haben die Siedler die Tallagen bevorzugt. Die Erklärung dafür ist auch hier in den Wasserverhältnissen zu suchen. Dort, wo die Kalkhochflächen zu größerer Höhe ansteigen und eine durchgreifende Zerschneidung noch nicht erfahren haben, wie im Deli-Orman im Nordosten, muß notgedrungenerweise Hochflächenbesiedlung vorherrschen, deren Wasserversorgung aber, ähnlich wie bei uns diejenige der Rauhen Alb, mit natürlichen Schwierigkeiten verknüpft ist. Erst in den letzten Jahren hat man die künstliche moderne Wasserversorgung in Angriff genommen, um das weite Fahren zu den Wasserstellen zu vermeiden[2]. Reich mit malerischen ländlichen Siedlungen besetzt ist das lößbedeckte Donauhochufer. Die Donauaue dagegen ist wegen Versumpfung und Überschwemmungsgefahr wenig siedlungsfreundlich. Die bulgarischen Küstensiedlungen, soweit sie wirtschaftlich vom Schwarzen Meer abhängig sind, tragen aus historischen Gründen (griechische Einflüsse) in vorwiegendem Maße städtischen Charakter.

Bulgariens Bevölkerung und Siedlung sind zu mindestens vier Fünftel „ländlich". Das Maximum der Bevölkerungsdichte Bulgariens liegt nicht in 200—500 m, sondern in 500—900 m Höhe[3], obwohl auf der niedrigeren Stufe die Naturbedingungen günstiger sind. Diese Tatsache hängt mit dem Schicksal der Bulgaren zur Türkenzeit zusammen.

Von einer klimatisch bedingten Maximalgrenze der Ackerbausiedlungen in den bulgarischen Gebirgen könnte man mit Recht nur dann sprechen, wenn auf Grund wirtschaftlichen Zwanges der Anbau auf die größtmögliche Höhe

---

[1] Auf den Wasserreichtum dieser Gegend machte schon H. v. Moltke aufmerksam. Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei. 2. Auflage. Berlin 1876. S. 138.

[2] Die Wege zu dem stinkenden, verschmutzten Wasser sind nach einer Programmschrift des deutschen Handelsgymnasiums in Rustschuk (1932; Aufsatz von D. Ganev) oft 10—15 km weit.

[3] A. Išìrkov: Bulgarien, Land und Leute. II. Leipzig 1917. S. 84.

getrieben worden wäre. Das ist erfahrungsgemäß noch nicht der Fall[1]. Der Hirte weidet noch seine Herden unter der naturbedingten Grenze des Landbaus. Es ist aber nicht so, daß er, der oft als Volksfremder (Aromune) auftritt, etwa den Bauern zurückdränge. Vielmehr befindet er sich, durch die neuen Grenzziehungen oft der Winterweideplätze beraubt, in der wirtschaftlich schwächeren Stellung. Die Gebirgsweideplätze hat er meist in Pacht. Es ist wohl eine Entwicklung dahin möglich, daß er mit der Zeit vom viehzüchtenden bulgarischen Bauern verdrängt wird und ähnliche Verhältnisse eintreten wie etwa in Tirol, wo die allerhöchsten Siedlungen wirtschaftlich auf der Viehwirtschaft, verbunden mit Hochwiesenbau, beruhen.

In unseren mitteleuropäischen Verhältnissen wächst die Wirtschaftlichkeit einer Siedlung mit der steigenden Gunst ihrer Verkehrslage. Für die Erklärung der Entstehung ländlicher Siedlungen in Bulgarien darf man diesen „europäischen" Maßstab nicht anlegen. Zur Türkenzeit hat, wie wir später sehen werden, die Rücksicht auf den großen Verkehr eher eine negative als eine positive Wirkung auf Anlage und Gedeihen der bulgarischen Dörfer ausgeübt. Für die ländlichen Orte Bulgariens kam vorwiegend der Saumverkehr in Betracht, der jetzt noch viele Gebirgslagen an das Verkehrsnetz anschließt, die sonst niemals bebaut würden; in allen bulgarischen Gebirgslandschaften herrscht er vor. Heute allerdings, nachdem erst etwa im letzten Jahrzehnt die Erschließung der Gebirge durch Landstraßen ein schnelleres Zeitmaß angenommen hat, sind die Siedlungen fern von diesen Straßen zum Stillstand oder gar zum Rückgang verurteilt[2].

Wesentliche Unterschiede in den Lagen der ländlichen Siedlungen, soweit sie durch die Differenzierung in einzelne Zweige der Landwirtschaft gegeben sein könnten, vermag man in unserem Arbeitsgebiet vorläufig noch nicht zu entdecken. Das ist schon eher der Fall bei der Gestaltung des einzelnen Hauses oder des einzelnen Gehöfts. Nur sieht man schon Ansätze in der Richtung, daß auf Grund der Spezialkulturen, besonders des Tabakbaus, manche Dörfer in

---

[1] N. W. Dolinski (Über den Zusammenhang der Bevölkerungsvermehrung und der Intensität der Landwirtschaft in Bulgarien, Arch. f. Soz.-Wiss. u. Soz.-Polit. 63, 3. Juni 1930) behauptet (S. 617), daß „die Vermehrung der ganzen landwirtschaftlichen Bevölkerung mit der Zunahme der Bedeutung der Intensität des Landbaues nicht verbunden" sei. Auch wenn man dem zustimmt, kann man sich nicht der Einsicht entziehen, daß Intensivierung der nationalen Landwirtschaft neue Landnahme im Innern und damit zumeist auch Neusiedlung umfaßt. Dieser Prozeß muß in Bulgarien dadurch beschleunigt werden, daß eine Überführung überschüssiger Arbeitskräfte in die Industrie, auch nach Dolinski (S. 620), nur in äußerst beschränktem Umfange möglich ist.

[2] Stillstand oder Weiterentwicklung der Siedlungen sind wegen der Wanderungs- und Flüchtlingsbewegung der letzten Jahrzehnte nur oberflächlich aus den Bevölkerungszahlen der amtlichen Statistik zu erschließen, viel besser aber an Ort und Stelle aus Neubauten zu ersehen. Das gilt z. B. von manchen Grenz- und Verwaltungsorten in den Rhodopen, die an Verkehrsbedeutung gewonnen haben (Djovlen, Darădere, Mastanli, Kărdžali u. a.).

Mittelpunkten besonders ergiebiger Gebiete als Sitz von ländlichen Produktionsgemeinschaften (Kooperationen) zu besonderer Bedeutung gelangen. Sie können mit der Zeit zu reinen Industriedörfern werden. Hinsichtlich der Bevölkerungszusammensetzung übt auch die Stadtnähe einen Einfluß insofern aus, als beispielsweise Tabakarbeiter, die in der Hauptarbeitszeit des Jahres in die Manufakturen wandern, nach und nach dem Dorf und seinem ländlichen Wesen entfremdet werden.

Wieweit volksmäßige Einflüsse in den Siedlungslagen sich auswirken, läßt sich nicht so leicht sagen. Auch von den Bulgaren muß man annehmen, daß unter ihnen das Hirtentum einst weiter verbreitet war[1], ebenso von den heute in Bulgarien seßhaft gewordenen türkischen Jürüken. Eine schärfere Trennung der Völker bahnte sich erst nach der Befreiung von den Türken an, als auch durch politische Grenzen die Haupteinflußgebiete der einzelnen Nationen in Erscheinung traten. Diese Grenzen werden gegenwärtig der Anlaß für Neusiedlungen, Posten, Zollstationen usw., wie sie denn auch für schon bestehende Orte Lageverschlechterungen oder -verbesserungen bedeuten können. Die Zigeunerviertel selbst der zivilisiertesten Städte bilden primitiv ländliche Anhängsel.

Die nationalen Einflüsse auf die Siedlungslagen berühren sich in Bulgarien auf das innigste mit den historischen Schicksalen des Landes; denn der Kampf um den Siedlungsraum vollzog sich auf der Balkanhalbinsel wesentlich als ein solcher zwischen den Völkern. Er ist auch heute noch nicht zur Ruhe gekommen, wie das uns das Flüchtlingswesen deutlich genug vor Augen führt. Bei der Betrachtung der Ortsverlegungen hat man zwei Typen zu unterscheiden: Verlegung der Siedlung unter gleichzeitiger Beibehaltung des dazugehörigen Landbesitzes oder Verlassen der Siedlung und Unterkommen der Einwohnerschaft weit weg von ihrem Heimatsort. Der letztgenannte Typ trat besonders an den türkischen Heerstraßen oder in deren bedrohlicher Nähe auf. Hier hat sich die teilweise Verödung des Landes nach dem Auszuge vieler Türken und der Rückwanderung vieler Bulgaren bis heute noch nicht ganz wieder ausgeglichen. Daher mit die erwähnte dichtere Besiedlung der Höhenstufe zwischen 500–900 m; der andere Typ der Ortsveränderung findet sich häufiger in Randgebieten. Man hielt an dem Besitz von Grund und Boden fest, nahm aber nach stattgefundener oder teilweiser Zerstörung des Dorfes eine Korrektur der Ortslage vor. Besonders während der Kărdžali- (Räuber-) Zeit um Beginn des vorigen Jahrhunderts fanden viele Dorfzerstörungen statt. Reguläre Kriegsverwüstungen, bis in die letzte Zeit nicht selten, mögen ähnlich gewirkt haben. Übrigens kommt es auch zum Zwecke der Aufnahme bulgarischer Flüchtlinge zu Siedlungsgründungen[2].

---

[1] A. Burchard: Die Thrakische Niederung und ihre anthropogeographische Stellung zwischen Orient und Okzident. Georgr. Anz. 1930, H. 8, S. 245.

[2] J. Ancel a. a. O. S. 232ff.

Eine auch nur vorläufig abgeschlossene, einigermaßen vollständige Darstellung des Ortsplanes der bulgarischen ländlichen Siedlung läßt sich gegenwärtig noch nicht bringen. Diese Behauptung wird ebensosehr durch den Hinweis auf die große Zahl der zu untersuchenden Örtlichkeiten gestützt, 1926 4265 Dörfer (sela) und 1391 Weiler (kolibi und machali), wie durch die Einsicht von dem immer noch gering zu nennenden Maß der landeskundlichen Durchforschung Bulgariens.

Einzelsiedlungen von selbständigem Wirtschaftswert sind selten. Der große Geselligkeitstrieb der Bulgaren beförderte die Gruppensiedlung. Vielleicht erklärt dieser sich mit aus der früheren Großfamilie, der Zadruga, die heute allerdings bis auf wenige Reste aus Bulgarien verschwunden ist. Viele Dörfer tragen ihre Namen nach der betreffenden Zadruga. Ferner mag die Sorge um Sicherheit die Gruppensiedlung veranlaßt haben. Zu den nicht selbständigen Einzelsiedlungen gehören, von Iširkov erwähnt[1], pojati, „zerstreute Strohhütten, in denen das Vieh überwintert", und dăršawi, „zerstreute Häuser, hauptsächlich im Iskerdurchbruch, deren Besitzer in Dörfern wohnen, die aber weit abliegende Weiden und Wälder haben". Abgelegene Bahnhöfe erklären sich oft aus Furcht der Türken vor der unruhigen Bevölkerung bulgarischer Städte. Im Chan, dem Ruhepunkt des alten Karawanenverkehrs, haben wir typisch etwas zwar nicht allein Bulgarisches, aber doch Orientalisches vor uns.

Viel zahlreicher als die Einzelsiedlungen sind die Weiler Bulgariens. Für die Sommersiedlung der Hirten in den höheren Gebirgsteilen bilden sie die Regel. Als Dauersiedlung unterscheidet sich der Weiler im Aussehen vom Dorf hauptsächlich nur dadurch, daß er kleiner ist, und daß er wesentlich als Agglomerat von ihrer Wirtschaftsweise nach gleichartigen Häusern oder Gehöften besteht. Im Dorfe dagegen entwickelt sich durch das notwendige Hinzutreten von anderen Berufstätigen ein mehrgegliederter Organismus. Häufig genug ist das bulgarische Dorf aus dem Weiler oder aus Weilern entstanden. In der Umgebung der gewerbefleißigen Stadt Gabrovo im Nordbalkan tragen Haus- und Fabrikindustrie dazu bei. Im Grundriß des Dorfes Čepelare in den Rhodopen ist das Zusammenwachsen aus Weilern noch deutlich zu erkennen. Das Čepinobecken soll früher nur Weiler getragen haben, von denen während der Türkenzeit mehrere wüst geworden sind, während sich die bestgelegenen zu lebensfähigen Dörfern ausgewachsen haben[2]. Die Weiler treten vorzugsweise in den gebirgigen Landschaften auf, beispielsweise in den Ostrhodopen (Gegend um die Stadt Kărdžali), im Südwesten des Landes sowie in der schon erwähnten Gegend um Gabrovo. Im Südosten folgen sie der fleckenweisen Verbreitung der Verwitterungserden. National bedingt ist diese Siedlungsform nicht. Man trifft sie sowohl bei den Bulgaren (in Kraište, im Nordbalkan) als auch bei den Türken (im Ostbalkan,

---

[1] A. Iširkov a. a. O. S. 78.

[2] J. Batakliev: Čepino. Bulg. m. dtsch. Zusf. Sofia 1930. S. 65f.

in den Ostrhodopen) oder bei den türkisch stark beeinflußten Pomaken (mohammedanisierten Bulgaren in den mittleren Rhodopen). Alle diese Leute sind aber anderwärts der Dorfsiedlung nicht abhold.

Wie die Weiler treten auch die Dörfer in geschlossener oder in geöffneter Form auf. Die Siedlung dicht bei dicht, ähnlich wie in manchem mitteldeutschen Haufendorf, habe ich häufig am Nordrande der Rhodopen gesehen; auch in den Dörfern im Gebirgsinnern ist sie mir öfter aufgefallen.

Vollkommen aussichtslos erscheint es, in Bulgarien nach einem System der Dorfgrundrisse zu suchen. Das unregelmäßige Haufendorf herrscht durchaus vor. Etwaige Modifikationen dieser Grundformen sind höchstens grobe Anpassungsformen an das Gelände, neuerdings hier und da auch an ein überkommenes Wegenetz. Damit hängen übrigens auch die Verrenkungen zusammen, die man an der Linienführung neuerbauter Fahrstraßen in den Rhodopen angestellt hat. Mir ist das besonders in dem kleinen Landstädtchen Pašmakli aufgefallen, dessen Straßenführung ganz auf Saum-, nicht aber auf Autoverkehr eingestellt ist. Die Planlosigkeit des bulgarischen Dorfes hat zudem ihren historischen, insbesondere wirtschaftsgeschichtlichen Grund. Über den bulgarischen Boden ist ziemlich häufiger Besitzwechsel hingegangen[1]. Heute gibt es im Lande fast keinen privaten Großgrundbesitz. Im übrigen ist die Besitzverteilung äußerst kompliziert, und Anfänge der Flurbereinigung sind noch nicht weit gediehen.

Wie beim deutschen Haufendorf, so ist für das bulgarische Dorf die Gemengelage in der Flur charakteristisch. Die Zahl der Parzellen, die jeweils einem Bauern gehören, ist groß. Ein beträchtlicher Teil des Nutzbodens muß auf die Feldwege entfallen und geht damit dem Anbau verloren. Es herrschte notwendigerweise Flurzwang, wodurch die wirtschaftliche Initiative intelligenterer Bauern sehr gehemmt wurde. Nach dem Zerfall der Zadruga entwickelten sich Erbsitten, die das Land wirtschaftlich zu vernichten drohten: zunächst Aufteilung des Bodens einer Familie unter die männlichen, später sogar unter alle Geschwister. Schließlich mußte der gänzlichen Zersplitterung durch Gesetze vorgebeugt werden. Der Zersplitterung der Flur entspricht die Unregelmäßigkeit des Dorfes. Insbesondere vermißt man die bei den Westslawen ursprünglich weit verbreitete Form des Straßendorfes. Was hier und da physiognomisch als solches auftritt, ist weiter nichts als eine junge Anpassungsform.

Man kann es kaum wagen, für Bulgarien die Aufteilung der Dorftypen von Cvijič zu übernehmen[2]: Sehen wir auf der kartographischen Darstellung bei ihm von den Streusiedlungen in Westbulgarien und auf dem Nordbalkan ab, so bleibt als Typ eigentlicher Dorfsiedlung zunächst übrig das Čiflikdorf, das

[1] E. Buske: Die Agrarreform in Bulgarien. In M. Sering: Die agrarischen Umwälzungen im außerrussischen Osteuropa. Berlin u. Leipzig 1930. S. 406ff.

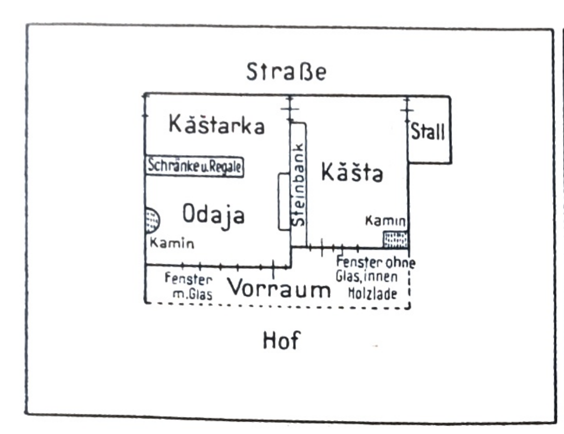
[2] J. Cvijič: La Péninsule Balkanique. Géographie Humaine. Paris 1918. S. 215ff.

aber wegen der starken Umgestaltung, die es in Bulgarien erfahren hat, kaum mehr etwas bedeutet. Als wesentlich gibt es dann nur noch einen griechisch-mediterranen Typ, diesen ebenfalls nur eingestreut vorwiegend in der südbulgarischen Niederung, und einen türkisch-orientalischen Typ in den Rhodopen und in Nordostbulgarien. Im übrigen handelt es sich in den weit überwiegenden anderen Teilen des Landes um Mischformen. Geht man nach dem Prinzip der volksmäßig begründeten Kulturen vor, so wird man also bei einer genaueren territorialen Darstellung des heutigen Zustandes fast nur zu solchen Mischformen kommen, und damit ist geographisch nicht viel gewonnen.

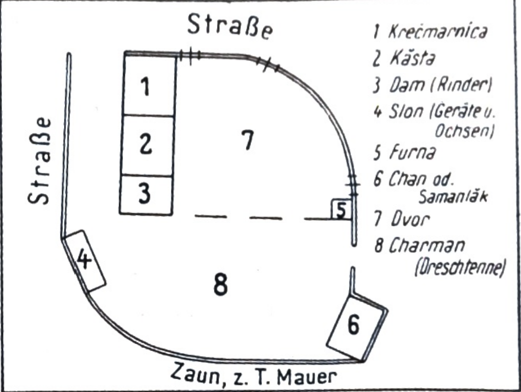
Ähnlich steht es um die Haus- und Gehöftformen. Eigentlich südslawische, griechisch-ägäische, türkisch-orientalische Einflüsse, dazu moderne Bauweisen verschmelzen sich. Der einzige Einteilungsgrund, der zu einiger Klarheit führt, betont erstens den Unterschied zwischen einer Art Einheitshaus und dem aus mehreren Gebäuden bestehenden Gehöft und zweitens den Aufriß nach einem oder (in der Regel) zwei Stockwerken.

Zu den einstöckigen Häusern primitivster Art könnte man die eingesenkten Erdhütten in Donaubulgarien rechnen[1]. Das einstöckige Bauernhaus gehört in Bulgarien hauptsächlich den tiefer gelegenen Landschaften an. Doch ist zu bemerken, daß es früher in den Gebirgen auch stärker verbreitet war als heute. Die einfachen Hüttenformen der Wanderhirten sind einstöckig, entweder einräumig oder auch häufig mit zwei Räumen ausgestattet. Vorwiegender Baustoff ist das Holz. Die kolibi (Hütten) sind fast schmucklos. Hier und da ergänzen einfache Unterstände für das Weidevieh sowie Heuschuppen die Siedlung. Ähnliche einfache Hüttentypen werden während des ganzen Jahres von den Pomaken in der Gegend von Babek (Westrhodopen) benutzt. Die räumliche Aufteilung in seljamlăk und harĕmlăk wird durch die mohammedanische Religion der Bewohner bedingt. Im Grunde gleichartig, nur aus Feldsteinen erbaut, sind die einfachen Hütten, die die Türken in den Weilern nördlich von Djovlen in den Rhodopen bewohnen. In der Festigkeit der Bauweise ist dort ein Fortschritt zu verzeichnen, wo Holzhütten auf steinerne Fundamente gestellt werden. Die Flüchtlingshäuser, die für die Bulgaren aus Makedonien, Griechenland und anderwärts her errichtet werden, bilden den Typ der älteren Bauernhäuser der Niederungen nach[2]. Als Muster eines älteren bulgarischen Bauernhauses erwähne ich das Besitztum des Stojan Konstantinov in Darădere (Abb. 1) (Südostbulgarien). Einstöckig, ist es ein Beweis dafür, daß auch im Gebirge dieser Aufriß durchaus heimisch ist, sehr wahrscheinlich sogar den Vorläufer des mehrstöckigen Hauses bildet. Die Einteilung und Haupteinrichtung ergibt sich aus der Zeichnung (Abb. I). Der Vorbau, die Laube unter dem übergreifenden, von Pfeilern getragenen Dach, geht wohl auf älteste Tradition im

[1] Vgl. M. Haberlandt in Buschans Illustriert. Völkerkunde. II. Stuttgart 1926. S. 122.
[2] S. die Abbildungen bei J. Ancel a. a. O. auf Tafel II und auf S. 245.



1. St. Konstantinov, Darădere, 1 stöckig.



2. Schenke m. Hof Dribševo.

Hausbau der Balkanhalbinsel zurück[1], wenn auch das klassische Vorhallenhaus eine Giebellaube, nicht wie in unserm Falle eine Langseitenlaube aufwies. Zudem liegt die Vorhalle als Zweckform sehr nahe. Eine Frage ist, ob der Čardak, die Veranda im Oberstock des zweistöckigen Hauses, aus dieser Laube abgeleitet werden darf.

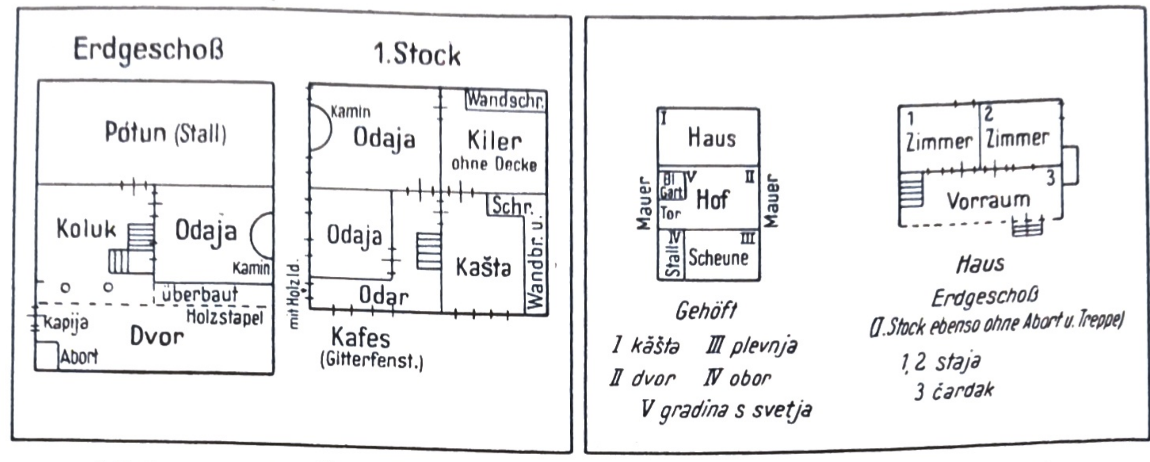
Das einstöckige Haus steht innerhalb eines Hofraumes für sich neben davon abgetrennten Wirtschaftsräumen, oder es ist mit diesen mehr oder weniger eng verbunden. Bei enger Verbindung, Wand an Wand, entsteht eine Art Einheitshaus unter demselben Dach. Eine geschlossene Hofform kann dadurch zustande kommen, daß sich solche einstöckigen Gebäude aneinandergeschlossen im Viereck anordnen und etwaige Lücken sich durch Zaun oder Mauer schließen, Formen, die man beispielsweise in der Maricaebene auch in den Städten beobachtet. Mehr aufgelockert traf ich solche Höfe auf den Hochflächen des Sakargebirges (Abb. 2). In der einfachsten Form des zweistöckigen Hauses befinden sich im Untergeschoß die Wirtschafts-, im Obergeschoß die Wohnräume. Sehr häufig jedoch ist das mehrstöckige Haus mit einem Hofraum zusammengestellt (Abb. 3 u. 4).

Das sind einige Haustypen, wie sie immer, bei Türken und Bulgaren, wiederkehren. Ob das zweistöckige Haus ohne Čardak (Veranda)[2] im oberen Stockwerk, von denen das obere überkragt, nur solche Abweichungen von dem Čardaktyp sind oder ob sie als selbständige Formen zu gelten haben, läßt sich

---

[1] Vgl. M. Haberlandt a. a. O. S. 423f.

[2] Neuerdings wird die türkisch-osmanische Herkunft des Wortes Čardak bestritten (von I. Pohl in ihren Beiträgen zur Landes- und Volkskunde des Jantragebietes in Bulgarien. 1932. S. 112, ebenso von Prof. Zeiß [mündlich]). Allerdings ist das Vorkommen des Wortes in der Ukraine wegen der nahen Berührung dieses Landes mit dem ehemals türkischen Herrschaftsgebiet am Schwarzen Meer kein allzu triftiges Argument. Sicher ist, daß der Čardak, wenn er vielleicht auch nicht türkische Erfindung ist — seine Zweckmäßigkeit schon spricht für ein höheres Alter in Südosteuropa —, doch im türkischen Bereich eine auffällig weite Verbreitung und reiche architektonische Differenzierung gefunden hat. Zum mindesten gegenüber den einfacheren slawischen Formen bedeutet das Čardakhaus in Bulgarien wahrscheinlich etwas Neues. Zur Literatur s. I. Pohl a. a. O.



3. Ali Achmed Topšisk, Darădere, 2stöckig.

4. Hasan, Smilian, 2stöckig

nicht sagen. Was die Wirtschaft angeht, so sind nur hier und da neuere bauliche Anpassungsformen an sie zu beobachten. So gilt das von den Weinbauern, ebenso aus den Gebieten einer neuerdings intensiven Seidenraupenzucht im Südosten, die besonders hohe und geräumige Häuser zeitigt. Offene Schuppen auf den Höfen baut man wegen der Tabaktrocknung (Ostrhodopen). Doch fehlen in anderen Tabakgebieten entsprechende Vorrichtungen.

Für die älteren Gebäude war die Materialbeschaffung an die nächste Umgebung gebunden. Unbehauene, oft nur aufgelesene Steine, Lehm und Holz waren die wichtigsten Baustoffe. Die Holzdachbedeckung, mit Brettern zumeist, ist besonders in hohen und abgelegenen Gebirgsgegenden üblich. Hier wird sie zuweilen auch durch Steinplatten ersetzt (z. B. in Pašmakli). Im übrigen herrschte der Hohlziegel. Andere Dachziegelformen und Ziegelbausteine sind wesentlich erst Kinder europäischer Baumethoden.

Hier und da sind in den Dörfern oder Landstädtchen auch Wehrbauten vorhanden. Diese Bauten hat uns Stojan L. Kostow aus dem Städtchen Bansko am Piringebirge beschrieben[1].

So haben auch in Bulgarien Sitte, Wirtschaft und geschichtliche Entwicklung Haus und Gehöft geformt. Das Bild ist in den Städten in schnellerer Umwandlung begriffen als auf dem flachen Lande. Die Gefahr ist sehr groß, daß der Bulgare in falscher Verehrung des Modernen unschön und unsolide bauen wird. Anfänge in dieser Richtung liegen vor, auch auf dem Lande. Der Kapitalmangel tut sein übriges. Sonst dürfte für viele Landesteile die wirtschaftliche Umstellung zielgebend sein, die durch die Weltnot der Landwirtschaft mit erzwungen wird. Bulgarien muß immer mehr ein Land der Spezialkulturen werden, noch mehr als jetzt ein Land der Gärtner, Obstzüchter, Wein- und Tabakbauern, Seidenerzeuger. Hier liegen die Möglichkeiten für neue organische Gestaltungen seiner ländlichen Siedlung.

[1] Zitiert bei J. Batakliev: Die Stadt Bansko. Godišnik na Sofiĭskija Universitet. Istor.-filolog. Fak. XXV, 5. Sofia 1929. S. 30ff.

Die ländlichen Siedlungen in Albanien

Von Herbert Louis

Mit 1 Karte und 2 Bildern

Die ländlichen Siedlungen Albaniens liegen fast ganz innerhalb jener in Südeuropa so ausgedehnten Klimastufe der trockenen Eichenwälder und der Macchien. Die offenen Besiedlungsflächen waren in diesen und den sie begleitenden Pflanzengesellschaften durch Rodung und Weidegang wohl verhältnismäßig leicht zu gewinnen. Schwieriger und zuweilen aussichtslos ist es, die dünne Ackerkrume vor der Abspülung zu bewahren. Der Anbau umfaßt alle die mannigfaltigen Kulturgewächse, denen das südeuropäische Klima zusagt. Aber das charakteristische Merkmal der albanischen Kulturlandschaft ist das bewässerte Maisfeld, und Maisbrot ist wenigstens heute die Grundlage der Volksernährung.

Es enden die albanischen Siedlungen ungefähr an der oberen Grenze des Maisbaus und damit an der unteren Grenze der feuchten Waldregion von Buchen und Nadelhölzern, welche oberhalb von 1000 bis 1200 m auf den Höhen der nord- und mittelalbanischen Gebirge bis etwa zum Semen-Devoll große Areale einnimmt. Eine Klima- und Vegetationszone, die in Mitteleuropa seit langem besiedelt ist, scheidet also hier aus dem Wohnbereich des Menschen fast ganz aus, sie umfaßt nach Markgrafs[1] Kartierung etwa 13% des Landes.

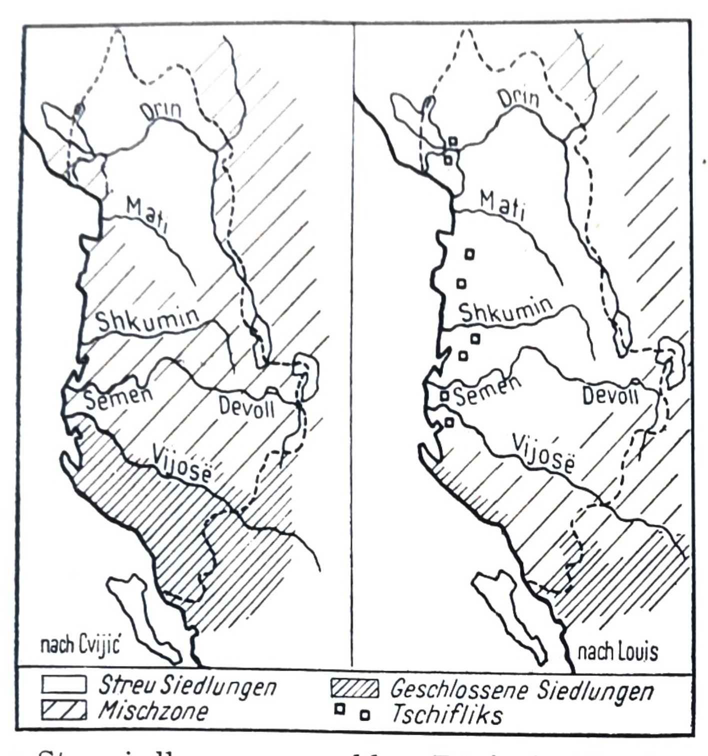
Auch sonst ist das Land dünn besiedelt. Nur in den bestbewohnten Strichen erhebt sich die Volksdichte etwas über den Durchschnitt der Balkanhalbinsel von 45 Einwohnern auf den Quadratkilometer, im allgemeinen bleibt sie weit darunter. Denn auch in Niederalbanien sind weite Räume im Mündungsgebiet der großen Flüsse infolge ihrer tiefen Lage und des Mangels jeder Flußregulierung durch Versumpfung und Malariaverseuchung der Besiedlung entzogen. Die unentwickelte Wirtschaft der Albaner ist vorläufig nicht imstande gewesen, die schwierigen, aber vielversprechenden Meliorationen, die hier nötig wären, durchzuführen.

Der bezeichnendste Zug in dem also eingeengten Siedlungsraum ist sowohl im Niederungsland wie im Gebirge die Aufgelöstheit der Siedlungen. Einzelhöfe und kleine Weiler mit kaum einem halben Dutzend Wohnhäusern oder sehr lockere Dörfer beherrschen das Siedlungsbild bis zum albanischen Epirus hin. In dieser Hinsicht schließt sich Albanien viel enger an den Nordwesten der Balkanhalbinsel mit seinen Streusiedlungen an, als Cvijić[2] es 1918 in seiner Péninsule Balkanique annahm (vgl. Abb. 1). Er hat dort versucht, die äußere Form wie auch die innere Struktur der Siedlungen unter dem Gesichtspunkt des kulturellen Gegensatzes des patriarchalischen Lebenskreises im Nordwesten der Balkanhalbinsel mit aufgelöster Siedlungsweise und der byzantinisch türkischen

---

[1] Markgraf, Friedrich: Pflanzengeographie von Albanien. Bibliotheca botanica, Heft 105. Stuttgart 1932. Schweizerbart.

[2] Cvijić, Jovan: La péninsule Balkanique, Paris 1918, Armand Colin.



1. Streusiedlungen u. geschloss. Dörfer in Albanien.

Einflußsphäre im Süden und Osten mit geschlossenen Siedlungen zu verstehen. Auf seiner kartographischen Darstellung der Dorfformen verzeichnet er eine breite Übergangszone mit Mischtypen, die Bulgarien, Makedonien und Albanien umfaßt. Für das letztere ist sie aber stark einzuschränken auf den südlichsten Teil des Landes, den albanischen Epirus. Geschlossenere Siedlungen finden sich in Albanien nur da, wo natürliche Bedingungen oder wirtschaftliche Verhältnisse einen Zwang ausüben, oder wo fremde Volksteile sich mit den Albanern mischen.

Ein natürlicher Zwang zu geschlossener Siedlung ist stellenweise in Karstlandschaften vorhanden, jedoch keineswegs überall. In dem auch im Sommer nicht niederschlagsarmen Norden des Landes liegen beispielsweise auf den Karstplatten der Malcija e vogël oder in der Landschaft Gollobërda[1] die Höfe ebenso am Rande der Dolinen und Uvala verstreut, welche den einzigen anbaufähigen Boden geben, wie dies in den Karstgebieten von Montenegro und der Herzegowina der Fall ist.

In dem sommertrockenen Süden dagegen, wo besonders im Epirus Kalke auf großen Strecken vorherrschen, wird die Wasserversorgung ausschlaggebend und zwingt vielfach zur Konzentration der Menschen um ergiebige Karstquellen. Die klimatische Grenze zwischen diesen beiden Gebieten ist etwa in der Breite des Semen-Devoll anzunehmen. Sie kommt, wie Markgraf[2] gezeigt hat, dadurch im Landschaftsbilde zur Geltung, daß im Süden dieser Linie in der Höhenregion der Gebirge an Stelle der Buchenwälder trockenere Nadelwälder von mediterranem Typus sich einstellen.

Weitere geschlossene Dörfer treten in Südalbanien auf, wo, wie wir noch sehen werden, das albanische Gebiet von griechischen, wlachischen und makedonisch-slawischen Niederlassungen durchsetzt wird.

---

[1] Bezüglich der Landschaftsnamen vgl. Louis, Herbert: Albanien, eine Landeskunde vornehmlich auf Grund eigener Reisen. Geogr. Abh. 2. Reihe, Heft 3, Stuttgart 1927, und Die neue Karte von Albanien 1:200000. Jubiläums-Sonderband der Zeitschr. d. Ges. f. Erdkde. Berlin 1928. — [2] L. c.

Zu den geschlossenen Ortsformen sind ferner die Tschifliks zu rechnen, jene angelegten kleinen Gutsdörfer, die ihre Verbreitung in Albanien dem türkischen Kultureinfluß verdanken. Bei dem Gutshof liegt, oftmals auf ein oder zwei Seiten ihn umgebend, eine Zeile oder auch Gasse von kleinen Landarbeiterhäusern, welche meist zu mehreren unter einem langen fortlaufenden Dache vereinigt sind. Die Verbreitung dieser Tschifliks ist auf die Ebenen und das niedere Hügelland beschränkt, wo allein die Lebensformen der türkischen Herren festen Fuß zu fassen vermochten. Sie treten daher auf in Niederalbanien und in der Ebene von Korça.

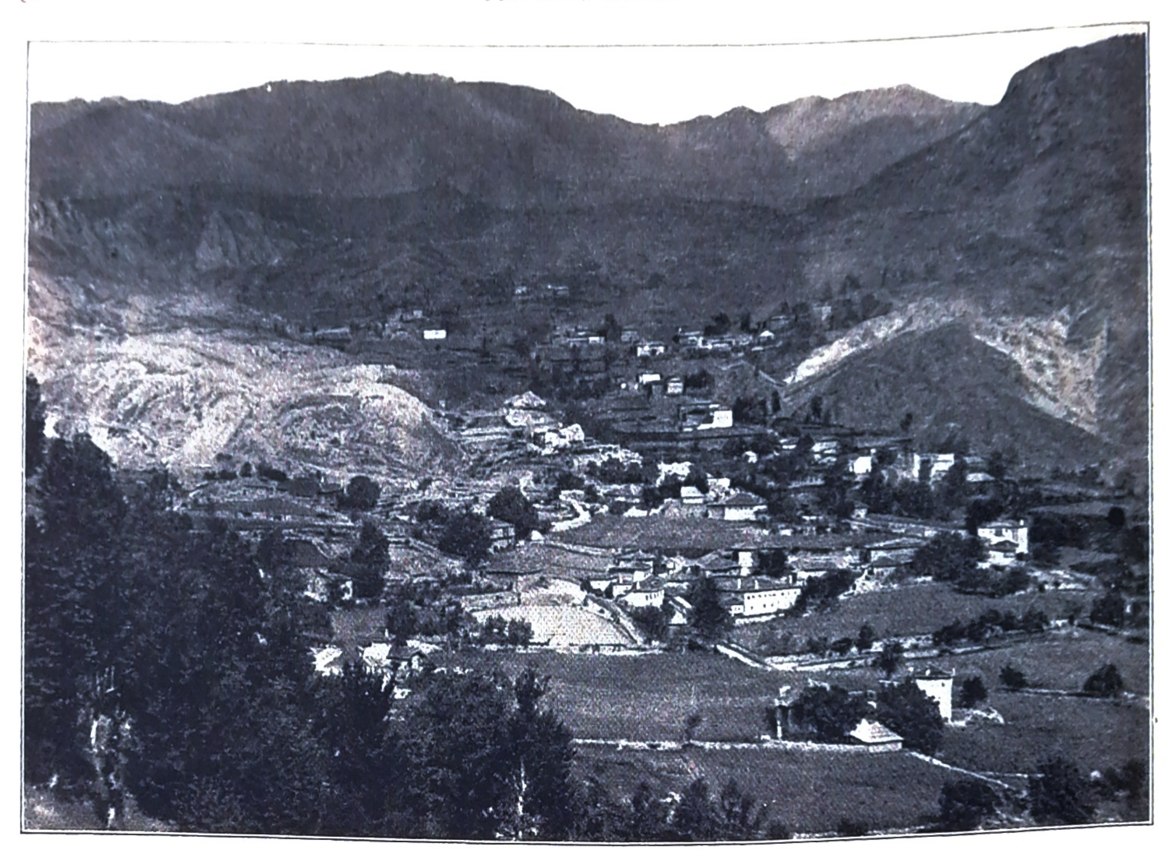
Die Tschifliks sind eigentlich die einzigen Dörfer in Albanien, in denen man von planmäßiger Grundrißgestaltung sprechen kann. Solche ist sonst auch in den geschlosseneren Dörfern im allgemeinen nicht erkennbar. Wir sind in einem Lande, dessen Bauern bis heute kein Fuhrwerk, sondern nur Tragtiere benutzen. Deshalb entfallen selbst jene praktischen Nötigungen zur Anpassung an eine Fahrstraße, welche immerhin auf eine gewisse Planmäßigkeit der Ortsformen hinwirken.

Aber die geschlosseneren Dörfer treten in Albanien zurück gegenüber den lockeren Streusiedlungen. Diese zeigen nun im einzelnen mannigfache Verschiedenheiten sowohl der Lage wie der Anlage und auch der Bauweise, die auf sehr verschiedene Ursachen zurückzuführen sind. Ein regionaler Überblick ist am ehesten geeignet, die Einflüsse der Landschaft und die kulturellen Beeinflussungen von den Nachbarräumen und -völkern her deutlich werden zu lassen.

In den Nordalbanischen Alpen besetzen verstreute Einzelhöfe und Kleinweiler die hochwassersicheren Stellen der übertieften Trogböden, also vornehmlich Schwemmkegel und niedere Schotterterrassen, so z. B. im Vermoshëtal und im oberen Valbonatal. Sie steigen auch auf die Terrassenflächen hinauf, die die Täler vielfach begleiten, dringen aber nur wenig in den Buchen- und Panzerkieferwald vor, der von etwa 1000 m Höhe aufwärts die Hänge umkleidet.

Hier findet sich, je weiter nach Norden um so häufiger, ein langes, ebenerdiges Steinhaus mit Satteldach, das mit Steinplatten oder Stroh gedeckt ist. Die stets traufseitige Tür führt in einen einfachen oder zweigeteilten Innenraum, in welchem die Bewohner und ihr Vieh Unterkunft finden. Dies Haus ist ein naher Verwandter des sog. Karsthauses und ist der Ausdruck der kulturellen Beziehungen, die hier zwischen Nordalbanien und Montenegro bestehen. Es ist besonders häufig in der Malcija e vogël, den schon niederen Karstplatten am Westsaum der Nordalbanischen Alpen. Bis etwa 800 m Höhe sind die Dolinen- und Uvalaböden hier angebaut und am Rande mit Siedlungen besetzt. Dies Haus geht vereinzelt auch noch über den Drin nach Merdita hinein[1].

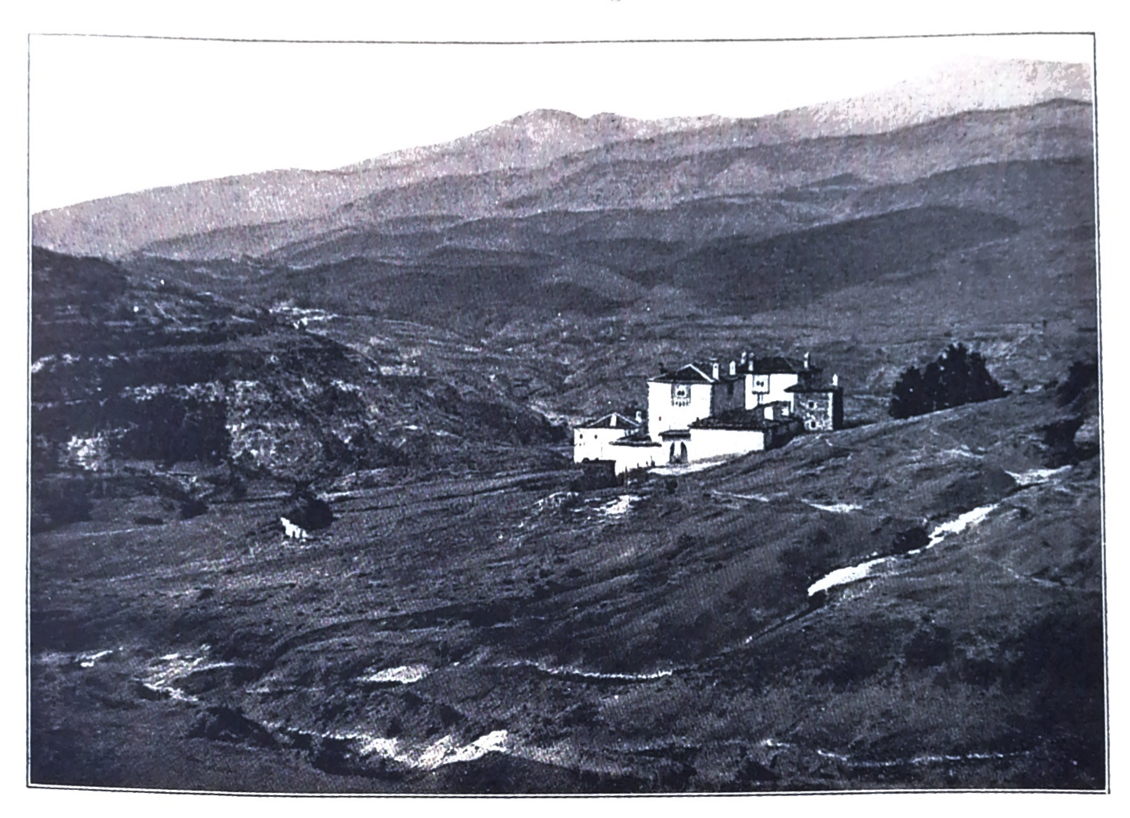
[1] Vgl. hierzu und zum folgenden die mehr ins einzelne gehenden Arbeiten von Nopcsa, Franz Baron: Aus Šala und Klementi. Zur Kunde der Balkanhalbinsel. Sarajewo 1910. Derselbe: Haus und Hausrat im katholischen Nordalbanien. Zur Kunde der Balkanhalbinsel. Sarajewo 1912. Derselbe: Bauten, Trachten und Geräte Nordalbaniens. Berlin u. Leipzig 1925. — Haberlandt, Arthur: Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Volkskunde von Montenegro, Albanien und Serbien. Zeitschr. f. österr. Volkskde. Ergbd. 23. Wien 1917.



2. Shën Gjergj am oberen Arzen; lockeres Dorf, Höfe von Maisfeldern umgeben. (Phot. E. Nowak.)

Wenn wir in den Tälern der Nordalbanischen Alpen südwärts gehen, so mehren sich Vertreter eines zweiten Haustyps, von der Form eines plumpen liegenden Quaders. Die Fenster sind sehr klein. Meist ist ein Obergeschoß vorhanden. Ein Walmdach überdeckt den Bau. Die Verbreitung dieses Walmdaches, die ja auf der Balkanhalbinsel eine außerordentlich große ist und im Süden und Osten wohl allgemein herrscht, wird von Haberlandt türkischem Einfluß zugeschrieben. Meistens besteht ein Hof aus mehreren Gebäuden. Kleine Vorrats- und Gerätehäuser befinden sich neben dem Wohnhaus, ein Zaun aus Latten oder Geflecht umgibt das ganze Anwesen. Dieses wird in der Regel von einer Großfamilie bewohnt, die unter der Oberhoheit des Ältesten oder Tüchtigsten steht. Es beherbergt häufig über 10, manchmal 20 bis 30 Personen. Dabei ist man aber in Albanien nicht wie in den südslawischen Zadrugasiedlungen zum Bau mehrerer kleiner Wohnhäuser für die einzelnen Ehepaare geschritten, die das Hauptwohnhaus mit dem Herd umgeben. Vielfach haust noch die ganze Bewohnerschaft in dem einen oder den zwei gemeinsamen Wohnräumen, und erst langsam bürgert sich, wie Nopcsa hervorhebt, die Abtrennung von kleinen „à-la-Franca"-Zimmern für einzelne besondere Familienmitglieder ein.

Der enge Zusammenhalt der Großfamilien ist in Albanien sicherlich durch die allgemeine Unsicherheit der politischen und rechtlichen Zustände bestärkt,



3. Burgartiges Gehöft in Klos, Matja. (Phot. H. Louis.)

welche die Herausbildung eines auf Selbsthilfe und Blutrache beruhenden Gewohnheitsrechtes bewirkt hat.

Diese eigenartigen sozialen Verhältnisse kommen auch im Siedlungsbild deutlich zum Ausdruck durch das Auftreten von turmartigen Wehrhäusern, den Kulen. Diese sind nach Nopcsas Forschungen gerade in den Teilen des Landes besonders häufig, in denen die meisten Blutrachemorde verübt werden. Das Erdgeschoß der Kula ist in der Regel fensterlos, und auch die Obergeschosse, es sind meistens zwei, besitzen nur Schießscharten. Um einen Gegner bestreichen zu können, der schon hart an die Mauer des Gebäudes vorgedrungen ist, sind eigens kleine, mit Schießscharten versehene Erker in den oberen Stockwerken vorgebaut. Die durch steile Stiegen im Inneren miteinander verbundenen Gemächer sind in der Regel selbst für albanische Verhältnisse karg eingerichtet. Das Leben in den Kulen ist recht unbequem. Daher haben wohlhabendere Leute neben der Kula noch ein gewöhnliches Haus besonders für die Frauen, die ja von der Blutrache ausgenommen sind. Der Gesamteindruck der Kulen erinnert an die mittelalterlichen feudalen Wehrbauten des Abendlandes. Und es spricht nach Haberlandt und Nopcsa viel dafür, sie als späte Nachkömmlinge jener anzusehen. Jedenfalls sind die Kulen in den Gebirgen Inneralbaniens verhältnismäßig junge Erscheinungen, die sich dort durch die in der Türkenzeit immer unsicherer werdenden Zustände eingebürgert haben. Sie wurden augenscheinlich aus den Niederungsländern Albaniens übernommen,

in denen seit langem feudale Zustände geherrscht haben, und sind hier wahrscheinlich aus der Berührung mit dem Abendlande hervorgegangen.

Die Häuser sind in den Nordalbanischen Alpen fast ausschließlich aus Stein gebaut. Die Häufigkeit von gut spaltbarem Kalkstein wirkt sich hier aus. Das für den Dachstuhl nötige Holz ist ebenfalls vorhanden.

Im Bereiche der gewaltigen Durchbruchsschlucht des unteren Drin und südlich davon treten namhafte Änderungen des Siedlungsbildes hervor. Die Taleinschnitte sind hier so eng und steilwandig, daß sie von Siedlungen ganz gemieden werden. Diese haben als Einzelhöfe und Kleinweiler auf den Terrassenabsätzen oft hoch über den Talgründen Fuß gefaßt. Außerdem sind sie über die großen Verebnungen ausgestreut, die sich hier in der Nähe der Wasserscheiden einstellen. Endlich entwickeln sich ziemlich häufig lockere Dörfer an mäßig steilen Hangpartien oder entsprechenden Talhintergründen, wo die Geländeverhältnisse die Anlage künstlich bewässerbarer Felder ermöglichen. Doch auch diese Siedlungen stellen eigentlich nur eine Häufung von Einzelhöfen dar, deren jeder in der Mitte seiner Felder liegt (vgl. Abb. 2). Diese bewässerten Maisfelder sind ertragreich und brauchen daher nicht groß zu sein zur Ernährung der Familie.

Die Hausformen sind ähnlich wie in den Nordalbanischen Alpen. Aber das Baumaterial und andere Kultureinflüsse bedingen doch auch Abweichungen. Südlich des Drin erlangen die tektonisch stark beanspruchten Gesteine der Serpentin-Schiefer-Hornstein-Formation, die hier als mächtige Schubdecke weit nach Westen vorstößt, große Verbreitung. Sie sind vielfach bröcklig, gute Bausteine sind selten. Hier wäre bei dem Waldreichtum Holzbau das gegebene. Aber nur stellenweise wird er in der Form von Fachwerk mit Bretterverschalung angewendet. Das Bedürfnis nach kugelsicheren Steinmauern ist so groß, daß meistens jene weniger dauerhafte, aber auf der Balkanhalbinsel ja sehr verbreitete Konstruktion wenig gut gefügter Steinmauern benutzt wird, die erst durch das Einziehen von horizontalen Holzbalken die nötige Stützung erhält.

Die vorherrschenden Haustypen sind das breite Stockhaus mit Walmdach und die schlanke, hohe Kula. Ihre Ausgestaltung zeigt aber besonders längs der Ostgrenze von Albanien Einflüsse vom benachbarten Makedonien her. Sie kommen in dem häufigen Auftreten von hölzernen Veranden und Balkons zum Ausdruck, welche diesen Häusern ein malerisches Aussehen verleihen im Gegensatz zu den nüchternen glatten Bauten Nordalbaniens. Kulen mit vorgebauter Veranda im obersten Stock treten schon in der Metojaebene auf und sind bis zum Gur i Topit, d. h. etwa so weit verbreitet, wie Inneralbanien wald- und damit holzreich ist.

Seltsam mutet an, daß die Wehrbauten aller dieser Gebirgsbauern gewissermaßen offen in der Landschaft stehen. Höchstens ein Zaun aus Geflecht oder Dornen, der das Kleinvieh am Entkommen hindert, umgibt das Gehöft. Dies bringt so recht zum Ausdruck, daß die Kulen nur zum Schutz in den lokalen Blutrachestreitigkeiten dienen und nicht für größere Kriegshandlungen.

In dieser Hinsicht wird das Bild anders, sobald wir in das Becken der Matja hinabsteigen, eine große, mit Jungtertiärablagerungen aufgefüllte Hohlform inmitten des inneralbanischen Gebirgslandes, deren Boden von dem Mati und seinen Nebenflüssen in ein Gewirr von kleinen, vielfältig zerfransten Riedeln zerschnitten ist. Hier herrschen seit langem feudale Zustände, und es haben sich die Gehöfte der Herrengeschlechter zu wahren Burgen entwickelt, die oftmals mehrere Kulen und daneben andere Häuser zu einem großen, mauerumschlossenen Anwesen vereinigen (vgl. Abb. 3). Selbst in einen äußeren, dem Fremden zugänglichen, und in einen inneren Hof, der das Haremlik umfaßt, sind diese Gehöfte vielfach noch gegliedert.

Burgartige Gehöfte sind als Herrensitze auch in Nordalbanien weit verbreitet. Allerdings tritt hier an die Stelle des festen Steinbaus aus Mangel an Bausteinen vielfach der mit Lehmziegeln gefüllte Fachwerkbau oder auch ein Fachwerk, das ganz nach Art der makedonisch-türkischen Stadthäuser mit Brettern verschalt und dann weiß getüncht ist.

Die ärmere Bevölkerung haust hier in ebenerdigen, vielfach recht primitiven Geflecht- und Lehmziegelhütten. Die kleineren Anwesen sind locker über die Jungtertiär- und Flyschhügelzüge von Niederalbanien verstreut. Wenige nur dringen in die weiten, sumpfigen Aufschüttungsebenen der großen Flüsse vor, die trockenen Stellen höherer Aufschotterung benutzend. Diese Ebenen sind aber so von Malaria verseucht, daß z. B. der Stamm der Këlmeni im Gebiet von Bregumatja nur im Winter wohnen kann. Nach der Frühjahrsbestellung zieht die ganze Bevölkerung mit den Herden hinauf in die Malcija e vogël. In Südalbanien findet eine ähnliche Transhumance bei den Aromunen statt. Vervollständigt werden die Siedlungstypen der Ebene und des niederen Hügellandes durch die bereits erwähnten Tschifliks.

Wo im Süden, in der Malakastra, der Flysch und dann weiter in Epirus dessen liegende Kalkmassen sich unter den Jungtertiärablagerungen emporheben, da stehen dem Menschen wieder recht brauchbare Bausteine zur Verfügung. Gleichzeitig haben wir nunmehr die wichtige pflanzengeographische Grenze überschritten, bis zu der die Buchenwaldregion der inneralbanischen Gebirge nach Süden vorstößt. Wir sind damit in ein holzarmes Gebiet gekommen, in dem durch Rodung und Raubwirtschaft ehemalige Waldbestände von geringer Regenerationskraft vernichtet wurden. Daher nimmt nicht wunder, daß nunmehr Steinhäuser das Siedlungsbild beherrschen. Sie lugen gewöhnlich zu mehreren hinter hohen Mauern hervor, die das Gehöft umschließen. Wo die Hausmauer zugleich Außenmauer des Gehöfts ist, ist sie im Unterstock fensterlos. Burgartig ist wiederum der Gesamteindruck, und zwar auch da, wo es sich nicht um Herrensitze handelt. Wahrscheinlich ist hier die Bedrohung von der Grenze her die Ursache für die feste Bauweise der Bauernhöfe. Jedenfalls zeugt manches in Ruinen liegende Dorf von Griecheneinfällen in den albanischen Epirus.

Im albanischen Epirus finden wir nun auch geschlossenere Dörfer. Viele von ihnen verdanken ihre Geschlossenheit der Seltenheit ergiebiger Quellen, welche sich hier an die Grenze zwischen Kalk und Flysch knüpfen. Bei manchen mag auch das Schutzbedürfnis mitspielen, und es wird schwer sein, immer die primäre Ursache festzustellen. Endlich befinden wir uns hier in einem Mischgebiet der Bevölkerung. Es gibt ziemlich viele griechische Dörfer, und diese tragen z. B. an der sog. albanischen Riviera den Typus des enggedrängten stadtartigen Dorfes zur Schau, wie er für das Mittelmeergebiet so charakteristisch ist.

Aber bezeichnenderweise herrscht in den abgelegenen Gebieten, z. B. in den Landschaften Zagoriё und Labёriё e sipermё auch im Epirus lockere Siedlungsweise ganz der gleichen Art, wie sie Cvijić als Starivlachtypus aus Rascien beschreibt.

Es tritt also erst im albanischen Epirus jene Mischzone der Dorftypen auf, welche Cvijić weiter im Norden vermutet hat. Und sie setzt sich landeinwärts fort ins Gebiet der dessaretischen Seen. Die Gebirge zeigen hier vorwiegend lockere albanische Weilersiedlungen. Ihnen mischen sich hier und da Aromunendörfer bei, und zwar sowohl die großen geschlosseneren Stammdörfer, wie z. B. Frasheri am Kokojka, als auch die kleinen Sommerdörfer mit ihren bienenkorbartigen Geflechthütten.

In den großen Ebenen aber, wie z. B. der von Korça, treten neben den albanischen Weilern auch große geschlossene Bulgarendörfer auf, die durch ihre Hausformen abweichen. Es sind vielfach Bauten, die im Oberstock überkragende, mit Brettern verschalte Fachwerkkonstruktion aufweisen, wie sie besonders in Makedonien üblich sind, und sie haben viel größere Fenster. Tschiflikdörfer vervollständigen wiederum das bunte Gemisch der Siedlungen.

Im ganzen sehen wir also folgendes: In Albanien beschränkt sich der Siedlungsraum auf die mediterrane Eichenregion. Es herrscht die gleiche lockere Siedlungsweise wie in den nördlichen dinarischen Ländern, die sich freilich nach den örtlichen Gegebenheiten landschaftlich differenziert. In Niederalbanien treten einzelne planmäßig geschlossene Tschiflikanlagen dazu. Aber erst im albanischen Epirus und in Dessaretien mischen sich die aufgelösten Siedlungen der Albaner mit den geschlossenen Dörfern der Griechen, Aromunen und Bulgaren. Auf diesen Bereich ist Cvijićs Zone der gemischten Dorftypen einzuschränken. Nach alledem ist die aufgelöste Siedlungsweise der Albaner wohl auf stammesmäßige Einflüsse zurückzuführen. Die Bauweise der Häuser zeigt in Albanien außer der Abhängigkeit vom örtlich verfügbaren Baumaterial mannigfache Einflüsse von den Nachbarn her, vom Karsthaus im Norden ebenso wie von türkisch-makedonischen Baugewohnheiten. Infolge der eigentümlichen Lebensverhältnisse haben sich sogar Anklänge an die Wehrbauten des mittelalterlichen Abendlandes erhalten. Ihren Ursprung nehmen diese abendländischen Beeinflussungen wahrscheinlich im Zeitalter der Kreuzzüge.

Die ländlichen Siedlungen der Insel Kreta

Von Nikolaus Creutzburg

Mit 4 Bildern

Die Insel Kreta ist der größte rein insulare Teil Griechenlands. Mag die – übrigens keineswegs einheitliche – Bevölkerung Kretas auch teilweise aus einer Vermischung verschiedener Rassen- und Volkselemente hervorgegangen sein, so darf man die Insel doch als fast rein griechisch besiedelt bezeichnen. Griechischer Sprache und griechischen Stammes ist die Bevölkerung auch zweifellos seit einer außerordentlich weit zurückliegenden Zeit, unbeschadet dessen, daß Mohammedaner lange Zeit hindurch einen nicht unerheblichen Teil der Bevölkerung bildeten. Es handelte sich bei diesem – jetzt völlig evakuierten – Bevölkerungsanteil nicht etwa um Osmanen, sondern um islamisierte Kreter griechischer Abkunft.

Trägt also Kreta ein völlig griechisches Gepräge, so muß es überraschen, wenn die Formen der ländlichen Siedlungen gänzlich andere sind wie im benachbarten Festlandgriechenland, wie vor allem im Peloponnes. Das peloponnesische Dorf[1] ist meist durchaus locker gebaut und gruppiert sich um einen freien Platz, die Platía; die Häuser haben ausnahmslos flach geneigte Dächer und stehen gewöhnlich zerstreut, vielfach ist die ganze Siedlung in Baumgruppen eingebettet. Dieser Siedlungs- und Haustyp schließt sich durchaus an Formen an, wie sie zusammenfassend als „europäisch" bezeichnet werden können. Kreta dagegen zeigt ein hiervon gänzlich abweichendes Bild; seine ländlichen Siedlungen besitzen einen vollkommen ungriechischen, uneuropäischen Charakter, sie nähern sich bereits stark den im Orient üblichen Formen. Zwischen Peloponnes und Kreta verläuft eine wichtige Scheidelinie: die zwischen europäischen und orientalischen Siedlungs- bzw. Hausformen.

Die bezeichnende Physiognomie des kretischen Dorfes ist in erster Linie bedingt durch den Charakter des Hauses. Dieses Haus ist in seiner einfachsten Form nicht viel anderes als ein viereckiger, manchmal würfelförmiger Steinkasten mit völlig flachem Dach (Abb. 1). Steine, unbearbeitet und unbehauen, sind das gegebene, überall reichlich und kostenlos zur Verfügung stehende Baumaterial. Bei den primitivsten Häusern sind noch nicht einmal die Zwischenräume zwischen den Steinen mit Lehm ausgefüllt. Auch das flache Dach ist denkbar einfach gefügt, mit Erde oder Lehm bedeckt; vielfach sind seine Ränder noch einmal mit Steinen eingefaßt. Im Innern ist das Haus so primitiv wie nur möglich eingerichtet – ein einziger Raum, höchstens zwei, gestampfter Lehmboden, eine einfache Herdstelle, eine – oft etwas erhöhte – Lagerstatt mit einigen Decken, ein dürftiger Hausrat.

---

[1] Philippson, A., Der Peloponnes. Berlin 1892. S. 583ff.



1. Urkretisches Viereckhaus (Almsiedlung).

Das hier in seiner primitivsten und jedenfalls ursprünglichsten Form geschilderte Haus — wie es so freilich nur noch in den abgelegensten und ärmlichsten Gebirgsdörfern oder bei den Schafalmen oder etwa auf der Insel Gávdos vorkommt — zeigt nun selbstverständlich viele Abwandlungen und Modifikationen, ohne aber den Grundcharakter des flachdachigen Viereckhauses zu verlieren. In vielen Fällen ist es außen verputzt und weiß gekalkt, und diese hellen Häuser heben sich dann stark aus der Landschaft heraus. Gelegentlich einmal finden sich kleine, holzgestützte Vorlauben. Größere und reichere Dörfer zeigen sorgsamere Bauweise, zeigen auch zweistöckige, innen besser ausgestattete Häuser mit gedielten Böden und mit Glasfenstern — während die einfachsten Hausformen entweder ganz fensterlos sind oder lediglich wenige, holzvergitterte oder mit Läden versehene Öffnungen besitzen.

In einem Klima wie dem Kretas spielt sich das Leben größtenteils außerhalb des Hauses, draußen auf der Straße ab. Es ist die Funktion des Hauses, Schutz gegen die Hitze der Mittagsstunden und gegen die heftigen, aber niemals lange andauernden Regen des Winters zu bieten. Das Dach bildet häufig den Aufenthaltsraum am Abend — sogar Volkstänze sah ich auf den flachen Dächern ausgeführt —, und in den heißen Nächten dient es auch als Schlafstätte.

So bietet das kretische Haus, was Form, Bauweise und Baumaterial anbelangt, alle Zeichen einer engen Anpassung an die natürlichen Gegebenheiten, an den durch die Waldlosigkeit verursachten Mangel an Bauholz, an den Überfluß

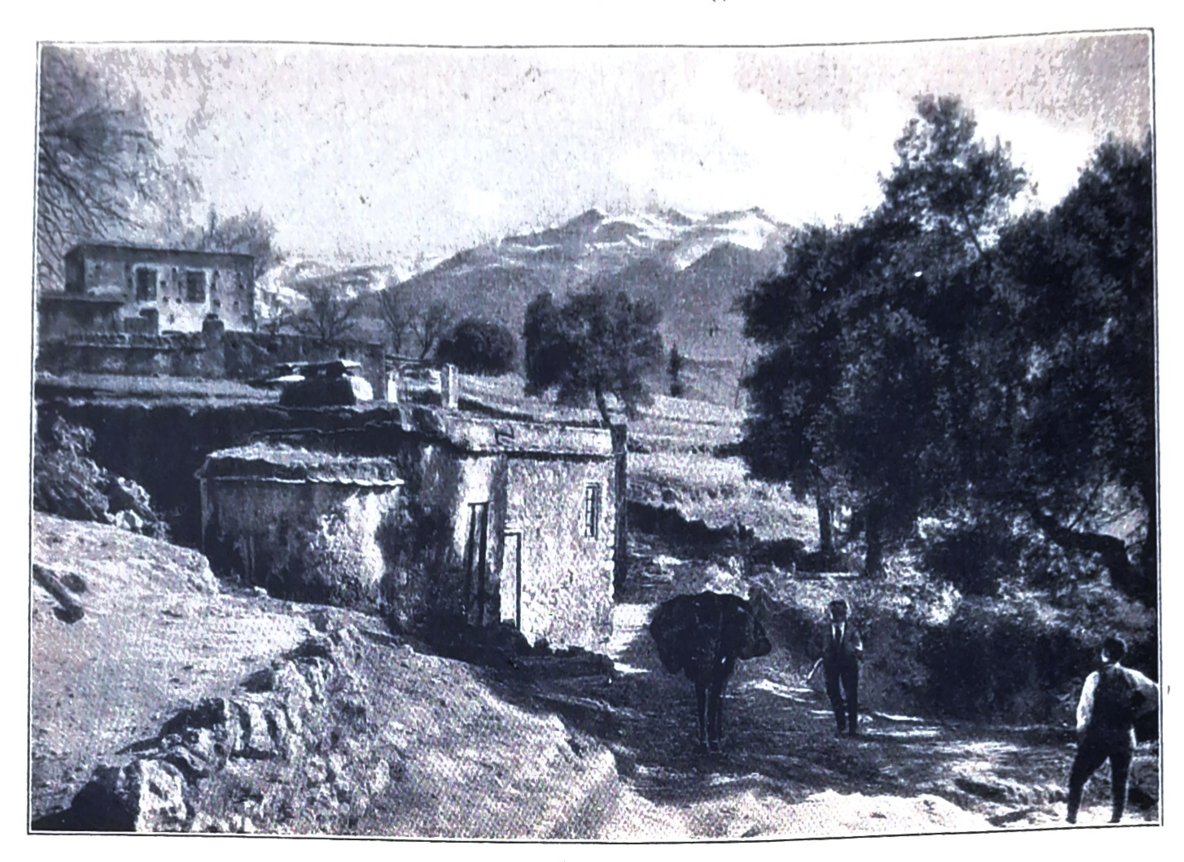


2. Zusammengebauter Häuserkomplex.

an Steinen, an das heiße und trockene Klima des Sommers, an die winterliche Regenzeit. Es ist aber bemerkenswert, daß reine Lehmbauten, wie sie der Orient schon häufig zeigt, in Kreta noch völlig fehlen.

Nur in seltenen Fällen tritt nun dieses kretische Haus ganz isoliert, einzelstehend in der Landschaft auf. Auch die Fälle, in denen die Siedlung aus lockeren Agglomerationen solcher Häuser gebildet wird, gehören – zumal in Ostkreta – zu den Ausnahmen. In der Regel sind die Häuser vielmehr eng zusammengebaut, ja aneinandergeklebt, sie verschmelzen miteinander zu niedrigen, zusammenhängenden Häuserblocks, Häuserkomplexen, über die sich – als hervorstechendstes Merkmal – oft eine einzige große, lückenlose Dachfläche spannt. Die Individualität des Einzelhauses geht auf diese Weise mehr oder weniger verloren, und die Siedlung gewinnt vielfach ein fast höhlenartig anmutendes Aussehen.

Wie die Dachfläche beschaffen ist, hängt nun hauptsächlich vom Relief des Untergrundes ab. Liegt ein Dorf – ein Fall, der freilich bei der stark gebirgigen Natur der Insel nicht sehr oft gegeben ist – völlig oder zum Teil auf einer ebenen Fläche, so ist auch die Dachfläche so eben, daß man über große Teile eines Dorfes ungehindert auf dem Dache spazierengehen kann (Abb. 2). In den meisten Fällen sind aber doch Unebenheiten des Untergrundes vorhanden, oder das Dorf zieht sich an einem Berghang in die Höhe. Dann ist die Dachfläche gebrochen, terrassenartig oder auch ganz unregelmäßig abgestuft, oder es



3. Isolierter Dorfteil in der Keramiá.

ragen auch einzelne Viereckhäuser turmartig um ein oder zwei Stockwerke über die Fläche empor (Abb. 3). Bei terrassenartigem Ansteigen der Siedlung sind die höheren Häuser oft nur über die tieferliegenden Dachflächen zugänglich, und Treppchen führen außen an den Mauern empor.

Das Element der ursprünglichen kretischen Siedlung ist also weniger das einzelne Haus, als der zu einem Ganzen verbundene Komplex von Häusern, der Häuserblock. Die ländliche Siedlung gewinnt damit eine Physiognomie, die etwas steinern Lebloses, fast etwas Stadtartiges an sich hat; um so mehr, als gerade die in ursprünglichem Zustand erhaltenen Siedlungen nur selten von Bäumen und überhaupt von Grün durchsetzt und unterbrochen sind. Ländliche und städtische Siedlungen unterscheiden sich in Kreta – von den wenigen modernisierten Hafenstädten der Nordküste abgesehen – noch heute lediglich durch ihre Größe.

Auch auf die Bauweise der eng aneinandergedrängten Häuserkomplexe sind sicherlich klimatische Gründe nicht ohne Einfluß gewesen. Ein solcher Häuserblock ist imstande, die Wärme in viel stärkerem Maß abzuhalten, als es bei isoliert stehenden Häusern der Fall wäre. Weiterhin mag aber für die Bevorzugung dieser Bauweise auch die leichtere Verteidigungsmöglichkeit maßgebend gewesen sein, und dieses Moment hat – wenn man die vielfachen Kämpfe (Aufstände gegen die Türkenherrschaft, das Räuberunwesen, Familienfehden im Zusammenhang mit der Blutrache) berücksichtigt – sicherlich eine gewisse Rolle gespielt.

Aber auch das Schutzmotiv vermag trotzdem die erste Entstehung dieser so ungemein charakteristischen und sicherlich sehr alten Haus- bzw. Siedlungsform nicht allein zu erklären, so sehr es als Ursache für die unveränderte Beibehaltung durch die Jahrhunderte des Mittelalters hindurch in Betracht kommt. Und was die klimatischen Einflüsse anbelangt, so ist es immerhin auffallend, daß der Peloponnes – klimatisch kaum von Kreta abweichend – diese Siedlungsform nicht zeigt. Es ist wahrscheinlich, daß hier wie dort historische und kulturelle Momente die ausschlaggebende Rolle spielen.

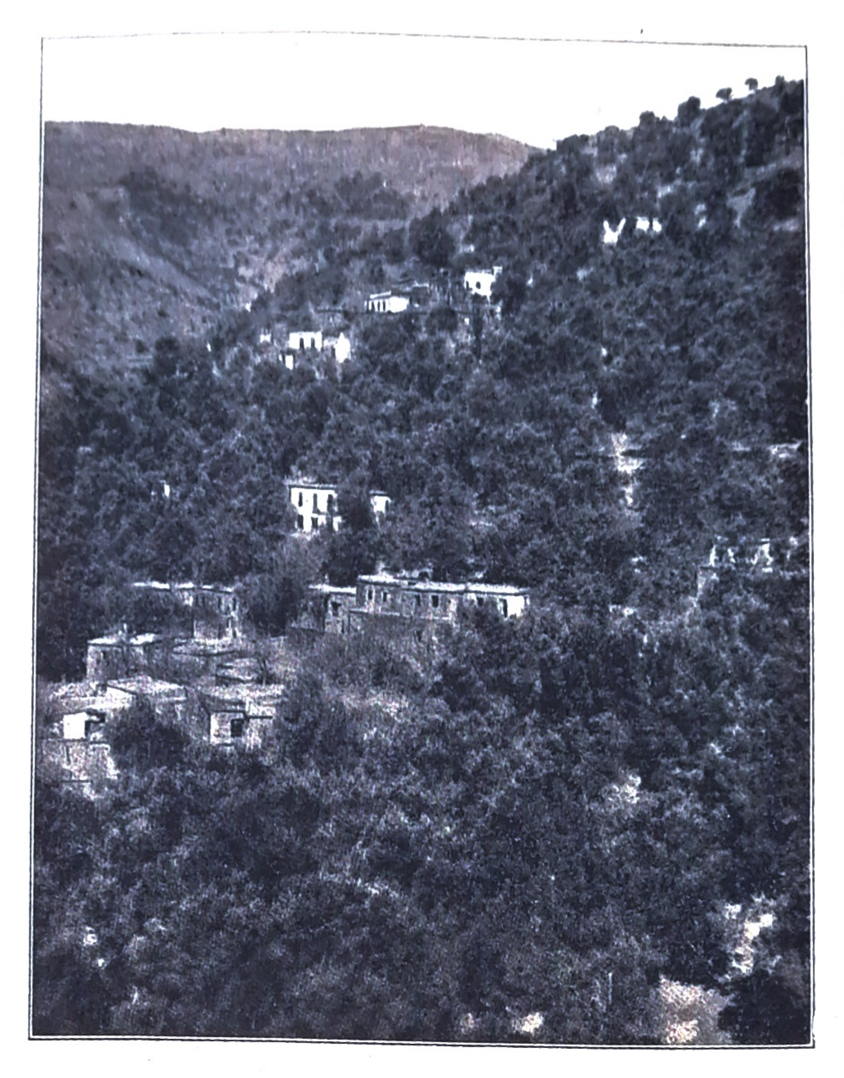
Wir sind durch die Ausgrabungstätigkeit der Archäologen über die kretischen Siedlungsanlagen (vor allem über die Palastbauten) der minoischen Zeit, des 3. bis 1. Jahrtausends v. Chr., verhältnismäßig gut unterrichtet. Es ist nun mit voller Deutlichkeit zu erkennen, daß die minoische Kultur, in bemerkenswertem Gegensatz zur gleichzeitigen Bauform des Festlandes[1], in ihren Bauten das gleiche Prinzip der eng zusammengebauten Häuser, der vielzelligen Raumanlagen, der flachen Dächer, des terrassenförmigen Aufbaus anwandte, das noch heute die Formen der Siedlungen Kretas beherrscht. Damals wie heute finden wir das gleiche Streben nach möglichster Fernhaltung der Sonnenhitze, nach Schatten und nach Kühle maßgebend.

Der gegenwärtige kretische Haus- und Siedlungstyp erscheint demnach als die durch die Zeitverhältnisse begünstigte, alle stammesmäßigen Veränderungen und Verschiebungen überdauernde Fortentwicklung einer im Klima wie in der Individualität der ältesten Kultur begründeten, seit Jahrtausenden überkommenen Bauweise. Es mag also in diesem Zusammenhang von „urkretischem“ Haus und „urkretischer“ Bauweise gesprochen werden.

Diese urkretische Bauweise findet sich nun auf der ganzen Insel, teilweise in reiner Form, teilweise nur noch in Resten. Aber die Art und Weise, in der sich die Einheiten, die enggebauten Hauskomplexe, zum Bild der Siedlung zusammenfügen, ist keineswegs immer die gleiche. Vor allem zwischen Osten und Westen bestehen hier gewisse Unterschiede. Im Osten überwiegen vollkommen geschlossene Siedlungen, meist rundlichen oder unregelmäßigen Umrisses, Siedlungen, bei denen die Häuserblöcke durch nicht allzu zahlreiche, meist ziemlich enge, steinige Gassen voneinander geschieden werden. Irgendeine Regelmäßigkeit im Verlauf dieser Gassen ist nicht zu erkennen, sie laufen kreuz und quer, hinauf und hinab, vielfach von Treppen unterbrochen. Ein freier Platz, entsprechend der „Platía“ der griechischen Dörfer, fehlt den ursprünglichen kretischen Siedlungen vollkommen. Wo eine Kirche oder eine kleine Moschee vorhanden ist, wirkt sie völlig nebensächlich wie eine zufällige, spätere Zutat (Abb. 2).

---

[1] Fimmen, D., Die kretisch-mykenische Kultur. 2. Aufl. Leipzig und Berlin 1924. S. 49ff.



4. Isolierte Dorfteile, in Olivenhaine eingebettet.

Für Westkreta ist eine abweichende Siedlungsform charakteristisch: hier stehen die Häuserkomplexe einzeln, oder es schließen sich höchstens zwei bis drei zu kleinen, von ganz wenigen Gassen durchsetzten Agglomerationen zusammen. Unter dem Namen eines Dorfes und unter der Verwaltung eines Dorfoberhauptes sind aber zahlreiche (drei bis fünf, aber stellenweise bis zu zehn) solcher isolierter Dorfteile zusammengefaßt, die ganz verschieden weit auseinanderliegen können (Abb. 4). In gewissen Fällen können die Dorfteile benachbarter Dörfer so nahe aneinanderrücken, daß man nur schwer unterscheiden kann, wie sie zusammengehören.

Das Hauptverbreitungsgebiet dieser ,,aufgeteilten" Dörfer ist die ,,Keramiá" (südlich Canea) und die Landschaft Sélino im äußersten Südwesten Kretas. Dem Osten der Insel fehlen sie aber auch nicht völlig: im Süden und Südosten des Lassithigebirges, zwischen Viáno und Ierápetra, liegen ebenfalls mehrere derart aufgeteilter Dörfer.

Welches der Grund für die Herausbildung zweier so verschiedener Siedlungsformen – bei Anwendung der gleichen, ,,urkretischen" Bauweise – ist, läßt sich nur vermutungsweise andeuten. Jedenfalls spielen dabei die Gesteins- und die dadurch bedingten Wasserverhältnisse mit. Im Bereich durchlässiger Kalke, wie sie in Kreta das am meisten verbreitete Gestein bilden, sind Quellen spärlich. Die Siedlungen in diesen Karstgebieten sind darum normalerweise groß und liegen, die wenigen kräftigen Quellen benutzend, weit auseinander. Umgekehrt ist eine Auflösung in viele einzelne, auseinanderliegende Dorfteile nur dort möglich, wo Wasser praktisch überall vorhanden ist. Das ist der Fall im Westen

der Insel, wo undurchlässige, halbkristalline Schiefer eine weite Verbreitung haben – so in der Keramiá wie in Sélino; und ähnliche Bedingungen herrschen auch in dem erwähnten Gebiet des Ostens, wo am Fuße des Lassithi-Kalkstocks breitere Schieferzonen auftreten. Freilich sind die Wasserverhältnisse nicht immer allein maßgebend, und es ist sehr wohl möglich, daß auch noch historische Momente mitsprechen.

Urkretischer Haustypus und ursprüngliche Siedlungsformen sind in den verkehrsabgelegenen Gebieten, namentlich in den Bergländern und Gebirgen und im Bereich der Südküste, noch absolut vorherrschend. Aber gerade in größeren Siedlungen finden sich vielfach schon einzelne mit schrägem oder auch mit Firstdach versehene (und dann stets ziegelgedeckte) Häuser in die Flachdächer eingesprengt, oft auch außer Zusammenhang mit den enggebauten Komplexen. In der Nähe der Nordküste, im Bereich der für Autoverkehr geeigneten Straßen, d. h. wesentlich in den tertiärerfüllten, fruchtbaren Tieflandschaften, überwiegen bereits die nüchternen, jedes originellen Charakters entbehrenden modernen Häuser. Solche Siedlungen sind dann auch ganz oder teilweise aus einzelstehenden, manchmal in Gärten gelegenen Häusern zusammengesetzt. Oft ist nur noch ein Kern der alten Bauweise erkennbar. Zumal im Westen Kretas ist diese moderne, aufgelöste Form der Siedlung häufig, und so kann leicht der oberflächliche, aber der Wirklichkeit keineswegs entsprechende Eindruck entstehen, als ob der Westen mehr dem peloponnesischen Siedlungstyp zuneigte.

Die Physiognomie der Siedlungen zeigt nun gewisse Modifikationen, die in der Art, der Form, der Intensität der Wirtschaft begründet sind. Aber niemals kommt es – bei den Dauersiedlungen – etwa zu grundlegenden Veränderungen der Bauweise oder des Ortsplanes allein aus wirtschaftlichen Momenten. Olivenkultur, Weinbau und Getreidebau bilden die wichtigsten wirtschaftlichen Grundlagen der Besiedlung, und in den Gebirgen tritt Schaf- und Ziegenzucht in größerem Maßstabe hinzu. Fischerei wird wohl hie und da nebenbei, aber in sehr geringem Umfange betrieben, Fischerdörfer jedoch gibt es nicht. Je nach dem Anteil, den Olivenkulturen, Weinbau, Getreidebau an der Nutzfläche eines Dorfes nehmen, auch je nach dem Anteil der Viehzucht variiert nun die Physiognomie der Siedlungen, freilich innerhalb verhältnismäßig enger Grenzen. Die Bewirtschaftung des Kulturlandes vollzieht sich – in den Tieflandschaften – sehr häufig in der Form echt mediterraner Mischkulturen. Die Höhengrenze des Getreidebaues – die höchsten Felder wurden an einer Stelle bei 1300 m beobachtet – ist weniger thermisch bedingt als durch die infolge der Beschränkung der Niederschläge auf die Wintermonate und mit zunehmender Höhe immer kürzer werdende Vegetationsperiode. Auch der Weinbau ist bis in Höhen von 900–1000 m möglich. Wesentlich tiefer, zwischen 600 und 700 m, liegt dagegen die durchschnittliche Grenze der Olivenkultur. Fast alle

Dauersiedlungen liegen innerhalb der Olivenzone, und der Ölbaum gehört unbedingt zum Milieu des kretischen Dorfes (Abb. 4). Wenn Dauersiedlungen die Olivengrenze überschreiten, so geschieht das nur dort, wo ausgedehnte anbaufähige und gut bewässerbare Flächen in größerer Höhe zur Verfügung stehen (wie in dem großen, 800 m hohen zentralen Polje des Lassithigebirges), und es geschieht unter Anwendung eines besonderen, später zu erwähnenden Wirtschaftssystemes, das bis in die Olivenzone hinuntergreift.

Es bestehen immerhin nicht unbeträchtliche physiognomische Gegensätze zwischen den großen und wohlhabenden, vielfach schon im Baustil modernisierten, von Grün durchsetzten und in Olivengrün eingebetteten Weindörfern der heißen, neogenerfüllten Tiefländer – oft mit üppigen Garten- und Obsthainkulturen (Agrumen) ausgestattet – und den ölbaumlosen, am Rande einer offenen Kulturfläche liegenden Gebirgsdörfern Lassithis – oder gar den dürftigen, gleichsam nackten, auch in der Farbe stark dem einförmigen Braun und Grau der kahlen Landschaft angeglichenen Dörfern etwa der Karsthochfläche Sitías, wo der auf dürftigen Terrassenäckern betriebene Feldbau und die Olivenkultur kaum nennenswert sind, wo Schaf- und Ziegenhaltung die wesentlichste Nahrungsgrundlage der Bevölkerung bilden. Aber auch in den „Viehzuchtdörfern" der Gebirge beeinflußt die Wirtschaftsform die Physiognomie mehr indirekt als direkt – die Schafe sind Winter wie Sommer draußen, im Sommer oben im Gebirge, im Winter in den tieferen Zonen.

Wirtschaftliche Momente sind aber sehr wesentlich bei einer anderen, außerordentlich interessanten Form der Siedlung maßgebend: bei den nicht ständig, aber in regelmäßigem Wechsel, periodisch bewohnten Siedlungen.

Die periodische Siedlung Kretas ist verschiedenerlei Art und hat verschiedenerlei Ursachen. Einmal handelt es sich um einen Almnomadismus des mediterranen Typs, eine Art „Transhumance"[1], freilich, entsprechend den durch die Kleinheit des Inselraumes gegebenen natürlichen Bedingungen, in geringen räumlichen Ausmaßen. Im trockenen Sommer bietet die Phrygana der Hochgebirge den Schafen und Ziegen eine zwar kümmerliche, aber immerhin ausreichende Weide, und während der Winterregen, wenn die Hochgebirge von Schnee bedeckt sind, werden die tieferen, jetzt grünen Zonen aufgesucht und abgeweidet. Den sichtbaren Ausdruck dieser Wirtschaftsform bilden die im Sommer bezogenen Almsiedlungen der Gebirge. Besonders bevorzugte Plätze für Schafalmen sind die hochgelegenen Poljes innerhalb der Kalkmassive. Gelegentlich sind in ihrem Bereich auch vereinzelte, kleine Terrassenfelder vorhanden. Es handelt sich bei den Almhütten um mehr oder weniger primitive, einzelstehende, fensterlose Steinhäuser – im Osten, im Lassithigebirge, vom gleichen „urkretischen" Typ des Viereckhauses, wie er auch die Dauersiedlungen

[1] Frödin, J., Om fäbodbebyggelsens utbredning och olika typer i Europa. Svensk Geogr. Årsbok 1929, S. 184.

charakterisiert, aber in einer sehr rohen Ausführung (Abb. 1). Das Psiloritigebirge dagegen zeigt eine ganz andere Form der Almhütten: kreisrunde Steinbauten von etwa 8–10 m Durchmesser und etwa 3–4 m Höhe, aus ganz gewöhnlichen Steinen aufgeschichtet, aber doch ziemlich festgefügt, mit flach kegelförmigem, ebenfalls aus Steinen bestehendem Dach, fensterlos, mit ganz engem, flugloch-artigem Eingang.

Bietet es auch keinerlei Überraschungen, in der Form der Almhütten den „urkretischen" Typ des Hauses ausgeprägt zu finden, so ist das Auftreten von Rundformen um so merkwürdiger. Auf jeden Fall dürfte es sich um sehr alte Formen handeln. Es mag hier nur darauf hingewiesen werden, daß sich ja in den Almhütten gewöhnlich die ältesten, ursprünglichsten Hausformen bewahren, daß weiterhin der Ursprung der Almwirtschaft in der nomadischen Lebensweise zu suchen ist. Übrigens sind Rundbauten im Bereich der kretisch-mykenischen Kultur (freilich nicht aus Kreta selbst), z. T. aus der Steinzeit, bekannt (Fimmen, Anm. S. 59, S. 40/41).

Periodisch bewohnte Siedlungen existieren aber noch in einer völlig anderen und durch andere wirtschaftliche Motive hervorgerufenen Form: als Sommer- bzw. Winterdörfer, und, im Fall von Einzelsiedlungen, als sog. „Metóchia". Ähnlich wie bei den von Philippson[1] beschriebenen sog. Kalyviendörfern des Peloponnes wechselt der Aufenthaltsort der Bevölkerung (oder auch nur eines Teiles davon) bestimmter Dörfer jahreszeitlich zwischen höhergelegenen Sommer- und tiefergelegenen Winterwohnsitzen. Aber während im Peloponnes die Stammdörfer im Gebirge liegen, die „Kalyvien" also tiefgelegene Winterdörfer darstellen, sind in Kreta die Stammdörfer normalerweise die tiefgelegenen, und im Sommer wird der Wohnsitz nach den Sommerdörfern verlegt. Alle Sommerdörfer – sie kommen einmal in der Halbinsel Sitía, am Gebirgsstock des Aféndis Kavúsi vor (von wo sie bereits Chalikiopoulos beschrieben hat[2]), dann aber auch in den hochgelegenen, östlichen Poljes der „Weißen Berge" – sind über der Olivenzone, vorzugsweise in Schiefergebieten gelegen, und sie spezialisieren sich wirtschaftlich in ausgesprochener Weise auf den Weinbau. Getreidebau wird nur nebenbei und in geringem Maße betrieben. Auf diese Weise werden größere Flächen für Weinbau geeigneten Bodens ausgenutzt, Anbauflächen, die bereits zu weit von den Stammsiedlungen entfernt liegen, als daß sie von dort aus bewirtschaftet werden könnten, die aber andererseits infolge ihrer absoluten Höhenlage (700–900 m) oder aus anderen Gründen zu ungünstige Verhältnisse für eine dauernde Besiedlung bieten. Die Stammsiedlungen solcher Sommerdörfer besitzen meist nur eine geringe und speziell für Weinbau nicht so geeignete Nährfläche. So liegen die

---

[1] Anm. S. 55, S. 586/87.

[2] Chalikiopoulus, L., Sitía, die Osthalbinsel Kretas. Veröff. Inst. f. Meereskunde Berlin, H. 4. Berlin 1903. S. 131/132.

Stammdörfer der Asphéndu- und Kallikráti-Sommerdörfchen in Westkreta tief unten in der Nähe der unwirtlichen Südküste. Physiognomisch unterscheiden sich die Sommerdörfer nicht unwesentlich von den Dauersiedlungen: zwar ist das Haus durchweg das gewohnte, ,,urkretische", aber es ist leichter gebaut, primitiver, und vor allen Dingen sind diese Siedlungen meist ganz weitläufig angelegt; einzelstehende Häuser, nur manchmal kleine Komplexe, verstecken sich hinter prächtigen Nußbäumen, oder sie liegen auch mitten in Weingärten eingebettet. Die Organisation der Benutzung dieser Sommerdörfer ist nicht ganz einheitlich: in Sitía teilen sich mehrere, tiefgelegene Dauersiedlungen in ein – meist auch nicht während des ganzen Sommers durchgehend voll bewohntes – Sommerdorf; in Westkreta handelt es sich um echte Doppeldörfer, die in regelmäßigem Wechsel bezogen werden: von März bis Mitte September wohnt die Bevölkerung eines Dorfes oben im Gebirge, in der übrigen Zeit unten in der Nähe der Küste. Zweifellos haben sich manche der jetzt ständig bewohnten Gebirgsdörfer aus Sommerdörfern entwickelt: die z. T. großen Siedlungen des Askýphu-Poljes in Westkreta besitzen noch etwas den Charakter von Sommerdörfern, aber die Mehrzahl der Bevölkerung wohnt bereits ständig hier. Vielleicht haben auch die Dörfer der Lassithi-Hochfläche eine ähnliche Entwicklung gehabt.

Periodisch bewohnte Siedlungen treten schließlich noch als Einzelsiedlungen, ,,Metóchia", auf. Es handelt sich hier stets darum, verstreut und oft sehr weit vom Dorf entfernt gelegene Grundstücke zu bestellen und zur Zeit der Ernte wieder aufzusuchen. Vielfach sind das mit Getreide oder mit Wein bebaute Flächen, und die wirtschaftliche Funktion ist dann eine ähnliche wie bei den Sommerdörfern. Bei den über der Olivengrenze gelegenen Dörfern der Lassithi-Hochfläche ist das Metóchi-System jedoch durch den Bedarf an Oliven gegeben und durch die sehr weite Entfernung der den Einwohnern eines Dorfes gehörigen Ölbaumkulturen – in den tieferen Randzonen des Gebirges – verursacht. Diese Oliven-Metóchia werden naturgemäß hauptsächlich im Winter, zur Zeit der Olivenernte, aufgesucht. Die Metóchia selbst sind ausnahmslos einzelstehende, flache Viereckhäuser des urkretischen Typs. In seltenen Fällen besteht an Stelle eines Metóchi ein ganzes Winterdorf, das die Funktion hat, zur Zeit der Olivenernte die Bewohnerschaft eines hochgelegenen Stammdorfes aufzunehmen (vgl. Chalikiopoulos, Anm. S. 63, S. 132). Andererseits haben sich auch manche Metóchia zu kleinen Dauersiedlungen entwickelt, die gewissermaßen Ableger eines übervölkerten Mutterdorfes darstellen. Sitía bietet mehrere Beispiele dafür. Auf ähnliche Weise dürften auch die zahlreichen ,,Apáno-Kátodörfer", d. h. Dörfer gleichlautenden Namens, die die unterscheidende Bezeichnung ,,Apáno" (Ober-) und ,,Káto" (Unter-) tragen, entstanden sein. Nur ist hier häufig nicht mehr zu erkennen, welches die Muttersiedlung und welches die Tochtergründung ist.

Eine letzte Form periodisch bewohnter Siedlungen findet sich an vielen Stellen der sonst sehr siedlungsleeren Küste und ist durch den Handel und durch die Verkehrsverhältnisse bedingt. Sog. „Magazine" (kleine Gruppen von Flachdachhäusern) dienen dem Verkauf, der Aufstapelung und der Verschiffung von Olivenprodukten, im Hochsommer auch manchmal der Ausfuhr von Johannisbrot, und sie sind demgemäß nur während bestimmter, kurzer Zeiten des Jahres bewohnt.

Die Lage der ländlichen Siedlungen Kretas zeigt manche Eigentümlichkeiten. Zunächst fällt es auf, daß so gut wie keine dauernd bewohnte ländliche Siedlung unmittelbar an der Küste liegt. Das entspricht völlig den Verhältnissen im Bereich des Ägäischen Meeres und erklärt sich vor allem aus der allgemeinen Unsicherheit, dem Seeräuberunwesen während des Mittelalters. Bemerkenswerterweise haben auch die Siedlungen der minoischen Kulturperiode zwar vielfach nicht weit von der Küste, aber doch stets ein Stück landeinwärts gelegen[1]. Diese minoischen Siedlungen sind auf das gründlichste zerstört worden, und schon in der hellenistischen Zeit finden wir ganz andere Lagen bevorzugt. Die Siedlungen haben sich jetzt noch weiter in das Innere der Insel, und zwar auf beherrschende, Schutz gegen unvorhergesehene Angriffe bietende Höhen zurückgezogen. Noch später ist dann wieder eine rückläufige Bewegung erfolgt. Wie diese Verschiebungen im einzelnen vor sich gegangen sind, welches überhaupt die Etappen der Besiedlung waren, ist eine offene Frage. Eigenartigerweise liegen so gut wie alle minoischen Fundstätten im Osten der Insel. Wenn man auch berücksichtigt, daß Westkreta archäologisch noch sehr wenig bekannt ist, so dürften auch spätere Aufdeckungen kaum etwas an der Tatsache ändern, daß das Schwergewicht der minoischen Kultur und der minoischen Besiedlung im Osten, und zwar in den fruchtbaren, tertiärerfüllten Tiefländern (sowie in der Messará) gelegen hat. Am frühesten dürften also die Tieflandschaften des Ostens besiedelt gewesen sein, und von hier aus mag die Besiedlung allmählich oder auch sprunghaft in die Bergländer und bis in die Poljes der Kalkmassive vorgedrungen sein. Noch heute konzentriert sich die Besiedlung im wesentlichen auf die Niederungen und Hügelländer im Bereiche der alluvialen und tertiären Böden, im Bereich des zusammenhängenden Kulturlandes. Schon die – vorwiegend aus Schiefergesteinen aufgebauten – Bergländer[2] sind nur dünn besiedelt, und die großen Kalkgebirgsmassive sind so gut wie siedlungsleer, mit Ausnahme der Randzonen und einiger großen Poljes. Eine obere Grenze für die dauernde Besiedlung ist dabei weniger im Klima bzw. durch die klimatischen Höhengrenzen der Kulturgewächse gegeben, als in rein

[1] Vgl. die Karten bei Evans, A., The palace of Minos. Vol. II, Part. I. London 1928, S. 71, und bei Fimmen (Anm. S. 59), Fundkarte II, Kreta.

[2] Vgl. dazu Creutzburg, N., Die Landschaften der Insel Kreta. Verhdlgn. u. wiss. Abhdlgn. des 22. D. Geographentages Karlsruhe. Breslau 1928.

orographischen Momenten. Ausschlaggebend ist der orographische Charakter, das Fehlen von kultivierbaren und terrassierbaren Flächen, der Mangel an Lockerboden in den höheren Zonen der Gebirge. So reichen die Dauersiedlungen nur in Ausnahmefällen höher als 700 m, die Sommerdörfer nicht über 900 m.

Die Ortslage der Siedlungen wird in einem derart verkarsteten Lande stark von den Wasserverhältnissen beeinflußt. Nur die Schiefergebiete haben, praktisch genommen, überall Quellwasser, und nur hier kann, wie S. 61 erwähnt, eine dispersive Anordnung der Wohnplätze vorhanden sein. Bei den Kalkmassiven sind gewisse Randzonen, in denen die die massigen Kalke unterlagernden Schiefer einen oft weithin verfolgbaren Quellhorizont bezeichnen, besonders bevorzugt. Manchmal liegen hier – wie am Südhang des Lassithi – zahlreiche Siedlungen reihenweise nebeneinander. Auch an der Basis der großen Poljes tritt häufig die Schieferformation zutage, und so sind gerade die Ränder quellenreich – hier sind darum die gegebenen Siedlungslokalitäten. Bei absolutem Quellenmangel vollzieht sich die Wasserversorgung auch durch Brunnen, die – gewöhnlich in ausgefüllten Karsthohlformen – bis ins Grundwasser hinuntergehen. Bei den Metóchia ist die Lage an einer Quelle oder an einem Brunnen nicht unbedingt erforderlich, manchmal liegen sie weit von einer Wasserstelle entfernt; und die Schafalmen der Gebirge machen sich durch Zisternen vom Wasser unabhängig.

Von geringerer Bedeutung ist die Lage der Siedlungen zum Kulturland. In den Tertiärgebieten sind die Dörfer von ihrer landwirtschaftlichen Nutzfläche umgeben, aber schon in der Alluvialebene der Messará liegen die Siedlungen meist randlich. In den Gebirgen dagegen ist der Lockerboden kostbar, und die Siedlungen suchen dort den sterilen Felsboden auf, sie liegen auf Erhöhungen oder am Rande der Kulturflächen. Der Grundbesitz eines Dorfes ist dabei oft außerordentlich zersplittert, einzelne Äcker, Weinfelder und Olivenhaine können viele Stunden weit vom Dorf entfernt liegen.

Bei der Seltenheit von größeren Ebenen dehnen sich nur sehr wenige Siedlungen auf völlig ebener Fläche aus. Hanglagen bilden den Normalfall; in vielen Dörfern sind zwischen den untersten und obersten Häusern bedeutende Höhenunterschiede zu überwinden. Weiterhin kann man eher sagen, daß die Siedlungen die Lage auf Hügeln, auf Rücken oder auf Bodenwellen – jedenfalls Lagen mit freiem Ausblick – bevorzugen, als daß sie sich geschützte Stellen aussuchten und sich in Täler, Mulden oder überhaupt Vertiefungen des Bodens hineinschmiegten.

Die geographische Betrachtung der ländlichen Siedlungen Kretas bietet viele noch nicht befriedigend gelöste Probleme. Manche dieser Probleme sind infolge des Mangels an historischem Quellenmaterial nur sehr schwer lösbar; andere Fragen werden durch die Heranziehung von Vergleichsmaterial aus anderen Gebieten zu beantworten sein.

Ländliche Siedlungsformen in Inneranatolien

Von Hermann Wenzel

Mit 4 Bildern

Inneranatolien enthält in seinen Gebirgen, Gebirgsrändern und Steppen Siedlungs- und Wirtschaftsräume von sehr ungleicher natürlicher Ausstattung. Ausschlaggebend sind die klimatischen Verschiedenheiten der Temperatur, des Niederschlages und des Wasserhaushaltes des Bodens, die freilich im einzelnen völlig von dem Relief abhängen. In den Gebirgen gedeiht zwar noch bis in Höhen von 2000 m Weizen und Roggen, Mohn und einige wenige andere Kulturpflanzen; aber die niedrigen Wintertemperaturen, die Früh- und Spätfröste und die hohen Schneemengen schließen den Anbau von Wintergetreide, Obstbäumen und edlen Früchten aus. Dazu ist der zum Anbau geeignete Boden in den Gebirgen auch beschränkt. Es lag zudem für die vorhandene, ackerbautreibende Bevölkerung bisher gar kein Bedürfnis vor, neues Siedlungsland in den Gebirgen aufzusuchen; so finden wir diese fast frei von festen Wohnplätzen. Die Gebirge des westlichen und südlichen Anatolien waren bis jetzt nahezu alleiniges Weidegebiet nomadischer Yürüken, die von den Küsten her im Laufe des Frühjahrs und Sommers ihre Herden bis in die höchsten Gebirge hinauftreiben; an den Rändern der Gebirge machen außerdem noch die Gemeinden der Täler ihre Weiderechte geltend. In den Gebirgen, die inselartig verteilt innerhalb der Steppe liegen, haben die kurdischen, türkmenischen und türkischen Steppenbewohner ihre Sommerweiden, wenn die Steppe selbst in der Sommerhitze verdorrt. Die Gebirge des inneren Anatolien tragen deshalb überall eine einförmige Decke niedrigen Busches, in dem die Eichenarten vorwiegen.

Ein wirtschaftliches und siedlungsgeographisches Vorzugsgebiet sind die Gebirgsränder, namentlich der höheren Gebirge, die im Winter und Frühjahr reichlich Schnee empfangen und bis in den Juni hinein die Bäche zu speisen vermögen. Die Niederschlagsmenge am Steppenrand liegt etwa zwischen 300 und 500 mm. Recht günstig ist es, daß die Hauptregenzeit ins Frühjahr fällt; ungünstig jedoch, daß der Niederschlag nach Menge und zeitlichem Auftreten von Jahr zu Jahr sehr schwankt. Hier, an den Gebirgsrändern, häufen sich die Siedlungen der ackerbautreibenden Bevölkerung, und die Gemarkungen benachbarter Gemeinden berühren sich.

In der Steppe sind die Regenmengen in den meisten Jahren zu gering (unter 250 mm jährlich), um einen sicheren und regelmäßigen Anbau zu gestatten. Zwar wird auch hier in zunehmendem Maße Weizen und Gerste gebaut, aber nur einer hochentwickelten Landwirtschaft gelingt es, über die häufigen Dürrejahre hinwegzukommen. Daher ist hier die Viehzucht von Schafen, Kamelen, Ziegen und Rindern noch immer die überwiegende Beschäftigung

der Bevölkerung. Die Siedlung muß hier deshalb viel lockerer sein, die Dörfer weiter auseinander liegen, um der Bevölkerung hinreichenden Wirtschaftsraum zu gewähren.

Die klimatische Ausstattung des Landes macht ihren Einfluß auf die Siedlung in erster Linie mittelbar über die aufgezeigten Wirtschaftsformen geltend; sie bestimmt die Siedlungsleere der Gebirge, die Siedlungshäufung an deren Rändern und im einzelnen die Form des Gehöftes nach dem wirtschaftlichen Gebrauchszweck. Unmittelbar macht sich das trockene Klima geltend in der topographischen Lage der Siedlungen, in dem das Bedürfnis an Trink- und Bewässerungswasser jeden anderen Gesichtspunkt zurücktreten läßt. Weite Wege zum Ackerland, ja selbst die malariagefährdeten Lagen an den Ufern der Binnenseen werden unter diesem Zwang in Kauf genommen. Eine unmittelbare Einwirkung des Klimas darf man auch in der Bauweise erkennen, vor allem in der allgemein in Zentralanatolien üblichen Verwendung von Rohziegel und Flachdach.

Mit der naturbedingten Einteilung erschöpfen wir natürlich nicht die Mannigfaltigkeit der Siedlungs- und Wirtschaftsformen. Dazu ist die Kultur der Bevölkerungsgruppen, die sich im Laufe der Geschichte niedergelassen haben, zu verschiedenartig und zu selbständig. Wir begnügen uns hier damit, die Hauptmasse der Bevölkerung, die seit alters ansässig ist, sprachlich, wirtschaftlich und kulturell ein Ganzes bildet, als Einheit unter der Bezeichnung „Türken“ zusammenzufassen. Sicherlich hat das Griechentum von den Küsten her auf diese seßhafte Bevölkerung eingewirkt. Seine Einflüsse lassen sich aber angesichts der Zerstörungen durch den Befreiungskrieg nicht mehr in ihrem vollen Umfange feststellen. Weiter muß es genügen, hier nur die jüngsten positiven siedlungsgeographischen Vorgänge zu berücksichtigen, nämlich das allmähliche Seßhaftwerden der nomadischen Kurden und Türkmenen in der Steppe, der Yürüken im Gebirge und die Übersiedlung der mohammedanischen Flüchtlinge aus den Ländern Südrußlands und des Balkans. Hier interessiert insbesondere die Frage der Übertragung und Fortbildung der Siedlungsformen.

Als geeignetes Feld zum Studium dieser Fragen fand ich den Südwesten der inneranatolischen Steppe an der Eisenbahn Afyon-Karahisar-Konya. Dieses Gebiet ist geradezu ein siedlungsgeographisches Musterbeispiel, in dem sich die meisten Siedlungstypen Inneranatoliens auf engem Raum nebeneinander finden. Den Abschluß der inneranatolischen Steppe gegen Südwesten und zugleich den äußersten Vorposten der mediterranen Landschaft bildet der Sultan-Dagh, ein bis 2000 m hohes Gebirge in der Fortsetzung des Taurus. Hier fällt noch genügend Niederschlag, um Hochwald gedeihen zu lassen, wenn dieser auch heute bis auf geringe Reste den Nomaden zum Opfer gefallen ist. Die nach Norden entwässernden Bäche haben vor dem Gebirge breite Schwemmkegel aufgeschüttet, und auch diese Zone genießt noch den Vorzug höherer Regenmengen



1. Türkisches Haufendorf in Trockenziegelbau.
(Deredjin bei Akschehir, Vil. Konya.)

bis zu 360 mm im Jahre. Doch schon wenige Kilometer vom Gebirgsrand entfernt erreichen wir das trockenste Gebiet Anatoliens, mit Regenmengen unter 250 mm, in dem es weder dauernde noch periodische Wasserläufe gibt. Artemisiasteppe bedeckte bis vor kurzem die lehmigen Ebenen; nur in den niedrigen Steppengebirgen gedeiht kümmerlicher Busch. Die verschiedenen Bevölkerungsgruppen sind ziemlich genau auf diese Landschaftszonen verteilt. Im Gebirge sitzen die nomadischen Yürüken; in der Schwemmkegelzone die alteingesessene türkische Bevölkerung; am Rand der Steppe haben sich die Flüchtlinge angesiedelt, während in der inneren Steppe Kurden und Türkmenen leben.

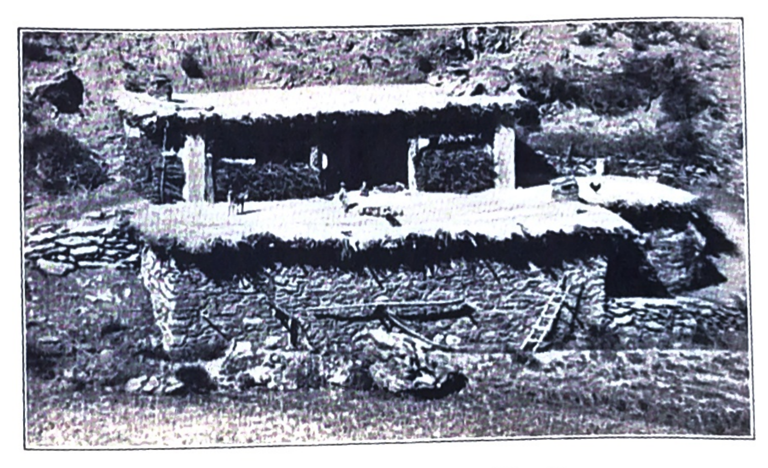
Die besten Naturbedingungen bieten die sanft geneigten Schwemmkegel der Gebirgsbäche. Dort wohnt seit alter Zeit eine dichte, türkische Kleinbauernbevölkerung, die Acker- und Gartenbau auf Bewässerung treibt. Weizen und Opium, Wein, Gemüse und Melonen sind ihre wichtigsten Erzeugnisse. Nach den alten türkischen Reiseberichten zu urteilen, hat diese Gegend seit Jahrhunderten ihr Gesicht nicht grundlegend geändert. Jedoch hat sich die Bevölkerung in den Dörfern, zumal seit dem Bahnbau, beträchtlich vermehrt. Es wird mehr Land als früher bebaut. Heute berühren sich die Felder benachbarter Gemarkungen. Die Dörfer dieser Zone liegen am oberen Ende von Schwemmkegeln, wo sich Trink- und Nutzwasser leicht zuleiten läßt, oder in breiten Talauen, wo das Grundwasser dicht unter der Erdoberfläche steht[1].

[1] In der Diskussion betonte Herr Geheimrat Prof. von Drygalski den engen Zusammenhang gedrängter Haufendorfbauweise mit der Bewässerungskultur in Vorderasien.

Es sind dichtgebaute Haufendörfer (Abb. 1), von engen, krummen Gassen durchzogen; Hof liegt an Hof, von hohen Mauern und schweren Holztoren verschlossen, daß kein Blick hineindringt. Viele Orte scheinen ein sehr hohes Alter zu haben. Der Grundriß der Dörfer verändert sich dauernd, denn der Türke vermeidet es„ sein Haus dort wieder aufzubauen, wo sein altes verbrannte oder einstürzte. Meist sind die Dörfer reizvoll in ihre Obstgärten gebettet; diese sind von hohen Lehmmauern umgeben. In den breiten Fahrwegen dazwischen laufen die Bewässerungskanäle. Auf der Innenseite der Mauern stehen zunächst eine Reihe Pappeln, dann Obstbäume, deren Arten ungemein reich sind. Außerdem wird viel Gemüse angebaut. Ringsum zieht sich die Gemarkung, die in kleine rechteckige Parzellen aufgeteilt ist.

Von den Dörfern der Küstenlandschaften unterscheiden sich die inneranatolischen wesentlich dadurch, daß das trockene Klima hier die Verwendung des Rohziegelbaues und des Flachdaches gestattet. In den Küstengebieten baut man aus Holz oder Holzfachwerk und deckt das Giebeldach mit gebrannten Ziegeln, in den Gebirgen auch mit Brettern oder Schindeln. In Inneranatolien verwendet man Holz nur sparsam im Mauerwerk zu Stützbalken; die Decken dagegen bestehen aus Balken und Rohrlagen, über die eine dicke Erdschicht gedeckt wird. In den noch trockeneren Gebieten Persiens und Mesopotamiens erspart man sich die Holzverwendung durch den Kuppelbau. Das Haus des wohlhabenden Bauern hat in der Regel zwei Stockwerke, von denen das untere Ställe und Schuppen enthält, das obere als Wohnung dient. Die Zimmer gehen auf den offenen, überdachten Flur auf der Rückseite des Hauses, auf dem im Sommer gekocht, gewohnt und geschlafen wird. Dagegen ist es nicht üblich, auf dem Dach zu wohnen oder zu schlafen; dazu sind selbst im Sommer die Nächte im Hochland zu kühl. Außer dem Wohnhaus enthält der Hof nur kleine Schuppen und Ställe. Die Viehzucht des Kleinbauern ist nur gering; sie beschränkt sich auf wenige Zugochsen und Büffelkühe, einen oder zwei Esel und ein paar Ziegen und Schafe. Der Schwerpunkt der Wirtschaft ruht eben ganz auf dem Acker- und Gartenbau. Die Ernte kann bei dem trockenen Klima ganz im Freien gelagert und verarbeitet werden. Die Dreschplätze liegen außerhalb der Dörfer; es ist nicht wie in Nordwestbulgarien üblich, auf dem eigenen Hofe zu dreschen. Dazu ist der Raum zu beschränkt. Das Getreide wird größtenteils schon im Herbst verkauft; das Stroh wird in Erdmieten aufbewahrt und nur der laufende Bedarf auf dem Hof in kleinen schilfgedeckten Scheunen gelagert.

Der hier beschriebene Typus des Haufendorfes findet sich in dem schmalen Siedlungssaum am Südrand der inneranatolischen Steppe, soweit die Gebirgsbäche ihr Wasser spenden. Er findet sich ferner in den trockenen Tal- und Beckenlandschaften der Gebirge des Südens und Westens und umzieht auch als schmales Band den Norden der Steppe. Nach Osten geht er weiter nach Galatien



2. Terrassenhaus seßhafter Yürüken. (Im Sultan-Dagh, Vil. Konya.)

und Kappadokien hinein. Im einzelnen variiert der Typus natürlich etwas lokal[1], besonders nach dem örtlich vorhandenen Baumaterial; stellenweise herrscht in Kappadokien reiner Steinbau. Am Südrand der Steppe, von Eskischehir bis Eregli, ist jedoch der oben beschriebene Typus sehr gleichmäßig ausgebildet. Wo immer Lehm irgendwie zu beschaffen ist, sind die Häuser aus Rohziegeln errichtet; nur das Fundament ist von Bruchsteinen.

Der Sultan-Dagh war bis vor kurzem noch völlig frei von festen Siedlungen. Das Innere des Gebirges suchen alljährlich nomadische Yürüken aus der Provinz Antalya auf. Seit dem vorigen Jahrhundert beginnen sie sich unter dem sanften Druck der Regierung niederzulassen. Sie bleiben ihren Lebensgewohnheiten jedoch insoweit treu, als sie einzeln oder höchstens in lockeren Gruppen siedeln, am liebsten in freier Lage an den Hängen des Gebirges. Wenige Felder und Pappelpflanzungen umgeben die Gehöfte. Diese sind offen, denn der Yürüke kennt nicht den strengen Abschluß der Familie gegen außen wie der rechtgläubige Mohammedaner. Seine weniger strengen religiösen Gewohnheiten kommen den Bedürfnissen des nomadischen Lebens entgegen. Die Häuser der Yürüken, sog. Terrassenhäuser (Abb. 2), sind einfacher als die der Türken. Den Unterstock bildet ein rechteckiger Raum aus Bruchsteinen zur Unterbringung des Viehs, den Oberstock ein rechteckiger Wohnraum aus Bruchsteinen oder Trockenziegeln mit Erddach. Neben den Terrassenhäusern sieht man auch den Türken abgesehene Hausformen. Während der Türke sein Haus mit großer Sorgfalt unterhält, den Lehmbewurf der Mauern und die Erdbedeckung des Daches nach Möglichkeit alljährlich erneuert, legt der Yürüke sehr viel weniger Gewicht auf die Ausstattung und Unterhaltung seines Hauses. Vielfach pflegt er überhaupt im Sommer sein Haus zu verlassen und sein Zelt oberhalb des Dorfes im Gebirge aufzuschlagen. Seine wenigen Felder zwingen ihn nicht an den Platz wie den türkischen Bauern; das Schwergewicht der Wirtschaft liegt auch bei den seßhaften Yürüken auf der Haltung von Ziegen- und Schafherden.

Nördlich der altbesiedelten Gebirgsrandzone dehnte sich früher die weite Steppe. Nur wenige türkische Siedlungen lagen über dieses Gebiet zerstreut.

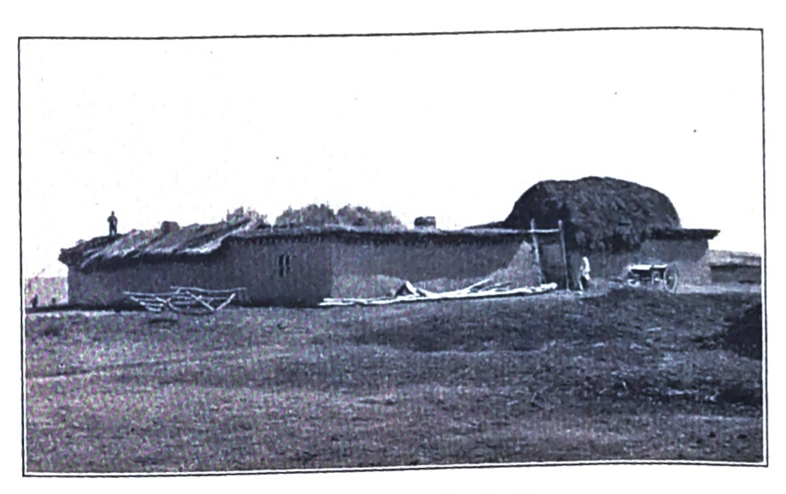
[1] Auf diesen Wechsel je nach dem Baumaterial wies in der Diskussion Herr Geheimrat Prof. Philippson hin.

Die an Bewässerung gewöhnten türkischen Kleinbauern mieden es, denn sie konnten dem schweren, harten Steppenboden mit ihren primitiven Geräten nichts abgewinnen. Sie überließen die Steppe daher den Nomaden. Erst die Flüchtlinge aus dem Balkan und Südrußland brachten geeignete Geräte, wie den eisernen Pflug, und neue Anbaumethoden mit. Die Regierung wies ihnen Siedlungsland an, innerhalb dessen sie einen Platz aussuchen mußten, der sich zur Anlage von Ziehbrunnen eignete. Die neuen Anlagen wurden meist im Schachbrettmuster errichtet. Die Siedler verschiedener Herkunft sind nun sehr ungleich dieser Verhältnisse Herr geworden. Als erste Flüchtlinge kamen bereits in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Tscherkessen aus dem Kaukasus. Viele wurden in den Wäldern der pontischen Provinzen angesiedelt und fanden dort zusagende Lebensbedingungen. Sie konnten dort ihren gewohnten Ackerbau auf Regen und Viehzucht betreiben. Aber für die Trockengebiete Inneranatoliens sind ihre Wirtschaftsmethoden ungeeignet. Ihre Herden und ihr Ackerbau machen einen heruntergekommenen Eindruck, für ihre Siedlungen haben sie meist die türkische Bauweise übernommen. Mit Gartenbau beschäftigen sie sich nicht. So sind ihre Dörfer wesentlich einförmiger als die türkischen. Nur etwas Bemerkenswertes haben die Tscherkessen mitgebracht, nämlich die mit einem Giebeldach versehene Scheune, die sich über die ganze Landschaft verbreitet hat.

Im Gegensatz zu den Tscherkessen fanden Donkosaken und Nogaitataren in der Steppe durchaus vertraute Verhältnisse vor. Die Siedlungen der Kosaken ähneln den weitausgedehnten südrussischen Dörfern. Zu beiden Seiten der breiten Hauptstraße liegen die kleinen Gehöfte, ohne sich zu berühren. Die niedrigen einstöckigen Häuschen aus Rohziegeln sind über dem Flachdach noch mit einem Giebeldach aus Rohr gedeckt. Bei den Nogaitataren besteht das Dorf aus großen, nahe beieinander liegenden Höfen, die mit niedrigen Lehmmauern umgeben sind. Haus, Stallung und Scheunen sind in einer Front in einem langen, schmalen Bau unter einem steinbeschwerten Giebeldach vereinigt. Ohne Bäume und Gärten liegen diese Dörfer in der Steppe. Ihre Bewohner treiben einfachen Ackerbau und halten Vieh. Die Kosaken fischen außerdem auf dem benachbarten Akschehir-See. Wenn diese beiden Volksgruppen so völlig ihre gewohnte Siedlungs- und Wirtschaftsweise beibehalten konnten, ohne von den Türken wesentlich beeinflußt zu werden, so liegt das einmal daran, daß sie in der neuen Heimat der alten ähnliche Verhältnisse vorfanden. Eine zweite wichtige Vorbedingung war aber der soziale Abschluß von den Umwohnern. Die Kosaken sind Altgläubige, die den Umgang mit Andersgläubigen meiden. Die Nogaitataren leben für sich und genießen wenig Achtung.

Das fortschrittlichste Siedlerelement in der Steppe stellen die Tataren der südlichen Krim und die Muhadjirs aus Bulgarien, der Dobrudscha und Makedonien dar, welche sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts niedergelassen

haben. Diese Gruppen haben es zuerst verstanden, die Steppe dem Ackerbau zu erschließen, wodurch sie durch ihre Herkunft wohlvorbereitet waren. Denn auch im nordöstlichen Bulgarien und in der Krim herrschen ähnliche, wenn auch nicht so extreme Klimabedingungen. Es gelang ihnen, große Flächen der Steppe zu kultivieren, auf denen sie Getreide, Melonen und Mohn ohne Bewässerung mit großem Erfolg anbauen. Um Gartenkulturen anzulegen, reicht jedoch zumeist das Wasser nicht aus. Schon auf den ersten Blick heben sich ihre Dörfer vorteilhaft von den vorgenannten ab. Zumeist haben sie regelmäßigen Grundriß, schachbrettähnlich, der aus der Zeit der ersten Anlage herrührt. Neuere Bauten halten sich nicht streng an das Schema. Die Höfe sind durchweg größer als die der türkischen Kleinbauern. Das Baumaterial ist natürlich dasselbe. Neuangekommene Siedler errichten sich einfache Häuser mit einem stumpfen Pyramidendach; in der Form, wie sie es vom Balkan her kannten; nur daß an die Stelle des Backsteins der Rohziegel, an die Stelle des Dachziegels das Rohr treten. Die Gehöfte sind von niedrigen Mauern umgeben, der Eingang unverschlossen. Mit zunehmendem Wohlstand werden dann die zweckmäßigeren Bauformen der Einheimischen übernommen. Das Wohnhaus wird mit einem erdbedeckten Flachdach versehen und mit den Wirtschaftsgebäuden in einen dichtgeschlossenen rechteckigen Hof zusammengezogen (Abb. 3). Die Höfe und Wirtschaftsgebäude sind sehr stattlich, denn die Bauern verfügen über viel Land und können in der Steppe größere Viehherden halten als die Türken. Infolgedessen liegen auch die Siedlungen weiter auseinander. Die Balkantürken und Krimtataren schließen sich nicht so sehr gegen die Einheimischen ab; sie lernten von diesen im Hausbau, während die Einheimischen von ihnen ihre überlegenen Geräte und Anbaumethoden übernahmen.



3. Hof eines Balkanflüchtlings.
(Erdogdu bei Akschehir, Vil. Konya.)

Viel mehr vom altbesiedelten Gebiet entfernt liegen im Innern der Steppe die Dörfer der ehemals nomadischen Kurden und Türkmenen. Ihre Siedlungen liegen noch viel weiter auseinander. Hier drängt die Viehzucht den Ackerbau ganz zurück. Die Lage zu den Feldern spielt bei der Wahl des Siedlungsplatzes eine geringe Rolle; sie können oft weit entfernt liegen. Es entscheidet allein die Frage der Beschaffung des Trinkwassers für die Herden, das entweder die spärlichen Quellen der Steppengebirge oder tiefe Ziehbrunnen in den Talsohlen



4. Kurdendorf Yünak. (Südöstlich Sivrihisar in der Steppe.)

liefern. Die nunmehr ganz seßhaft gewordenen Kurden bauen große, viereckige Häuser aus Feldsteinen mit einem Erddach, wie in Kurdistan (Abb. 4). Getreide und Stroh werden in Erdmieten aufbewahrt. Die Türkmenen verwenden denselben Häusertyp, wahrscheinlich in Anlehnung an die Kurden. Auch diese Dörfer aus unregelmäßig angeordneten Steinwürfeln liegen in der Steppe, ohne von den sonst so charakteristischen Pappeln beschattet zu sein.

Vier Siedlungstypen von allgemeinerer Verbreitung ließen sich im engeren Untersuchungsgebiet nachweisen, die sich auf inneranatolischem Boden entwickelt haben:

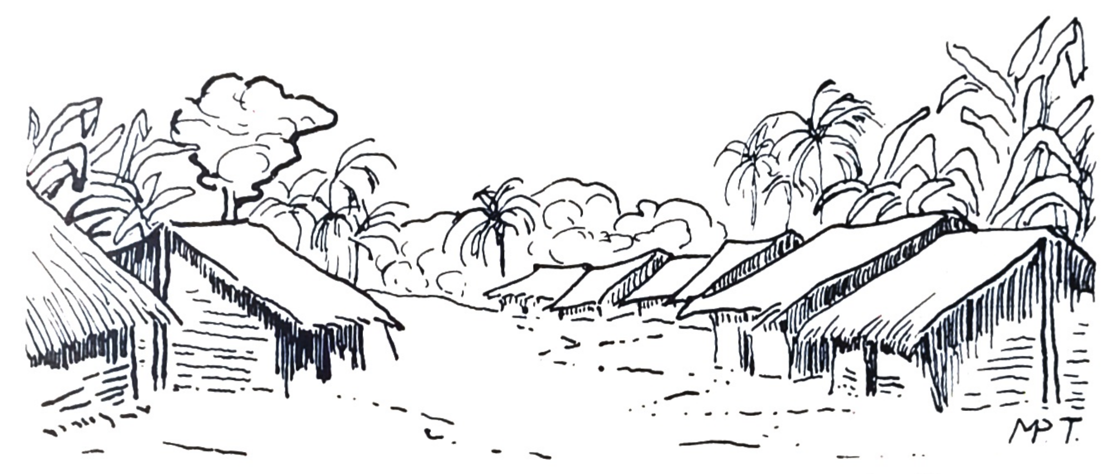
Das enggebaute Haufendorf der eingesessenen türkischen Kleinbauernbevölkerung;

die meist schachbrettartig angelegten Dörfer der Balkantürken und Krimtataren, bestehend aus Großbauernhöfen mit geschlossener Hofanlage;

die offnen Einzelsiedlungen der Yürüken im Gebirge

und die offnen Haufendörfer der Kurden und Türkmenen.

Man darf natürlich nicht erwarten, diese hier kurz angedeuteten Siedlungstypen überall mit derselben Schärfe beobachten zu können. Vielfach wurden die Flüchtlinge in bestehenden türkischen Siedlungen oder verlassenen griechischen und armenischen Dörfern angesiedelt, wo sie ihre besonderen Formen nicht entwickeln konnten. Eine Sonderstellung nehmen die Nogaitataren und Kosaken ein, deren Siedlungen übertragene Formen ohne Fortentwicklung auf anatolischem Boden darstellen.



1. Zeilendorf aus rechteckigen Giebeldachhäusern im Urwald.

Landschaft und Siedelung in Kamerun

Von Franz Thorbecke

Mit 4 Zeichnungen und 5 Bildern

Die Siedelungen des Kameruner Waldlandes, im Küstentiefland, an den Hängen des inneren Hochlandes, wie auch in dem sanft ansteigenden Südkameruner Hochland, das zum Urwaldgebiet des Kongo überleitet, tragen den bekannten Charakter des westafrikanischen rechteckigen Giebeldach-Hauses, doch ist der Plan der Siedelungen verschieden. Im Küstentiefland, am Kamerunberg, am Hochlandsanstieg und im dichten Südkameruner Wald herrscht das typische Zeilendorf längs des Urwaldpfades, in dem sich eine Hütte meist unmittelbar an die andere anlehnt. Manchmal ist das Dorf einzeilig, manchmal zweizeilig, stets aber liegt ein Streifen bebauten Feldes unmittelbar hinter den Hütten und – wenn einzeilig – an der andern Seite des Weges; wo das Dorf aufhört, hört sehr bald auch das Kulturland auf, nur die Bananen begleiten manchmal den Weg noch ein Stück weiter (Abb. 2). Die Schwierigkeit des Rodens im dichten, feuchten Urwald, in dem auch das Feuer nicht viel helfen kann, drückt sich deutlich in dieser Siedlungsform aus.

Grundriß und Aufriß der Hütte ist überall gleich: auf einem länglichen Rechteck von 3–4 m Breite und 5–6 m Länge stehen 4 Eckpfosten, 2 Firstträger stützen den langen Dachfirst. Die Giebelwand ist steil und nicht abgewalmt. Die Ausführung im einzelnen ist verschieden. Wir finden Wände aus dichtstehenden Pfosten, Wände mit Borkenverkleidung, Wände aus gekreuzten Palmrippen und Wände aus einem Geflecht von Palmfiedern, an einzelnen Pfosten befestigt. Stets liegt der Eingang an der Langseite. Die Dachbedeckung aus Palmfiedern ruht auf einem Sparrenwerk, das aus den leichten, aber zähen Rippen der Raphiapalme hergestellt ist. Wo diese fehlt, treten lange, gerade Zweige an ihre Stelle.



2. Kulturstreifen aus Knollengewächsen und Bananen am Ausgang eines zeilenförmigen Walddorfes.

Da die Nahrungspflanzen, Knollen und vor allem Bananen, den Boden rasch aussaugen, müssen häufig neue Felder gerodet werden; entfernen sie sich allzu weit vom Dorf, rückt das Dorf nach.

Im nördlichen Randgebiet des Waldes siedeln die Jaunde nicht in Zeilendörfern, sondern in lockern Weilern aus rechteckigen Giebeldachhäusern. Ob es sich hier um eine Anpassung an den etwas lichter und trockner werdenden Wald handelt, dessen Charakter schon dem des Monsunwaldes ähnelt, kann ich nicht entscheiden. Vielleicht stellt die Siedlungsform des Weilers eine Stammeseigentümlichkeit dar, die die Jaunde als Angehörige der weit gewanderten Fangvölker beibehalten haben. Die volkreichen Jaunde haben den Wald ihres Siedlungsgebietes schon vielfach umgestaltet, in Sekundärwald verwandelt, ja, auf wiederholt gerodeten Flächen zu offenem Land gemacht.

Mit dem Aufhören des Waldes ändert sich in den meisten Fällen das Siedelungsbild, oft mit scharfem Schnitt; selten nur kann man von Säumen sprechen, in denen sich die Siedelungstypen verzahnten. Aber das Siedelungsbild der innern Kameruner Grashochländer ist nicht einheitlich, sondern deutlich in zwei Zonen getrennt. Im Westen folgt auf den bewaldeten Anstieg des Randgebirges auf den welligen Grasflächen in Höhen von 1000--2000 m eine Zone mit quadratischen Häusern, die sich anscheinend von Nigerien hereinzieht und im Süden am Urwaldsaum gegen die Sanagamulde endet; im Osten ist diese Zone begrenzt durch den Lauf des Mbam. Dieser verhältnismäßig schmale Streifen hochgelegenen Landes hat nie unter Fullaherrschaft gestanden, ihre Raubzüge sind nur hineingebrandet. Bis 1900 etwa ist dies Randhochland auch

von Europäern nicht betreten worden; und als diese Landschaften entdeckt und besetzt wurden, war das Kulturgewissen der kolonisierenden Mächte schon so weit fortgeschritten, daß sie die kulturelle Eigenart, Siedelung und Volkstum möglichst erhielten. So dürfen wir das Siedelungsbild dieser nordwestlichen Grashochländer für ursprünglich halten.

Die ursprüngliche Siedelungsform ist hier der Weiler, ein größeres Gehöft, das ein Edelmann mit seinen Hörigen bewohnt; je nach deren Zahl, zwischen 3 und 20, bleibt die Siedelung ein Weiler oder wächst sich zur lockern Dorfschaft aus. Diese Siedelungen liegen meist in sanften Dellen, doch nicht in der Mitte, sondern mehr am Hang, und sind fast stets von einem verhältnismäßig dichten Hag von Bäumen und Büschen umgeben, die in dem Grund- und Quellwasser der Delle wurzeln. Ringsum ist das Land oft baumlos, vielleicht durch dichte Bevölkerung eines spärlichen Baumbestandes beraubt; der dichte, grüne Hag – vielfach mit Drazänen untermischt – mag einem Schutzbedürfnis dienen, um sich bei überraschenden Überfällen zunächst zu verstecken. Häufig sind Siedelung und Hag von einem tiefen Graben umgeben, andere Stämme errichten einen festen Zaun um den Wohnbezirk. Immer findet man frisches Quellwasser innerhalb des Hags, denn die Versorgung mit gesundem Wasser ist das erste Bedürfnis, und es scheint, daß bei der Anlage von Siedelungen großer Wert darauf gelegt wird. Große stattliche Bäume im dichten Gewirr des Unterholzes oder einzeln auf dem Dorfplatz weisen auf den Reichtum des Grundwassers hin.

Außerhalb des Hags liegt die Feldflur, die in dicht besiedelten Gebieten häufig den Eindruck einer wirklichen Kulturlandschaft macht. Stellenweise ist jedes Feld mit einer lebenden Hecke aus angepflanzten Drazänen umgeben. Kleine Haine von Mehlbananen liegen dazwischen, weithin sind die Wasserläufe in den Talgründen von blaugrünen Raphiapalmen gesäumt. Sie werden von den Eingeborenen systematisch gepflegt, vielleicht sogar gepflanzt, weil sie das wichtigste und notwendigste Material zum Bau der Hütten wie für viele Geräte liefern mit ihren oft 8–10 m langen elastischen, zähen und doch leichten Blattrippen. Der Saft wird als Palmwein gezapft. (Abb. 3.)

Das Gehöft eines Edelmannes ist planvoll angelegt: ein großer, rechteckiger Platz wird an der Schmalseite begrenzt von dem stattlichen Männerhaus, mitunter aus zwei durch Satteldach verbundenen Hütten bestehend; an den beiden Längsseiten liegen die Weiberhäuser, ein jedes von einer Frau bewohnt (Abb. 6). Oftmals werden zaunähnliche oder gangähnliche Verbindungen von Haus zu Haus hergestellt, so daß die Siedelung ein geschlossenes Gehöft bildet. Die Häuser der Hörigen stehen entweder locker verstreut oder im festen Verband mit dem Hauptgehöft. Eine bestimmte Regel ließ sich nicht erkennen. Schutzbedürfnis oder persönlicher Geschmack scheinen zu bestimmen, vielleicht aber auch Stammesunterschiede. Auch die Häuptlingsdörfer haben den länglich-rechteckigen Platz in größerem Ausmaß, der gern zu Märkten und

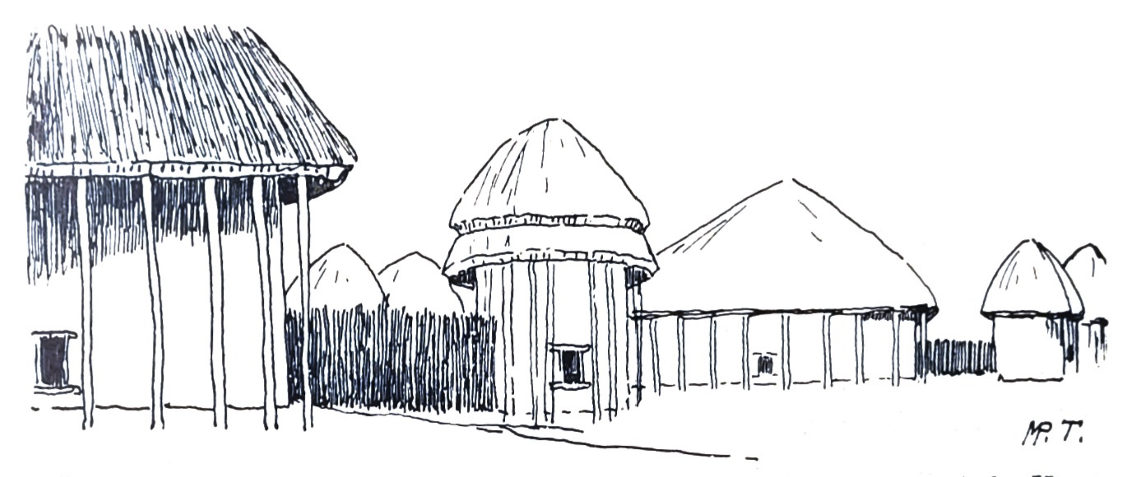


3. Kulturlandschaft mit Feldhütten im westlichen Grashochland.

Tänzen benutzt wird. Die Schmalseite des Platzes wird hier stets von einem großen, mit höchster Sorgfalt gebauten Tor- und Empfangshaus eingenommen, hinter dem erst in unregelmäßigem Gewirr und den Augen der Außenwelt durch Zäune verborgen, die Wohnhäuser für den Häuptling, seine oft zahlreichen Frauen und das Gesinde liegen.

Aus politischen Gründen ist in der Hauptstadt Fumban des starken Negerreiches Bamum ein großer Teil des ganzen Volkes in einer weit ausgedehnten Siedelung vereinigt, von siebenfachem Wallgraben geschützt, der in Zeiten der Fullabedrohung genügend Ackerflur umschloß. Trotzdem diese Stadt 10–20000 Menschen birgt, darf man sie als ländliche Siedelung bezeichnen, denn einmal sind in ihren Bezirk auch heute noch große Bananenhaine, Felder mit Süßkartoffeln und Mais, Maniokäcker und Talgründe voll Raphiapalmen eingeschlossen, zwischen denen Gehöfte oder einzelne Hütten so locker verstreut liegen, daß fast überall der Eindruck genutzten Kulturbodens bestehen bleibt, zudem lebt die Bevölkerung ausschließlich vom Ackerbau, zum Teil allerdings von Feldfrüchten, die in weiterer Entfernung vom Wohnbezirk wachsen und zum Markt gebracht werden. Nur wenige Handwerker wohnen in Fumban. Will man es also wegen seiner Größe ,,Stadt" nennen, so ist es eine Stadt von Ackerbürgern. Nur in der unmittelbaren Umgebung des großen Häuptlingspalastes macht die Siedelung stadtähnlichen Eindruck, weil um ihn mehrere hundert Weiberhäuser in regelmäßiger Gassenanordnung liegen.

Wer von den kleinen, niedrigen Langhütten des Waldlandes kommt oder aus dem Gebiet der runden, kleinen Kegeldachhütten im Nordosten, steht überrascht vor dem großen und hohen Haus des westlichen Graslandes. Der Grund-



4. Inneres eines Häuptlingsgehöfts im westlichen Grashochland. Quadratische Häuser mit Kuppeldach und Säulenumgang.

riß dieses Hauses ist quadratisch, 2–5 m im Geviert. Die Höhe der Wände ist mindestens der Grundfläche gleich, und auf diesem an sich schon hohen Unterbau thront ein fast ebenso hohes Dach, so daß meist eine Gesamthöhe von 10 m erreicht wird. So hohe Bauten sind nur möglich durch das dem Lande eigentümliche Baumaterial, die langen, zähen und leichten Rippen der Raphia. Flach auf dem Boden liegend werden die 4 Wände hergestellt, durch senkrecht-waagerechte oder diagonale Kreuzung der Rippen, die mit Lianen fest verschnürt werden – der Neger kennt keinen Nagel. Die fertigen Wände richtet man auf und schnürt sie an 4 in die Erde gerammte Eckpfosten. Das hohe Dach ruht auf einem Zwischenboden, der $^1/_2$–1 m übersteht und als Speicher benutzt wird. Um die hohe Kuppel zu tragen, sind innere Stützen nötig. Die Wände werden oft mit dem roten lateritischen Lehm des Bodens verputzt, das Dach mit gewaltigen Mengen trockenen Grases gedeckt, das zwischen die Dachsparren gestopft wird. Wahrscheinlich zur Stütze dieser Grasmassen dienen die freistehenden Holzpfosten, die in $^1/_2$–1 m Abstand wie ein Säulengang das Haus umgeben; in Bamum ist er oben mit einem schönen Fries aus schwarzem und gelbem Gras verziert. Das Innere dieser Hütten, die nur einen einzigen Raum enthalten, ist auch bei großer Hitze kühl, wahrscheinlich infolge der Höhe des Dachraumes. Diese Kühle zu erzeugen, scheint der Zweck der überraschenden Höhe zu sein. Die Tür ist die einzige Öffnung des Hauses; ihr Schwellenbalken liegt $^1/_2$ m über dem Erdboden, um die Schichtfluten der Regenzeit vom Hausinnern fernzuhalten (Abb. 4). Die umrahmenden Türbalken an den Torhäusern der Häuptlingsgehöfte sind oft schön geschnitzt, mitunter auch die tragenden Säulen. Daß man das Holz künstlerisch bearbeitet, zeigt, daß in diesem Lande große, zu Säulen geeignete Baumstämme schon selten und daher besonders wertvoll sind.

Ab und an traf ich im Gebiet der Quadrathütte eine Abwandlung, die vielleicht den Einfluß des nahen Waldlandes verrät: Häuser, deren Grundriß

ein kurzes Rechteck zeigt und deren Dach infolgedessen nicht die reine Pyramiden- oder Kuppelform hat, sondern einen kurzen First. Im übrigen gleichen diese Häuser durchaus den quadratischen Bauten.

Der fruchtbare Verwitterungsboden vulkanischer Decken im westlichen Grasland ist dicht bevölkert und zeigt einzelne wirkliche Kulturlandschaften (Abb. 3).

Das Grashochland östlich des Mbam, das zwischen 600 und 1200 m liegt, zeigt in seinen Savannen reicheren Wuchs von Einzelbäumen und ausgeprägte, an den großen Gewässern kilometerbreite Uferwälder. Sie sind nicht so dicht wie das flächenhafte Urwaldgebiet; einmal gerodet, ist ihr Boden verhältnismäßig leicht freizuhalten. Der schwarze Boden der Uferwälder ist fruchtbarer als der rote oder graugelbe der offenen Grasflächen, daher wird er von den im Lande heimischen Völkern mit Vorliebe angebaut. So haben die Tikar ursprünglich ihre Siedelungen mitten im Walde angelegt; sind doch die waldreichen Gebiete östlich des Mbam von Tikar bewohnt. Auch die großen Orte, die heute von Grasflächen umgeben sind, waren einst Waldsiedelungen, wie einzelne mächtige Bäume auf den Dorfplätzen noch heute anzeigen oder die Ortsnamen andeuten. Dem geschonten Hag des westlichen Hochlandes begegnet man hier nicht überall. Der Bedarf an Ackerfläche und Brennholz hat so gründliche Rodung herbeigeführt, daß die ursprünglichen Uferwälder heute stellenweise verschwunden scheinen; doch konnten wir beobachten, daß ein großes, 20 Jahre vorher zerstörtes Häuptlingsdorf vollständig von Sekundärwald überwuchert war. Seit dem Aufhören der innern Fehden und Fullakriege werden die Dörfer gern am Waldrand angelegt, die Siedelung selbst auf der Grasflur, die Felder auf gerodetem Waldboden.

Die von Norden gekommenen Völker, die Wute und Fulla, legen ihre Siedelungen immer im offenen Land an und auch ihre Felder. Aus ihrer trockneren Heimat her ist ihnen das selbstverständlich.

Auch die Völker östlich des Mbam bauen Schutzsiedelungen. Die Fulla und Wute wollten aus uneinnehmbaren Stellungen das unterworfene Land sicher beherrschen, die schwächeren Völker suchten sich vor Überfällen zu schützen. So flüchteten Tikar, Fuk und Balom auf die großen Inselberge, auf denen sie zum Teil heute noch wohnen, während kleine, kahle Felsberge, auf denen zeitweise unabhängige Wutebauern saßen, heute wieder geräumt sind. Wohl aber liegen die Dörfer noch am Fuß dieser Felsberge, wie der Inselgebirge, als letzter Zuflucht.

Meist liegen Hütten und Höfe dicht beisammen, und überall finden wir heute noch Reste von Befestigungen, von Wallgräben und Verhauen. Eine große Siedelung, die Tikarstadt Ngambe, konnte hinter siebenfachen Wallgräben, von denen der äußere 18 km maß, eine mehrjährige Belagerung aushalten. Da der Tikar seßhafter Hackbauer ist, der das Wandern und Verlegen der Wohnsitze nicht liebt, hat sich für ihn die Arbeit an einem tiefen und breiten Graben gelohnt. Der unruhige, immer auf Eroberungszüge bedachte Wute

verlegte leicht sein Dorf; er schuf sich Befestigungen nur in Zeiten der Gefahr und hat sie heute aufgegeben.

Im Ost-Mbamland herrscht heute die sudanische Rundhütte. Ich möchte glauben, daß ihre Herrschaft ursprünglich nicht so weit nach Süden bis an den Sanaga reichte. Das Verbreitungsgebiet deckt sich mit dem Herrschaftsbereich der Fulla und der Wute, die sich beide erst in junger historischer Zeit, zum Teil erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, so weit nach Süden ausdehnten. Einige Anzeichen sprechen dafür, daß z. B. die Tikar, die sicher schon seit langer Zeit in ihrem heutigen Wohngebiet sitzen, früher auch rechteckige Hütten hatten; auch die regelmäßige Anlage ihrer Siedelung entspricht dem Lande westlich des Mbam. Im südlichsten großen Tikardorf Ditam, bis zu dem die Fulla nicht gelangten, stehen noch Rechteckhäuser mit kuppelförmigem Pyramidendach und Säulenumgang, ebenso in Bandam. Anderseits weisen einzeln vorkommende rechteckige Junggesellenhäuser und Ziegenställe auch auf die Möglichkeit eines früheren Langhausbaues hin.

Die kleinen Stämme der südlichen Wute-Ebene haben nach eigenen Aussagen und nach der Literatur früher das rechteckige Giebeldachhaus gebaut. Unter dem Zwang der Wute haben sie die angestammte Bauweise aufgegeben und deren Hausform angenommen. Nur als Ziegenställe haben sie noch längere Zeit kleine rechteckige Hütten gebaut mit Wänden aus Baumrinde, eine lebendige Erinnerung an ihre Verwandtschaft mit Waldvölkern.

Jedes Tikardorf zeigt den gleichen Anlageplan: als Kern den rechteckigen Dorfplatz, wie im Hochland des Westens. Am oberen Ende liegt das Gehöft des Häuptlings, von Graszäunen umgeben, zu beiden Seiten andere, von Zäunen umgebene Gehöfte oder einzelne Hütten; das untere Ende des Platzes biegt leicht zu Straße oder Pfad um (Abb. 7). In kleinen Siedelungen besteht das ganze Dorf aus diesem Platze mit seiner Einfassung, in größeren ist er nur der Mittelpunkt, von dem schmale Gassen zwischen den Zäunen der Gehöfte abzweigen. Außerhalb dieses Platzes ist dann die Dorfanlage ganz unregelmäßig: verstreute Hütten zwischen Gras, kleine, gartenartige Feldstücke und einzelne Bäume.

Für Wute, Mbum und Fulla ist das planlos angelegte Haufendorf typisch. Das Häuptlingsgehöft, von hohen Graszäunen umgeben, liegt an einem weiten, unregelmäßigen Platz, ringsum einzelne Hütten oder kleinere Gehöfte in wirrem Durcheinander (Abb. 8). Jeder baut sein Haus, wo es ihm gefällt, oft von kleinen Anpflanzungen umgeben. Charakteristisch für die Wutedörfer ist das sehr große offene Versammlungshaus, das 50–60 Menschen faßt; hier liegen die großen Signaltrommeln.

Die Fulla, die einstigen Herrscher, haben immer in großen Siedelungen gewohnt; sie kennen nicht die Weilersiedelung. Sind sie doch ursprünglich nicht Bodenbauer, sondern nomadisierende Viehzüchter, die als Herren

unterworfener Neger seßhaft geworden sind und, im Kameruner Hochland immer nur eine kleine Minderheit bildend, auch von den Früchten des Hackbaus der Unterworfenen leben.

Die heute überall östlich der Mbam-Linie weithin zur Herrschaft gelangte sudanische Rundhütte mit zylindrischem, lehmbeworfenem Unterbau und grasbedecktem Kegeldach ist sehr viel leichter herzustellen als das kunstvolle Haus des westlichen Graslandes, ja selbst als das Giebeldachhaus des Waldes, die Ausbreitung der Rundhütte ist daher verständlich. Sie braucht wenig Holz, nur einen langen Mittelpfahl und einige feste Pfosten für die Hauswand, die nicht länger als 2 m zu sein brauchen. In gleicher Entfernung vom Mittelpfahl werden Pfosten und dünnere Äste im Kreis gesetzt, aus Zweigen und daumendicken Grashalmen ein lockeres Geflecht eingefügt und das Ganze außen und innen mit Lehm beworfen. Die Dachsparren aus Rippen der Raphia werden am Mittelpfahl festgebunden und mit Querrippen aus dicken Grashalmen und Lianenschnüren durchflochten. An großen Häuptlingshäusern können die vielen Sparren nicht am Mittelpfahl befestigt werden, ein Querbalken trägt sie und bildet einen kurzen First. Dicke Lagen dürren Grases werden schließlich von unten nach oben mit Bastschnüren auf dem Gerüst festgebunden, so daß das Regenwasser leicht abläuft; ein doppelter Graskranz dichtet die Spitze. Häufig läßt man das Dach weit über den Unterbau hinausragen, ja das Gras manchmal fast bis zur Erde niederhängen, so daß der Regen die Lehmwand nicht trifft (Abb. 5).

Da die Raphia im östlichen Hochland selten ist, findet man auch Dachgerüste aus dünnen Zweigen; aber die Raphiarippen sind das begehrtere Material. Ich sah, wie bei der Verlegung eines Wutedorfes sämtliche Dachgerüste aus Raphiastangen mit ins neue Dorf genommen wurden, meist lose Stangen, doch auch in festem Gerüstverband; das von der Grasdecke befreite Dachgerüst wurde von mehreren Leuten eine Stunde weit getragen, wie das Gestell eines riesigen Regenschirmes.

Gegen die starken Schichtfluten der Regenzeit wird vorgesorgt. Die meisten Dörfer liegen auf etwas abschüssigem Gelände, auch wird ein 40 cm hoher Lehmsockel von außen gegen die Hauswand gelegt, der das Abspülen der Wand selbst verhindert; am Ende jeder Regenzeit ist der unterste Teil dieses kleinen Sockels unterspült und wird neu hergerichtet; er dient zugleich als Schwelle und hindert das Eindringen des Wassers.

Jedes Wohnhaus ist durch eine etwas gebogene Zwischenwand in Wohnraum und Schlafraum geteilt, die miteinander in Verbindung stehen. Jeder Raum hat seinen eigenen Ausgang. Ein geflochtener Zwischenboden über dem Schlafraum dient als Speicher. In der Weiberhütte hat der Mahlstein den besten Platz, der Tür gegenüber, mit gutem Licht. Dieser bevorzugte Platz charakterisiert die Hauptnahrung aus Körnerfrüchten, Hirse und Mais, die gemahlen werden. Westlich des Mbam ißt man mehr Mehlbananen und Bataten; hier



5. Kegeldachhütte und Torhaus zu größerem Gehöft im östlichen Grashochland.

liegt der Mahlstein in einem dunklen Winkel des Hauses. Schlafraum und Wohnraum haben je eine Feuerstelle mit erhöhtem Rand; tags brennt das Feuer im Wohnraum, nachts im Schlafraum, da die Kälte in der zweiten Nachthälfte besonders in der Trockenzeit sehr fühlbar wird. Ein Vorrat trockenen Holzes wird in jeder Hütte aufgestapelt. Wenn auch ab und an Hühner mit im Hause wohnen, so herrscht doch große Reinlichkeit. Der festgestampfte Estrich des Bodens wird mindestens einmal täglich sorgfältig gefegt.

Einzelne Stämme, so Baja, Mbum, aber auch Wute haben für ihre Häuptlinge die Maße der Rundhütte stark vergrößert und stattliche Bauten geschaffen von 8–10 m Höhe und entsprechendem Durchmesser.

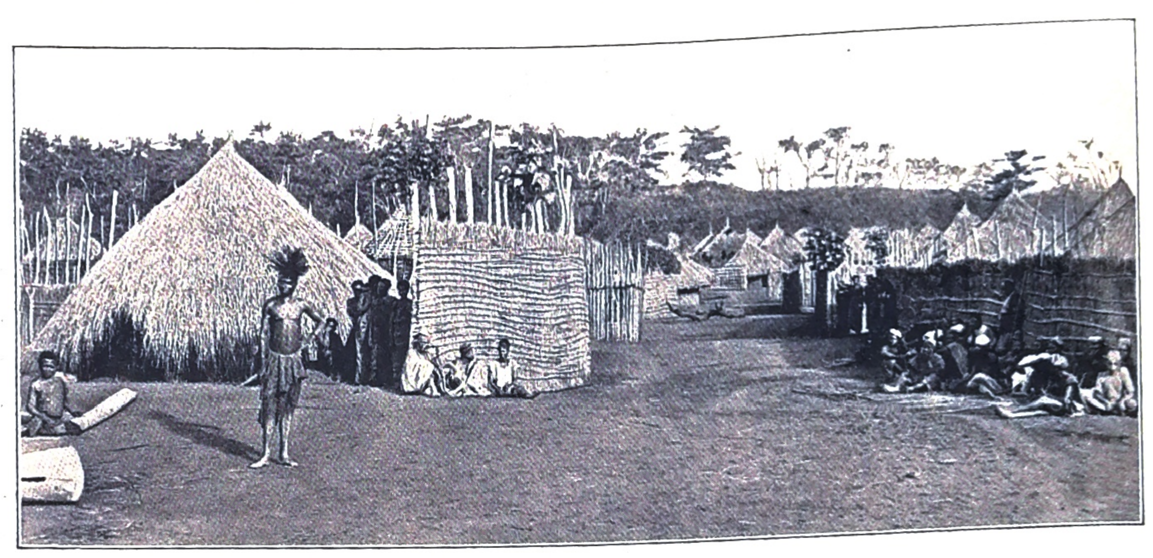
Ein fremdes, aus dem Sudan eingedrungenes Element ist die Bienenkorbhütte, der Typ der schnell hergestellten Behausung halbnomadisch lebender Menschen. Wir finden sie im Kameruner Grashochland überall als erste Hüttenform in neu angelegten Siedlungen oder auch in ärmlichen Dorfschaften. Ihre Herstellung macht nur geringe Mühe: einige Zweige werden im Kreis in den Boden gesteckt, an einem Mittelpfahl befestigt und mit Gras gedeckt. Die größere oder geringere Sorgfalt, mit der das tragende Gerüst hergestellt ist und die Grasmassen befestigt werden, deutet darauf, die Hütte länger oder kürzer zu bewohnen. Wahrscheinlich haben die im Lande Ansässigen diese bequeme Form übernommen von den wandernden Haussahändlern, die in besondern Haussadörfern stets in Bienenkorbhütten wohnen (Abb. 9).

Die Kornspeicher des auf Vorratswirtschaft angewiesenen Bauern im periodisch trockenen Land sind in der Form kleiner Kegeldachhütten gebaut; sie stehen zum Schutz vor den Schichtfluten und vor Ratten auf niedrigen Pfählen. In größeren Gehöften fanden wir sorgfältig gebaute Abortgruben mit niedrigen, halboffenen Dächern in Bienenkorbform.

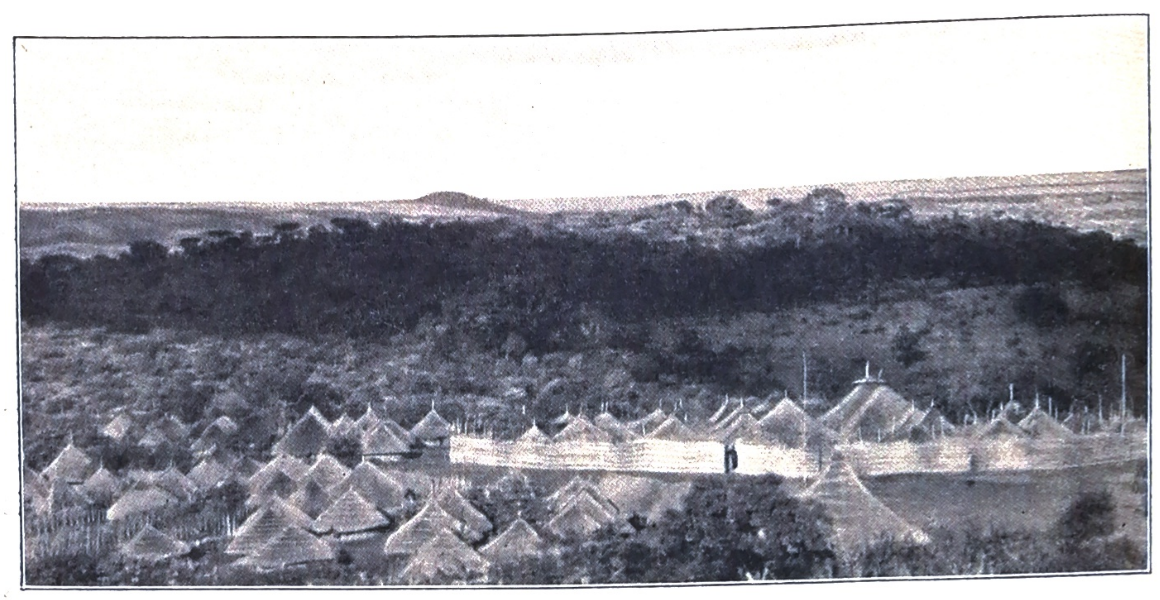
Sudanisch beeinflußt sind wahrscheinlich im östlichen Grashochland die Zäune, die die Gehöfte umgeben. Bestehen sie westlich des Mbam meist aus



6. Gehöft eines Edelmanns in Bamum im westlichen Grashochland.



7. Platz und Hauptstraße in großem Tikardorf im östlichen Grashochland.



8. Haufendorf der Wute, das Häuptlingsgehöft von Graszäunen umgeben.



9. Bienenkorbhütte im Grashochland.

dichtgesetzten Holzstangen, Bananenschäften und allerhand Knüppelwerk, so werden sie im Osten in der Hauptsache aus Gras hergestellt, entweder als sehr grob geflochtenes Mattenwerk oder als einfache Graslagen zwischen Querrippen aus Lianen oder dünnen Zweigen. Diese Zäune werden an hohen Stangen befestigt, die, wenn frisch geschlagen, in der Regenzeit austreiben und kleine grüne Kronen über den gelben Graszäunen bilden.

Die meisten kleinen und mittelgroßen Siedelungen decken ihren Nahrungsbedarf in unmittelbarer Nähe. Doch sieht man im Osten des Mbam keine an Feldflur oder Kulturlandschaft erinnernden Bilder. Hier und da liegen die Äcker im Brachland verstreut, das stets ein Vielfaches der gerade genutzten Fläche ausmacht. Größere Häuptlingsorte sind angewiesen auf kleine Ackerdörfer, die in weitem Umkreis liegen, viele Stunden, ja Tage weit entfernt, oftmals die Wohnsitze von Edelleuten, die zeitweilig hier, zeitweilig im Häuptlingsort wohnen. Manchmal aber liegen nur einige primitive Feldhütten innerhalb dieser entfernten Felder, zur Zeit der Saat und Ernte bewohnt.

Eine noch ungeklärte versprengte Insel sudanischer Rundhütten beobachten wir auf der Vorstufe des Manenguba-Hochlandes. Eingeklemmt zwischen Giebeldachhütte und Quadrathaus bauen die Bantu sprechenden Bakossi in der Form typisch sudanische Kegeldachhütten, doch mit Anpassung an das Baumaterial des Waldes: der zylindrische Unterbau besteht aus 1 oder 2 Reihen dicht nebeneinander in den Boden gerammter fester Holzpfähle, da es nicht an Holz mangelt. In einzelnen rechteckigen Bauten finden wir Reste der Waldbauart: eine Häuptlingswohnung als Rechteckhaus, kleine rechteckige Ziegenställe oder rechteckige offene Trommelhäuser auf niedrigen Steinestraden. Die Dorfanlage aber ähnelt im Dorfplatz der des Grashochlandes. So haben wir hier eine Durchdringung dreier Siedelungselemente, die nicht geographisch bedingt ist, die nur auf Wanderung und Kulturübertragung beruhen kann.

Siedlungs- und Wohnweise der Eingeborenen im westlichen Angola

Von O. Jessen

Mit 6 Zeichnungen und 2 Bildern

Meine Reisen im Jahre 1931 im westlichen Angola, zwischen Cuanza und Cunene und von der Küste bis auf das Hochland von Bihé, führten durch die verschiedenartigsten Klimagebiete und Landschaften. In Nordsüdrichtung vollzieht sich hier der Übergang vom Kongo-Urwald zur Küstenwüste Südwestafrikas, in Westostrichtung von der ozeanisch beeinflußten Küste zum kontinentaltropischen innerafrikanischen Hochland. Entlang der Küste wird von Norden nach Süden der Niederschlag immer geringer, die winterliche Trockenzeit immer länger. An der Mündung des Kongo beträgt der jährliche Niederschlag etwa 1000 mm bei $4^1/_2$ Monate Trockenzeit, im mittleren Angola 200—300 mm bei 6 Monate Trockenzeit, und in Mossamedes kommt es nur ganz selten, im April oder Dezember, einmal zum Regnen. Porto Alexandre, etwas weiter südlich, ist praktisch regenlos. Hier in der Wüste bringen die Küstennebel der Wintermonate mehr Feuchtigkeit als die seltenen episodischen Regen des Sommers. Ostwärts steigt das Land in mehreren Stufen treppenförmig zum Planalto an. Der Niederschlag nimmt mit der Höhe zu, und zwar sind die Steilränder jeweils viel stärker beregnet als die dazwischen liegenden Verebnungen. Das Hochland selbst hat südlich des Cuanza 1200—1800 mm, aber auch hier nimmt der Niederschlag von der wasserscheidenden Schwelle gegen den Huiladistrikt immer mehr ab. Das Klima des Hochlandes unterscheidet sich von dem der Küstenzone in der Regenzeit vor allem durch den stärkeren täglichen Niederschlag, in der Trockenzeit durch die viel trockenere Luft, die großen täglichen Temperaturschwankungen und das Fehlen des Nebels, der für die trockenen Monate an der Küste so charakteristisch ist.

Dem Klima entsprechend ist die Pflanzendecke sehr verschieden ausgebildet. Auf die Savannen- und Feuchtwälder des Nordens folgen nach Süden immer trockenere Formationen. Zunächst noch Steppen von feuchterem Gepräge: Baumsteppen, Grassteppen, Buschsteppen, dann immer trockenere: Sukkulentensteppen, Dornbuschsteppen, bei Mossamedes die Halbwüste mit Zwergsträuchern, Sukkulenten, Welwitschien und bei Porto Alexandre die Vollwüste. Das Hochland aber überzieht, von ungefähr 1300 m Höhe an, in ungeheurer Ausdehnung der laubwerfende Trockenwald, und die höchsten Teile des dem Hochland im Westen aufgesetzten Randgebirges werden von offenen Gebirgsformationen, besonders Barbacenia-Beständen, eingenommen.

Klima und Landschaft liefern, wenn wir von den Einflüssen der europäischen Kolonisation absehen, die Grundlagen für die Wirtschaft und materielle Kultur der Eingeborenen. Die Nahrungsbeschaffung erfolgt je nach der

natürlichen Ausstattung des Lebensraumes und der Kulturhöhe durch Sammeln, Jagen, Fischen, Anbau, Viehzucht. In der einen Landschaft überwiegt diese, in der anderen jene Ernährungsweise.

Die Verschiedenheit von Klima, landschaftlicher Ausstattung und Wirtschaft müssen sich in den Siedlungs- und Hausformen der Eingeborenen ausprägen. Es treten aber diese Einflüsse nicht immer klar zutage. Aus folgenden Gründen:

Erstens sind die Landschaftsgürtel zum Teil so schmal, daß sie von Einflüssen durchdrungen werden, welche von den Nachbarlandschaften ausgehen. Nur die großräumigen Landschaften, wie die Savanne, der Trockenwald, die offene Steppe usw., werden besondere Dorf- und Haustypen hervorbringen, die Übergangslandschaften dagegen Mischformen oder ein Nebeneinander verschiedener Typen.

Zweitens spielt die Kulturkreis- und Stammeszugehörigkeit eine wichtige Rolle. Jeder größere Stamm auf dem Hochland, von den Libolo im Norden bis zu den Wahumbe im Süden, jedes der verdrängten und mehr oder weniger isolierten Völker im Trockengürtel der Küste hat in bezug auf Dorfanlage und Hausbau seine besonderen Gewohnheiten, die sich vielmals über die Naturlandschaftsgrenzen hinaus geltend machen.

Drittens hat sich durch mancherlei Kultureinflüsse von außen her die Eigenart manchmal verwischt. Es genügt wohl unter Umständen die einfache Berührung, das Bekanntwerden mit den Gewohnheiten des Nachbarstammes, um diesen oder jenen Brauch in Mode zu bringen, mag er auch zu dem Klima und der Natur der Landschaft wenig passen. Der Nachahmungstrieb ist ja bei den Schwarzen stark entwickelt. Ein langsames Hinübersickern wird dort besonders stattfinden, wo kulturell hoch stehende Stämme an tiefer stehende grenzen. So haben die ärmlichen Küstenstämme Mittel- und Südangolas manches von den Hochlandstämmen übernommen.

Stärker ist die Beeinflussung durch unmittelbare Übertragung. Auf Krieg- und Raubzügen erbeutete Sklaven behielten mitunter in der neuen Heimat ihre Gewohnheiten bei und bauten ihre Hütten in altgewohnter Weise. Die Mbundu des Hochlandes, die Bihé, Bailundo usw., waren ein altes Handels- und Trägervolk, das seine Züge auf geographisch vorgezeichneten Wegen bis zum Kongo und in das Seengebiet Ostafrikas ausdehnte und aus der Fremde mancherlei Bräuche mitgebracht haben mag. Heute sind mitunter die schwarzen Arbeiter, welche oft von weither auf die Pflanzungen und in die Fabriken und Bergwerke der Weißen geholt werden und nach einiger Zeit in die Heimat zurückkehren, die Überträger fremder Bräuche.

Besonders tiefgreifende kulturelle und soziale Umwälzungen bringen größere Völkerbewegungen mit sich. Das Invasionsvolk zwingt seine Sitten und Gebräuche dem unterworfenen Stamme auf. Es kann aber auch sein, daß

dieser sich als der lebenskräftigere von beiden erweist und das Neue unter dem Zwang von Klima und Landschaft bald wieder ausgemerzt wird. In Westangola reicht die geschichtliche Überlieferung weit genug zurück, um sagen zu können, daß die meisten Stämme heute noch dort sitzen, wo sie vor 400 Jahren saßen. Nur eine große Bewegung läßt sich nachweisen: der Einbruch der Jaggahorden im 16. Jahrhundert. Sie kamen aus dem trockeneren Süden, vielleicht den Sambesi aufwärts, durchzogen den Trockenwald Mittelangolas und drangen in nordwestlicher Richtung bis in die Savannen und Feuchtwälder jenseits des Cuanza vor. Ein Zweig wandte sich südwärts und setzte sich im Cunenebogen fest. Die zweite Welle eines nomadischen, viehzuchttreibenden Bantuvolkes ergoß sich im 17. Jahrhundert in westlicher und südwestlicher Richtung durch den Süden Angolas in das Land jenseits des Cunene: die Herero. Diese Völkerbewegungen haben ethnologisch mancherlei Spuren hinterlassen. Es ist damit zu rechnen, daß sich solche auch in den Siedlungs- und Hausformen hier und da erhalten haben.

Den gründlichsten Wandel aber ruft die fortschreitende europäische Kolonisation hervor, denn sie bringt den Eingeborenen mit einer gänzlich landschafts- und volksfremden Kultur in Berührung, die ihn wie keine andere zur Nachahmung reizt. Schon heute hat die europäische Kolonisation an vielen Stellen Siedlung und Hausbau stark beeinflußt und die bodenständige ethnographische Eigenart verwischt, besonders im westlichen Angola. Sind doch die Portugiesen schon fast 400 Jahre im Land.

Trotz so mannigfaltiger kultureller Einflüsse sind doch in bezug auf Siedlungs- und Wohnweise ganz unverkennbar Klima und Landschaft die ausschlaggebenden Faktoren. Sie haben sich im allgemeinen immer wieder durchgesetzt und werden ihren bestimmenden Einfluß auch gegenüber der europäischen Kolonisation behaupten, mag diese auch im einzelnen manche Abwandlungen mit sich bringen. Klima und Landschaft wirken teils direkt, indem sie den Eingeborenen zwingen, seine Behausung nach Lage und Bauart den klimatischen Verhältnissen und dem zur Verfügung stehenden Baumaterial anzupassen, teils indirekt über die von Klima und Landschaft abhängigen Wirtschaftsformen und die von diesen wiederum weitgehend bestimmten sozialen Verhältnisse. Daß der Einfluß der Naturgegebenheiten sich bei den Stämmen Westangolas deutlicher als in manchen anderen Teilen Afrikas kundgibt, liegt zweifellos mit daran, daß die Eingeborenen Westangolas eine recht ärmliche Kultur besitzen. Kunst und Handwerk stehen auf einer sehr niedrigen Stufe. Die Armut hält die Menschen in strenger Abhängigkeit von der Natur. Der Grad der Abhängigkeit ist naturgemäß dennoch in den einzelnen Landschaften verschieden. Je extremer die Umweltbedingungen sind, desto größer ist sie. In den Übergangslandschaften besteht am ehesten die Möglichkeit zu variieren. Daß

einer dieser Negerstämme aus sich selbst heraus, ohne Anregung von außen, neue Formen schafft, kommt kaum vor. Spielerische Abwandlungen haben bei dem konservativen Sinn der Neger keinen Bestand.

Die folgende Darstellung kann nur einen knappen Überblick der wichtigsten Siedlungs- und Haustypen geben. Sie beschränkt sich auf das von mir bereiste westliche Angola und bringt auch nur eigene Beobachtungen. Alle offensichtlich stark europäisch beeinflußten Formen in der Nähe von Pflanzungen und Ortschaften der Weißen bleiben unberücksichtigt. Da die Verbreitungsgrenzen bestimmter Siedlungs- und Hausformen enger mit den Naturlandschaftsgrenzen als mit Stammesgrenzen zusammenfallen, geht die Darstellung am besten von den Naturräumen und nicht von den einzelnen Stämmen aus. Fünf Haupttypen lassen sich unterscheiden. Sie entsprechen folgenden Landschaften: 1. tropischer Feuchtwald, 2. Savanne, 3. Trockenwald, 4. halboffene und offene Viehzuchtsteppe, 5. Salzsteppe und Wüste.

Der tropische Feuchtwald hat in den von mir bereisten Gebieten eine verhältnismäßig geringe Verbreitung. Erst am Kongo beginnt seine Herrschaft. In Nordangola ist er auch nicht als Regenwald entwickelt, denn mehrere Monate sind regenlos, sondern in zwei anderen Formen: als Grundwasserwald und Cacimbo-Gehängewald. Ersterer begleitet als Galeriewald in nach Norden immer breiteren Gürteln die Flüsse und bedeckt weite Niederungen, wie z. B. an der Mündung des Mucoso und Lucala in den Cuanza. Der Cacimbowald überzieht den stark beregneten Abfall des Hochlandes in 400–1000 m Höhe südwärts bis in das Selles- und Amboimgebiet. Er wird in der Trockenzeit (Juni bis August) durch den vom Meer kommenden dichten, nässenden Nebel (Cacimbo) befeuchtet, ist aber weniger üppig als der Grundwasserwald.

Die Feuchtwälder sind dünn besiedelt, weite Gebiete durch die Schlafkrankheit entvölkert. Die Siedlungen meiden die Hänge, der Rutschungen wegen. Sie liegen entweder auf den Bergrücken, wo der Wald lichter und leichter zu roden ist, oder am Bergfuß oder entlang dem Hochufer der Flüsse. Wo die Siedlung sich am Flußufer entlangzieht oder einem Waldpfad folgt, was des bequemeren Rodens wegen sehr häufig der Fall ist, hat sie Zeilen- oder Doppelzeilenform. Die Nahrung beschafft sich der Waldbewohner durch das Sammeln von Naturprodukten des Waldes, besonders der Früchte der Ölpalme, die in großen wilden bzw. halbwilden, sorgfältig geschonten Beständen vorkommt, ferner durch Fischfang und durch Anbau, vor allem von Maniok und Bananen. Um die mühsame Arbeit des Rodens abzukürzen, baut man die Hütten geräumig und nahe beieinander. Gehöfte gibt es nicht. Vorratshütten sind nicht notwendig, da das ganze Jahr hindurch gesammelt, geerntet, gefischt werden kann, wohl aber Gestelle zum Maniokktrocknen und Ställe für Schweine und Hühner. Die kleinen Felder liegen gewöhnlich unmittelbar bei der Hütte, alles eng beisammen, um Platz zu sparen.

Die typische Hütte des Feuchtwaldes ist das rechteckige Firstdachlanghaus von 7–10 oder mehr Meter Länge mit spitzem Giebel (Skizze 3). Es wird der Regenwasserfluten wegen etwas erhöht angelegt. Das für den Giebelbalken, die Dachsparren und Wandpfosten notwendige Langholz liefert der Wald, ebenfalls das übrige Baumaterial: Palmwedel und -rippen, Blätter, Zweige, Rinde, Lianen. Ein dick belegtes, stark geneigtes und tief herabreichendes Dach schützt gegen die starken Regengüsse, die Wände bestehen dagegen nur aus einem dünnen Flechtwerk, denn ein Schutz gegen Kälte ist nicht notwendig. Der Bau macht viel Arbeit, was aber in Kauf genommen wird, da der Wohnplatz verhältnismäßig selten gewechselt zu werden braucht und die ganze Familie in der Hütte unterkommen muß.

Johnston[1] beschreibt vom unteren Kongo ein Langhaus mit dem Eingang an der einen Giebelseite und einem an dieser Seite verandaartig weit vorspringenden Dach, unter dem die Hütteninsassen die meiste Zeit des Tages, geschützt gegen Sonne und Regen, zubringen. Diese besondere Form des Langhauses, das „Kongohaus", das von Junker ganz ähnlich beschrieben wird, habe ich in meinem Gebiet nirgends angetroffen. Bemerkenswert ist, daß im Übergangsgebiet zu den Savannen der sonst spitze Giebel häufig an beiden Enden abgewalmt ist.

Die aus Galeriewäldern, Grundwasserwaldinseln und Hochgrasfluren mit eingestreuten vereinzelten Büschen und Bäumen, besonders Adansonien, zusammengesetzten Savannen vermitteln klimatisch und landschaftlich zwischen dem Wald und dem Grasland und bieten daher von Natur örtlich stark wechselnde Bedingungen. In den Bezirken Zaire und Kongo bedecken sie das ganze Land. Weiter südlich schiebt sich, etwa bei Ambrizette beginnend, ein immer breiter werdender Steppenstreifen zwischen Küste und Savanne ein. In der Breite von Loanda beginnt die typische Savanne erst ungefähr 150 km von der Küste entfernt, und südlich des Cuanza wird sie zwischen der Küstensteppe und dem Trockenwald immer mehr eingeengt. In der Breite von Lobito tritt sie als selbständige Landschaft nicht mehr auf.

Der Charakter einer Übergangslandschaft prägt sich auch in den Dorf- und Hausformen aus. Vom Feuchtwald und Trockenwald greift das rechteckige Firstdachhaus mit spitzem oder abgewalmtem Giebel, von der Steppe weniger weit die Rundhütte mit Kegeldach in die Savanne ein. Die Savanne hat aber auch einen für sie besonders charakteristischen Hüttentyp hervorgebracht: die Quadrathütte mit Pyramidendach. Diese ist viel kleiner als die Firstdachhütte, gewöhnlich nur 3 m lang und 3 m hoch, bietet also etwa nur so viel Raum wie die Rundhütte. Das Stangengerüst des Pyramidendaches wird mit Gras oder Schilf, die in der Savanne reichlich vorhanden sind, seltener mit

---

[1] H. H. Johnston, Der Kongo. Leipzig 1884, S. 52.

Palmwedeln gedeckt; mitunter in so dicker Lage, daß das Dach kegelförmig zu sein scheint. Die Wände sind solider als im Feuchtwald, denn sie müssen gegen die nächtliche Abkühlung Schutz bieten. Sie werden mit Palmwedeln oder Gras verkleidet und gepolstert. Auch wird Lehm verwendet, was im Feuchtwald nicht der Fall ist oder doch erst unter dem Einfluß der Europäer sich einbürgert. Die Lücken in dem Stangengerüst bzw. dem aus Palmrippen hergestellten Flechtwerk der Wände werden von innen mit Lehm verstrichen, mitunter die Wände an der Außenseite ganz mit Lehm verputzt. Im Savannenklima hält allerdings dieser Lehmverputz niemals lange vor. In einigen Gegenden bleibt unmittelbar unter dem Dach der Hütte ein etwa 30 cm breiter Spalt offen, um den Rauch hinauszulassen.

Bevorzugt wird einerseits die Lage auf Bergspornen und wasserscheidenden Rücken, da man dort sicher vor Rutschungen, Flußüberschwemmungen und Regenfluten ist, andererseits in den Galeriewäldern, weil dort Wasser in der Nähe und der Boden gut ist, oder in den Grasfluren am Rande der Wälder um die mühsame Arbeit des Rodens zu sparen. Mit besonderer Vorliebe werden die Siedlungen an den Fuß der Inselberge und Hochlandstufen gelegt, wo ganz ausgezeichnete tiefe Roterdeböden und meistens auch Quellen vorhanden sind. Bergfußebenen sind immer ausgesprochene Siedlungszonen. Sie sind auch für Pflanzungen hervorragend geeignet. Selten liegen die Dörfer mitten im freien, ungeschützten Grasland, sondern entweder an einen Berg oder an einen Wald gelehnt. Wo eine solche Rückendeckung nicht vorhanden ist, suchen manche Stämme, wie z. B. die Selles, Schutz auf den zahlreichen Granit- und Gneishöckern, die inselartig und schroff über die Savannenebenen aufragen (Skizze 4). Diese Felsen sind vortreffliche Naturburgen. Die Wände sind so glatt und steil, daß sie nicht leicht erstiegen werden können. Häufig kann man nur auf der einen Seite hinaufgelangen, und dort wird der Zugang außerdem versteckt angelegt und des Nachts durch einen Astverhau versperrt. Bei feindlichen Überfällen verteidigt man sich durch Herabrollen von Felsblöcken. Die Felskuppenlage bietet außerdem den Vorteil, daß man dort oben gegen Grasbrände, Bodennässe, Flächenspülung, Raubtiere und Termiten geschützt ist. Europäische Pflanzer wählen mitunter aus hygienischen Gründen für ihre Wohnhäuser dieselbe Lage.

Da auf den Felsen nicht viel Platz ist, liegen gewöhnlich nur wenige Hütten beieinander. Die Hütten selbst macht man zwerghaft klein, nur etwa 2 auf 2 m im Grundriß und 2,30 m hoch, mit Rücksicht auf den Wind und weil die Befestigung größerer Gebäude auf den glatten Felsen schwierig wäre.

Auch dort, wo die Eingebornen ihre Hütten nicht auf solchen Felsen errichten, legen sie ihre Dörfer doch gern in die Nähe der kahlen Felsbuckel und -platten, denn diese eignen sich vortrefflich zum Dörren von Fleisch, Heuschrecken usw., zum Trocknen von Maniok und vor allem zum Maisklopfen,

d. h. zum Mehlbereiten. Jeden Tag versammeln sich dort die Weiber des Dorfes, sitzen stundenlang in der prallen Sonne auf dem glutheißen Felsen, mit dem Säugling auf dem Rücken, und zerkleinern mit Holzhämmern die Maiskörner, wobei unter viel Lachen und Schwatzen der Dorfklatsch erörtert wird. In manchen Gegenden sind diese Felsen ein ebenso charakteristischer Bestandteil des Dorfes wie etwa der Dreschplatz an der Peripherie kastilischer Siedlungen.

Die Savannendörfer haben Haufendorfcharakter. Im Wald, am Fluß oder auf Bergrücken ziehen sie sich oft lang hin, und die Hütten liegen reihenweise nebeneinander. Gewöhnlich aber haben die Dörfer eine mehr oder weniger rundliche Form mit ganz regelloser Verteilung der Hütten und ohne eigentliche Straßen. Rings um das Dorf führt eine Knüppelpalisade, die allerdings bei jüngeren Siedlungen häufig fortgelassen wird. Da es im Innern der Dörfer weder Gärten noch Gehöfte noch Zäune gibt, kann man in beliebiger Richtung zwischen den Häusern hindurchgehen.

Die Savannen sind dichter bevölkert als der menschenfeindliche Feuchtwald, die Dörfer daher im allgemeinen größer. Bei gleicher Einwohnerzahl nimmt das Savannendorf einen viel größeren Raum ein, da die Hütten kleiner, aber dafür um so zahlreicher sind und weiter voneinander abstehen. Jede Frau hat ihre eigene Hütte, oftmals auch ihre besondere Küche; dazu kommen die Vorratshütten und die Ställe für die Ziegen, Schweine und Hühner. Das Dorf ist also viel stärker aufgelockert als im Feuchtwald. Alles zeigt, daß die Savanne mehr Raum bietet und das Roden hier leichter ist.

Damit sind freilich noch nicht die quadratische Form und das Pyramidendach der Savannenhütte erklärt. Für den Savannenbewohner wären kleine Firstdachhütten, die allerdings etwas mehr Arbeit erfordern würden, oder Rundhütten kaum weniger gut geeignet. Weder das zur Verfügung stehende Material noch das Klima oder sonstige landschaftlichen Einflüsse erzwingen jene Form, und doch ist sie auch außerhalb Angolas in den Savannen sehr häufig. In den südäquatorialen Savannen findet sie sich in weiter Verbreitung, untermischt mit anderen Typen, vom Cassai bis zum Tanganjika (Baluba-Haustyp) und nördlich des Äquators zwischen dem Waldland der Oberguinea und den Steppen des westlichen Sudan. Manche Forscher sehen in ihr, wie es ihrer räumlichen Verbreitung vielfach entspricht, eine Übergangsform von dem Giebeldachhaus zum Rundhaus. A. Schachtzabel[1] sagt: „Die Hütte mit quadratischem Grundriß ist entstanden durch die gegenseitige Einwirkung der Kongo- und zylindrischen Rundhütte und bildet eine Zwischenform dieser beiden Bautypen.“

Nach meiner Auffassung kann die Quadrathütte konstruktiv nur von der rechteckigen Firstdachhütte hergeleitet werden. Sie erklärt sich in unserem

[1] A. Schachtzabel, Die Siedlungsverhältnisse der Bantuneger. Suppl. zu Bd. XX von „Int. Archiv für Ethnographie“. London 1911, S. 55.

Gebiet, wie wir sehen werden, in sehr einfacher Weise als Zwischenglied zwischen der Rechteckhütte des Feuchtwaldes und der des Trockenwaldes, zwischen welche sie sich im Innern Angolas auch räumlich einschiebt. Mit der zylindrischen Rundhütte hat sie nur die Gruppierung des Hüttenraumes um einen Mittelpunkt gemein. Konstruktiv dagegen bestehen keine Beziehungen. Wohl findet man bei einigen Stämmen außerhalb Angolas, z. B. bei den Baluba-Warua und den Tupende, die Form des Daches der der Rundhütte angenähert, aber sie leitet nicht organisch zum Rundbau über. Es ist nicht ohne weiteres möglich, auf einen quadratischen Unterbau ein Kegeldach oder auf einen zylindrischen Unterbau ein Pyramidendach zu setzen.

Die Savanne geht mit abnehmendem Niederschlag und Verlängerung der Trockenzeit in die *Steppe* über, in den tieferen Regionen in mehr oder weniger offene Formationen: Obstbaumsteppe, Schirmbaumsteppe, Buschsteppe, Grassteppe usw., in den höheren Regionen, von etwa 1300 m Höhe an, in einen Steppenwald, den *Trockenwald*, der die oberen Stufen des Hochlandabfalls, besonders aber das Hochland selber in riesiger Ausdehnung und großer Einförmigkeit überzieht. Der Niederschlag ist nicht viel geringer als in der Savanne, aber auf etwa $6^{1}/_{2}$ Monate beschränkt. Der Trockenwald ist ein typischer Hallenwald von 8–15 m Höhe, mit lichtem Baumbestand, fast ohne Unterholz, aber mit viel Gras. Nach der Meereshöhe kann man *zwei Stufen* unterscheiden, eine untere in 1300–1400 m Höhe, den *Hochgrastrockenwald*, mit 2–3 m hohem Gras und hohen Bäumen, die nur wenige Wochen ihr Laub verlieren, und eine obere in 1500–1700 m Höhe, den *Kurzgrastrockenwald*, mit niederem Gras (1–$1^{1}/_{2}$ m) und niedrigeren Bäumen, die mehrere Monate lang unbelaubt sind. In der Trockenzeit geht regelmäßig der Brand durch den Wald. Er wird von den Eingebornen bald hier, bald dort angelegt, um mit Hilfe des Feuers zu jagen, um frische Weide für das Vieh zu schaffen und auch wohl, um den Verkehr im Wald zu erleichtern. Die Waldbewohner leben vom Hackbau. Angebaut werden in erster Linie Mais, Hirse, Maniok, Süßkartoffeln, Bohnen, Kürbisse. Von Süden dringt die Rinderzucht tief in den Trockenwald ein, spielt aber neben dem Hackbau eine untergeordnete Rolle.

Die weiten, einförmigen, sanft gewellten Flächen des Planalto bieten für die *Lage der Siedlungen* keine große Abwechselung. Die Bedingungen sind nahezu überall dieselben, die Dörfer daher ziemlich regellos verteilt. Wo Inselberge oder Geländestufen vorhanden sind, werden auch hier die fruchtbaren, sanft geneigten Fußflächen bevorzugt. Wichtig ist die Nähe von Wasserstellen. Während in der Savanne die Bäche auch in der Trockenzeit Wasser führen, versiegen im Trockenwald manche 4–5 Monate lang. Ein Weg von einer halben bis zu einer Stunde vom Dorf zum Wasser wird aber manchmal in Kauf genommen. Auf dem Planalto sind die breiten Muldentäler waldfrei. Die Dörfer erstrecken sich dort mit besonderer Vorliebe am Waldrand entlang, weil dort das



1. Haufendorf im Hochgrastrockenwald (Westangola). Vorn Vorratshütten, dahinter Wohnhütten. (Phot. Jessen.)

Roden am leichtesten und der Weg zum Wasser nicht weit ist. Immer meidet man die kalten und feuchten Talgründe, wo die Temperatur im Juni–Juli gar nicht selten unter 0° sinkt.

Natürlicher Geländeschutz ist auf den weiten Hochflächen selten vorhanden. Am günstigsten ist in dieser Hinsicht die Lage im Winkel zwischen zwei sich vereinigenden Tälern mit versumpften Sohlen oder im Innern von Talschlingen. Felskuppenlage der Dörfer kommt hier nicht vor, wohl aber werden gelegentlich Granitwollsackpackungen als Versteck und Rückendeckung benutzt. Der lichte, unterholzfreie Wald, der nach allen Richtungen ohne Schwierigkeit durchquert werden kann, vermag – im Gegensatz zu dem äußerst schwer durchdringbaren Feuchtwalddickicht – die Siedlungen weder zu schützen noch zu verbergen. Da nun aber bis vor nicht langer Zeit Fehden und Überfälle benachbarter Stämme an der Tagesordnung waren, zwang der mangelnde natürliche Schutz die Bewohner des Trockenwaldes wie die der Savanne zu gemeinsamer Abwehr, zum Zusammenschluß in großen Dörfern und straffen politischen Verbänden. Die herrschende Siedlungsform ist daher das große, von Palisaden umgebene Dorf.

Aber noch andere Gründe sprechen mit. Das Roden des Waldes ist zwar verhältnismäßig leicht, übersteigt aber doch die Kraft des Einzelnen, zumal der Boden schnell erschöpft ist und nach 4–5 Jahren neue Felder angelegt werden müssen. Auch die Bearbeitung des Bodens, das Reinhalten der Felder von

wucherndem Unkraut, die Abwehr von Grasbränden und von allerlei Tieren, wie Affen, Antilopen, Wildschweinen, Heuschrecken, welche die Felder heimsuchen, werden durch den Zusammenschluß zu dörflichen Verbänden sehr erleichtert.

So ist denn die Dorfgemeinschaft, wie in der Savanne, die soziale Grundlage geworden. Es wird gemeinsam gerodet, gehackt, geerntet, gejagt. Die Rinder des Dorfes werden, wenn sie auch niemals gemeinsamer Besitz, sondern Privateigentum der einzelnen Dorfbewohner sind, gemeinsam auf die Weide getrieben und abends in dem Dorfkral untergebracht. Unter den Dorfbewohnern hat sich ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl herausgebildet. Freud und Leid werden gemeinsam getragen. An den Tanzfesten, Maisbiergelagen, Totenfeiern, Beschneidungsfesten nimmt das ganze Dorf teil. Kennt man auch sehr wohl privaten Besitz, so läßt doch niemals der eine den anderen hungern. Das Zusammenleben hat die Menschen gesellig, aber auch unselbständig gemacht. Der Einzelne ist, sich selbst überlassen, trübsinnig, ängstlich und schnell verzagt.

Von Norden dringt das Haufendorf der Savanne in den Trockenwald vor (Abb. 1). Die typische Siedlungsform des Trockenwaldes, besonders der lichten Walddecke des Hochlands, ist aber das Gehöftdorf. Zahlreiche Gehöfte, von denen jedes aus mehreren Hütten besteht und von einem Knüppelzaun umgeben ist, liegen nebeneinander und sind durch schmale Gänge voneinander getrennt. Solche Dörfer nehmen oft einen sehr großen Raum ein; aber es braucht auch mit dem Platz nicht gespart zu werden, denn das Roden des Waldes macht keine großen Schwierigkeiten. Im Bereich des Dorfes selbst werden die Bäume an der Wurzel abgehauen, während an seiner Peripherie die Baumstümpfe stehen bleiben. Das Gras wird der Feuersgefahr wegen in weitem Umkreis sorgfältig entfernt.

Der Dorfgrundriß ist ohne festen Plan. Ein Gehöft liegt neben dem anderen. Der Viehkral, falls ein solcher überhaupt vorhanden ist, befindet sich am Rande des Dorfes oder bei einer mehr aufgelockerten Siedlungsweise im Dorfinnern. An irgendeiner Stelle ist ein etwas größerer Platz freigelassen, wo die Trinkgelage und Tanzfeste abgehalten werden. In der Nähe liegt gewöhnlich die Versammlungshütte, in der die männliche Bevölkerung des Dorfes den größten Teil des Tages mit Beratungen, Schwatzen und Rauchen verbringt.

Alle Materialien zum Bau der Hütten liefert der Wald selbst: Stangenholz und Zweige für das Gerüst des Daches und der Wände sowie für die Knüppelzäune, Gras für das Dach, guten Baumbast zum Binden, Lehm zum Dichten der Wände.

Jedes einzelne Gehöft besteht aus mehreren um den Hofplatz gruppierten Hütten: Wohn- und Kochhütten, Vorratshütten, Schweine-, Hühner- und Ziegenställen. In der Mitte liegt die Feuerstelle.

Die Vorratshütten haben sehr häufig die in der Savanne für die Wohnhütten typische Quadratform mit Pyramidendach. Zum Schutz gegen

Überschwemmungen und Termiten stellt man sie auf $^1/_2$–1 m hohe Pfahlgerüste. Von Süden her ist die Rundhütte mit zylindrischem Unterbau und Kegeldach in den Trockenwald eingedrungen. Diese Form wird häufig für diejenigen Hütten gewählt, bei welchen sich die Feuerstelle in der Mitte befindet und man sich rings um diese gruppiert, sei es zu Beratungen oder zum Essen, also für Versammlungs- und Kochhütten.

Das für den Trockenwald Westangolas charakteristische Haus ist aber die rechteckige Firstdachhütte (Skizze 5). Von der Rechteckhütte des Feuchtwaldes, dem westafrikanischen Langhaus, unterscheidet sie sich einmal dadurch, daß sie kleiner, nur 4–6 m lang ist, ferner durch das an beiden Enden breit, bis zur Höhe der Seitenwände abgewalmte Dach und den rings um die Hütte führenden verandaartigen, von Stangen gestützten Dachvorbau[1]. Nach ihrer Größe und der Form des Daches leitet die Trockenwaldhütte vom spitzgiebeligen Langhaus über zur Quadrathütte der Savanne. Wird die Langseite verkürzt, so entsteht schließlich die Quadrathütte, und aus dem abgewalmten Giebeldach wird gleichzeitig, ohne wesentliche konstruktiven Änderungen, ein Pyramidendach. Tatsächlich gibt es alle Übergänge. Oftmals nähert sich die Trockenwaldhütte so sehr der Quadratform, daß der First nur einen halben bis einen Meter lang ist.

Die zweite Eigentümlichkeit der Trockenwaldhütte, der verandaartige Dachvorbau, ist zwar wie das Walmdach allgemein verbreitet, aber vielleicht erst später hinzugekommen. Es scheint das aus der Konstruktion hervorzugehen. Das Gerüst des eigentlichen Daches ruht nicht auf den wenigen schwachen Stangen des Umbaus, sondern auf den Pfosten der Wände. Der Vorbau wird nachträglich, und zwar unter einem etwas flacheren Winkel an das Dach angesetzt und dann mit diesem zusammen mit Gras gedeckt[2].

Derartige mehr oder weniger weit vorspringende, von Stangen gestützte Dächer findet man auch in anderen Gegenden. Bei der Kongohütte wird, wie erwähnt, das Dach an der einen Schmalseite weit vorgezogen. Die Kegeldachhütten der Betschuanen haben einen allseitigen Dachvorbau um den zylindrischen Unterbau. Es kann daher sein, daß jene Eigenart von außen her eingedrungen ist, vielleicht mit den Jagga, die den Betschuanen nahestehen sollen. Es wäre aber auch durchaus möglich, daß sie im Trockenwald selbst entstanden ist. Jedenfalls ist diese Bauart im Trockenwaldklima sehr vorteilhaft. Bei stechender Sonne oder starkem Regen suchen die Eingeborenen unter dem

[1] Fast die gleiche Hütte wird von Weule und Fülleborn aus dem Trockenwaldgebiet des südlichen Deutsch-Ostafrika beschrieben und abgebildet. Das Bild eines Wangoni-Dorfes, das Weule (Mitt. a. d. D. Sch., Erg. H. 1) auf Tafel 49 bringt, könnte aus Angola stammen. — Interessant ist, daß sich ein ähnlicher Haustyp auch bei den Tamilen im südlichen Vorderindien findet (vgl. Buschan, Völkerkunde II, 1. Abb. 353).

[2] Ganz ähnlich ist, worauf mich Prof. Oelmann (Bonn) aufmerksam macht, die Dachkonstruktion bei den Kübbungen des niedersächsischen Bauernhauses.

Dachvorbau Schutz. Allerdings ist dieser mitunter so schmal, daß die Hütteninsassen gar nicht unter ihm Platz finden. Wichtiger ist der Schutz der Wände. Der nächtlichen Kälte wegen müssen die Wände solid gebaut sein. Die Lücken zwischen den Stangen werden mit Lehm ausgefüllt und die Außenseite oftmals ganz mit Lehm verputzt. Unter dem Einfluß von Sonne und Regen würden aber die Wände schnell schadhaft werden, wenn sie nicht durch das vorspringende Dach geschützt wären. Jene Bauweise bewährt sich so gut, daß sie von Weißen und Mulatten, die beim Bau ihrer Häuser allgemein luftgetrocknete Lehmziegel verwenden, sehr häufig nachgeahmt wird. Auch von den Eingebornen der Savanne ist sie gelegentlich übernommen worden. H. Weeks[1] beschreibt vom Kongo eine neue Art von Negerhütten mit Lehmverputz, die dem Trockenwaldhaus vollkommen gleicht.

Dem Trockenwald des Hochlandes entsprechen in tieferen Regionen Landschaften von im allgemeinen viel offenerem Gepräge: Baumsteppen, Grasfluren, Schirmakaziensteppen, lichte Buschsteppen, Sukkulentensteppen, Formationen, welche zum Teil stark vom Menschen beeinflußt sind und Raublandschaften darstellen. Weite Flächen sind aber mit unberührtem, dichtem Dornbusch bestanden. Der Niederschlag ist wesentlich geringer als im Trockenwald, er beträgt nur 200—600 mm, gegenüber 900—1500 mm auf dem Hochland. Niederschlagsmenge und Dauer der Regenzeit nehmen gegen die Salzsteppen hin immer mehr ab.

Die Bewohner dieser Steppenlandschaften leben vom Hackbau, von der Jagd und der Viehzucht. Die Ernährungsgrundlage liefert, wie in Savanne und Trockenwald, der Hackbau. In den an die Savanne sich anschließenden feuchteren Steppen ist der Anbau von Mais, Hirse usw. auch abseits der Täler zur Regenzeit möglich. Gegen die trockeneren Landschaften hin, wo häufiger mit Dürren und Heuschreckenfraß zu rechnen ist, zieht er sich in die vom Hochland herabkommenden feuchten Täler zurück, und die dazwischenliegenden weiten Flächen sind der Viehzucht vorbehalten.

Die Viehzucht findet hier sehr viel günstigere natürliche Bedingungen als in Savanne und Trockenwald. Das Gras ist besser und Seuchen sind seltener. Sie spielt deshalb eine viel größere Rolle als dort. Wenn sie auch verhältnismäßig wenig zur Ernährung beiträgt, da zwar die Milch genossen, höchst selten aber ein Tier geschlachtet wird, so bestimmt sie doch das soziale und kulturelle Leben der Eingeborenen, und sie ist es auch, welche die Siedlungs- und Wohnweise entscheidend beeinflußt.

Die Viehzucht braucht weite Räume und ernährt wenig Menschen; die Bevölkerungsdichte ist daher geringer als in Savanne und Trockenwald. Echten Nomadismus habe ich in diesen Gebieten nirgends angetroffen. Der Ackerbau

[1] J. H. Weeks, 30 Jahre am Kongo. Breslau 1914. Abb. nach Seite 12.

zwingt die Eingeborenen zur Seßhaftigkeit. Wohl aber ziehen die Hirten mit ihren Herden weit umher, auf die Berge und in die Täler, je nachdem, wo gerade die beste Weide ist. Besonders zur Trockenzeit, wenn die Weide knapp wird, werden weite Wanderungen unternommen. Die Hirten sind dann oft wochenlang unterwegs und errichten für sich und die Herde provisorische Unterkünfte. Die Dauersiedlungen liegen meistens in der Nähe der Flüsse, wo sich die Felder befinden und Wasser für Tiere und Menschen vorhanden ist. Ufergehölz und lichte Haine werden bevorzugt. Auf freier Fläche pflanzt man wohl auch Schattenbäume beim Dorf; beliebt sind Sykomoren.

Die typische Siedlungsform in der Viehzuchtsteppe ist die Streusiedlung, das Einzelgehöft. Sie ergibt sich zwangsläufig aus den wirtschaftlichen Verhältnissen und der Seßhaftigkeit.

Ein enges Beisammenwohnen ist der Viehzucht wegen, die weiten Raum benötigt und natürlich in ganz extensiver Form betrieben wird, unmöglich, es sei denn, daß man sich wie im Trockenwald mit wenig Vieh begnügen oder zum Nomadismus übergehen würde. Deshalb sondern sich die Familien voneinander ab, sie wohnen für sich, sind ganz auf sich selbst gestellt. Nicht die Dorfgemeinschaft wie in Savanne und Wald, sondern die Familiengemeinschaft bildet die Grundlage des sozialen und kulturellen Lebens. Die Menschen sind hier weniger gesellig, verschlossener, aber selbständiger und selbstbewußter. Der Begriff des Privateigentums ist viel stärker ausgeprägt. Das einsame Hirtenleben und die Gefahren der Jagd machen den Menschen zäh, ausdauernd, wagemutig.

Das Viehzuchtgehöft besteht aus zwei Teilen, dem Wohnkral und dem Viehkral. Mitunter ist noch ein dritter Raum abgeteilt für die Hirten. Bei dem Wohnkral, der von einer Knüppelpalisade umgeben ist, sind die Hütten im Ring angeordnet. Teils sind sie der Umzäunung eingegliedert, teils stehen sie frei innerhalb derselben. Dementsprechend ist das ganze Gehöft rundlich, während die Ackerbaugehöfte der Trockenwalddörfer eckige Form haben. Die ringförmige Anordnung der Hütten mag daher rühren, daß vielleicht ursprünglich der Viehkral oder wenigstens der Kälberkral in der Mitte lag, wie es bei der Owambo- und Hererowerft üblich ist, und die Hütten zum Schutz um den Kral herum errichtet wurden. Heute sind indessen Wohn- und Viehkral immer getrennt. Der von einem Dornverhau umgebene Viehkral liegt entweder ganz in der Nähe des Wohnkrals, und zwar so, daß der Eingang von diesem aus überwacht werden kann, oder unmittelbar neben dem Wohnkral mit einem Zugang von diesem her und einem Ausgang ins Freie. Der Ausgang wird nachts durch einen breitkronigen Dornbusch versperrt.

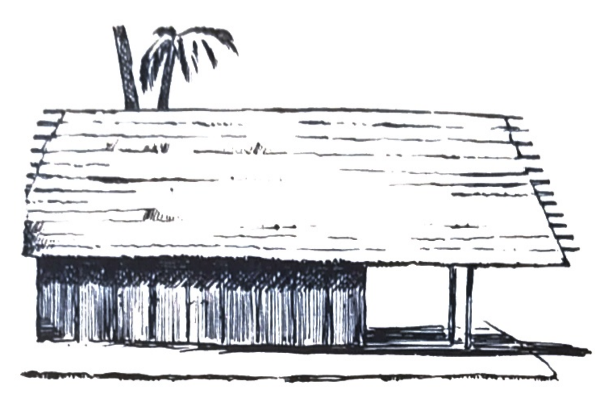
Wie die Siedlungsweise grundlegend verschieden ist von den bisherigen Typen, so auch die Hausform. Bei dem typischen Viehzuchtgehöft, wie es z. B. bei den den Owambo nahestehenden Banhaneca entwickelt ist, sind alle



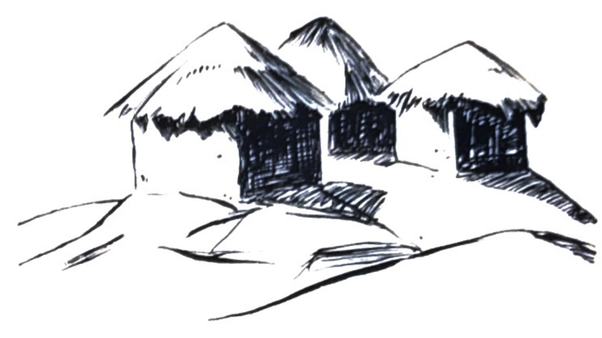
2. Kegeldachhütten in einem Viehzuchtgehöft (Westangola). (Phot. Jessen.)

Hütten, von den Ziegenställen bis zu den Wohn- und Schlafhütten rundlich, mit zylindrischem Unterbau und Kegeldach (Abb. 2). Sie sind von mäßiger Größe, stets einräumig, ohne besondere Kunst, wenn auch solide, gebaut. Das Grasdach hängt über die niedrigen Wände herab, ist aber nicht vorgebaut; über der Tür ist es etwas in die Höhe gedrückt (Skizze 6). Ein Mittelpfosten ist nicht vorhanden. Die Vorräte werden teils in besonderen Hütten, teils auf hohen Pfahlgerüsten in geflochtenen Urnen unter freiem Himmel aufbewahrt.

Man kann kaum annehmen, daß die Rundhütte in diesen Gebieten unter dem unmittelbaren Zwang von Klima und Landschaft entstanden ist. Zwar sind in den offenen Steppen und Buschsteppen Langhölzer, wie man sie zum Bau der Firstdachhütten benötigt, oft recht selten, aber man könnte statt der Rundhütten sehr wohl Quadrathütten kleinen Formates wie in der Savanne bauen. Auch die Tatsache, daß der Wind in der offenen Landschaft stärker ist als im Wald und ein rundes Dach dem Winddruck besser widersteht als ein eckiges, dürfte kaum ausschlaggebend sein. Man wird vielmehr, um die Verbreitung der Rundhütte zu verstehen, von ihrer primitivsten Form, dem auf den Boden gestellten Kegeldach, ausgehen müssen. Es besteht in seiner einfachsten Form aus wenigen gegeneinander gelehnten Zweigen, über die ein Grasdach gelegt wird, ist also sehr schnell herzustellen und dient daher auch heute noch den Hirten ganz allgemein als provisorische Unterkunft.



3. Kongohütte (Feuchtwald).



4. Quadrathütten der Selles (Savanne).



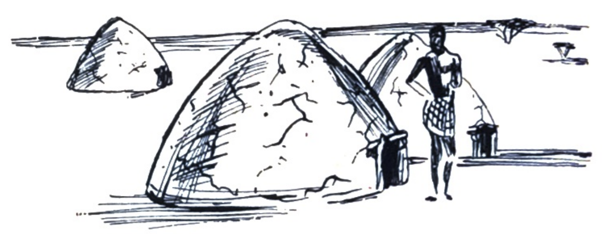
5. Rechteckhütte mit Walmdach
und Verandaumbau (Trockenwald).



6. Zylindrische Kegeldachhütte
in der Viehzuchtsteppe.



7. Zeltförmiges Kegeldach.



8. Zwergkuppeldach
in den Trockengebieten Südangolas.

3—8. Hüttentypen im westlichen Angola.

Meine Schwarzen bauten sich in der Regenzeit regelmäßig solche zeltförmigen Schutzdächer am Lagerplatz und brauchten kaum eine Stunde dazu. Es ist also diese Behausung für den nomadisierenden Viehzüchter besonders gut geeignet. Wo die Menschen seßhaft wurden und neben der Viehzucht Ackerbau betrieben, behielten sie das Kegeldach bei, bauten es aber solider und stellten es, da mehr Raum benötigt wurde, auf einen zylindrischen Unterbau. Der Übergang zum gegliederten Bau beginnt mit dem Vorbau des Hütteneinganges und dem Senkrechtstellen der Türpfosten. Ich sah solche Übergangsformen mehrfach in den Gebirgssteppen des dem Hochland aufgesetzten Randgebirges (Skizze 7).

Über die Siedlungsverhältnisse in den von mir bereisten Trockengebieten Südangolas kann ich mich kurz fassen. Der extrem trockene Gürtel beginnt südlich Benguela und erstreckt sich in einem immer breiteren Streifen der Küste entlang nach Süden. Lichter Dornbusch, Zwergdornbusch, Sukkulenten-Halbwüste, Welwitschienwüste und Vollwüste passen sich den Intensitätsgraden der Trockenheit an. Der Armut an Wasser und überaus kargen Natur entsprechend sind die Trockengebiete äußerst dünn besiedelt. Sie sind Rückzugsgebiete verdrängter, armer und scheuer Stämme. Riesenweite Flächen sind ganz menschenleer. Die Lebensbedingungen sind indessen nicht überall dieselben. Am günstigsten sind sie in den Oasen, am Unterlauf der wenigen, vom Hochland herabkommenden, periodisch Wasser führenden und die Wüste querenden Täler, wo Anbau und Viehzucht betrieben werden kann. Aber diese fruchtbaren Streifen hat sich längst der Europäer angeeignet, und der Schwarze steht in seinem Sold. Der Eingeborne wohnt dort in europäisch beeinflußten Lehmkaten und Grashütten. Eine zweite Nahrungsquelle ist das Meer, dessen kühles Wasser außerordentlich fischreich ist. Aber auch hier ist, wenigstens in dem von mir besuchten Gebiet, wenig Ursprüngliches mehr zu finden. Die Eingebornen leben heute meistens als Arbeiter auf den Fischereistationen, in den Fischkonservenfabriken und in den Salinen der Weißen. Ihre ärmlichen, aus Gestrüpp und Lehm hergestellten Behausungen liegen in der Nähe der europäischen Siedlungen. Einige wohnen in künstlich erweiterten Höhlen am Steilufer der Küste.

Während die Oasen- und Küstenbewohner seßhaft sind, führt eine dritte Gruppe von Eingebornen ein sehr scheues, unstetes Dasein. Sie durchstreifen einzeln oder in kleinen Horden den öden Dornbusch zwischen dem Wüstenstreifen der Küste und den feuchteren Landschaften des Innern, halten einige Ziegen, wohl auch mitunter Rinder, und leben im übrigen von der Jagd, die sie mit Pfeil und Bogen und mit Fallen und Schlingen betreiben, sowie vom Sammeln alles dessen, was die karge Natur an Eßbarem bietet: Knollen, Zwiebeln, Beeren, Raupen, Termiten, Heuschrecken. In der Vielseitigkeit und Anspruchslosigkeit der Nahrung, dem scheuen, unsteten Leben, der Armut des materiellen und geistigen Kulturgutes, sind diese Stämme etwa mit den

Bergdamara Südwestafrikas zu vergleichen. Nur wenige haben sich erhalten, und diese scheuen jede Berührung mit dem Europäer. Mitunter aber stößt man mitten im Busch auf Spuren ihres Daseins, verlassene Wohnstätten primitivster Art, freistehende oder gegen einen Felsvorsprung gelehnte Reisighütten von Kegel- oder Kuppelform.

Bemerkenswert ist das Vorkommen von Kuppeldachhütten in den Trockengebieten Südangolas. Sie sind nur etwa mannshoch und bestehen aus einem birnen- oder kuppelförmigen Zweiggerüst mit Lehmbewurf (Skizze 8). Zweige werden ringförmig in den Boden gesteckt, zusammengebogen und miteinander verflochten. Dann wird Strauchwerk dazwischengeflochten und das Ganze von außen mit einem Gemisch aus Lehm und Mist überzogen. Der Bewurf wird glatt gestrichen, erhärtet und wird rissig. Der Rauch zieht durch den türlosen Eingang oder durch ein Loch im Dach ab. Der durch einen Knüppelrahmen gestützte Eingang ist so klein, daß man nur auf allen vieren kriechend hineingelangen kann. Diese die Ärmlichkeit der Natur und Menschen widerspiegelnde, durch die Eigenart des zur Verfügung stehenden Baumaterials, das Klima und die nomadische Lebensweise bedingte Bauart scheint sich ungefähr bis Benguela nordwärts zu erstrecken. Weiter nördlich habe ich das Kuppeldach nur noch vermischt mit anderen Baustilen angetroffen. Die Verbreitungsgebiete der Kuppeldachhütte und der für die Viehzuchtsteppe typischen zylindrischen Kegeldachhütte erstrecken sich aus Südwestafrika nach Angola hinein und keilen nordwärts mit den ihnen entsprechenden Landschaften allmählich aus.

Die Siedlungsverhältnisse Westangolas konnten hier nur in großen Zügen dargestellt werden. Nicht ganz so mannigfaltig wie die Landschaft ist die Siedlungs- und Wohnweise, aber den Großlandschaften sind doch bestimmte Typen eigen. Sehen wir von den Übergangsgürteln, Mischformen und europäisch beeinflußten Abarten ab, so ergeben sich fünf Hauptsiedlungstypen, die sich kurz folgendermaßen kennzeichnen lassen:

1. Feuchtwald: Firstdachlanghaus mit spitzem Giebel (westafrikanisches Langhaus bzw. Kongohütte). Zeilendörfer.
2. Savanne: Quadrathütte mit Pyramidendach. Haufendörfer.
3. Trockenwald: Kurze Firstdachhütte mit Walmdach und allseitigem Dachvorbau. Gehöftdörfer.
4. Viehzuchtsteppe: Zylindrische Hütte mit Kegeldach. Einzelgehöfte.
5. Trockengebiete: Oasensiedlungen mit Lehmhütten. Temporäre Gruppen- oder Einzelsiedlungen nomadischer Stämme mit kegel- oder kuppelförmigen Zwerghütten.

Zur Geographie der ländlichen Siedlungen in Ostafrika

Von Fritz Jaeger

Mit 2 Bildern

Über die Siedlungen Ostafrikas sind durch zahlreiche ethnographische und geographische Forschungen viele Tatsachen bekannt geworden. Die Ethnographen haben namentlich der Bauweise der Hütten ihre Aufmerksamkeit gewidmet. Weniger wissen wir darüber, wie sich die Wohnstätten und Kulturflächen in den Naturraum eingliedern und an ihn anpassen. Siedlungsgeographische Spezialuntersuchungen sind meines Wissens noch nicht vorhanden. Rudolf Horn hat in einer Heidelberger Dissertation, „Siedlungsverhältnisse in Deutsch-Ostafrika", schon 1903 eine Zusammenfassung versucht, die noch heute wertvoll ist. Viel Tatsächliches findet man in Hans Meyers Deutsch-Ostafrika (Das Deutsche Kolonialreich, Bd. I, Leipzig 1909). Das Folgende bezieht sich in erster Linie auf die frühere deutsche Kolonie.

Durch die europäische Kolonisation sind die Lebensbedingungen und damit auch die Siedlungsverhältnisse sehr verändert worden und noch in weiterer Umgestaltung begriffen. Die Herrschaft der Europäer hat den allgemeinen Landfrieden gebracht. Damit sind die Maßnahmen zur Sicherung der Siedlungen, wie Befestigung und Schutzlage, überflüssig geworden. Die Europäer haben zahlreiche mehr oder weniger städtische Siedlungen gegründet. Aber in den Farmen und Pflanzungen haben sie auch einen neuen Typus ländlicher Siedlungen geschaffen. Farmen und Pflanzungen dienen der landwirtschaftlichen Erzeugung für den Weltmarkt. Die Farmen liegen in den klimatisch für Weiße geeigneten Hochländern. Hier ist der weiße Besitzer dauernd ansässig und legt auch selbst Hand an, wenngleich er auch eine Anzahl eingeborener Arbeiter braucht. Eine genaue Grenze zwischen Farm und Pflanzung ist wohl nicht zu ziehen. Als Ansiedlungen haben beide viel Ähnlichkeit.

Von der Gesamtfläche einer Pflanzung ist meist nur ein Teil gerodet und bepflanzt. Ein Teil trägt ursprünglichen Busch oder Wald und bildet das Reserveland. Einförmig ziehen sich die gleichmäßig mit Sisal oder Baumwolle oder Kaffee bepflanzten Felder in der Ebene oder über Hügelland hin. An geeigneter Stelle inmitten der Pflanzung liegen die oft sehr einfachen, oft mehr villenartig gehaltenen Wohnhäuser des Leiters und der weißen Angestellten. In deren Nähe pflegt auch die Fabrik zu sein, die das geerntete Erzeugnis in die versandfähige Handelsform bringt. Meist etwas abseits liegt das Lager oder Dorf der eingeborenen Arbeiter. Die Farm pflegt nur ein Wohnhaus für den weißen Besitzer, einige Wirtschaftsgebäude, aber keine Fabrik zu haben, dafür Krale, in denen das Vieh zusammengetrieben und gemolken wird. Außer dem Ackerland gehören zu ihr ausgedehnte Flächen Weidelandes.

Die Lage dieser europäischen Siedlungen wird in erster Linie bestimmt durch die Möglichkeit des Verkehrs, der Verfrachtung der Erzeugnisse. Nur wo diese günstig ist, können Pflanzungen und Farmen entstehen, also im Küstenstrich und in der Nähe der Eisenbahnen. Die Einführung des Autos hat diese Nähe zu einem ziemlich breiten Streifen längs der Küste und beiderseits der Eisenbahnen erweitert. Innerhalb dieser verkehrsgünstigen Gebiete werden die physisch vorteilhafteren ausgewählt, so für die Farmen gesunde Hochländer, wie die Gegend von Nairobi oder neuerdings das Uhehehochland, für Kaffeepflanzungen feuchte Gebirge, wie Usambara, Kilimandjaro, das Hochland um Nairobi, für Baumwolle der Küstenstrich, hauptsächlich am Rufidji, für Sisal vorwiegend der Küstenstrich.

Die Siedlungen der Eingeborenen sind ausschließlich ländliche Siedlungen, wenn auch einige Häuptlingssitze mehrere tausend Einwohner erreichten und stark befestigt waren. Sie dienen dazu, Menschen und Vieh in erreichbarer Nähe des Ackerlandes und des Wassers Schutz zu bieten gegen Unbilden der Witterung, gegen Raubtiere, gegen menschliche Feinde; auch werden in ihnen die Erntevorräte aufbewahrt. Wenn seit der europäischen Kolonisation fast in jedem Dorfe auch ein oder mehrere Kaufläden von Indern vorhanden sind, so wird doch dadurch der Charakter des Bauerndorfes nicht verändert. Die vor der europäischen Kolonisation vorhandenen Städte an der Küste sowie Tabora und Udjidji im Innern waren Gründungen der Araber.

Uns Europäern fällt die geringe Bodenständigkeit der Eingeborenendörfer auf. Zwar ist die bodenvage Siedlung der Massai und anderer Nomadenvölker hier nicht zu betrachten. Aber auch die Dauersiedlungen der Hackbau treibenden Völker wechseln oft die Lage. Auf den Kartenblättern 1:300000 von Deutsch-Ostafrika sind häufig Wüstungen, verlassene Dorfstätten eingezeichnet. Einige der von Oskar Baumann im Jahre 1892 am Panganifluß verzeichneten Dörfer fanden wir 1904 und 1906 nicht mehr wieder. Kriegerische Ereignisse, Seuchen, der Tod eines Häuptlings, die Meinung, daß ein böser Zauber vorliege, können Anlaß geben, ein Dorf zu verlassen und ein neues zu gründen. Das System des Hackbaus erfordert häufigen Wechsel des Ackerlandes, das dann wieder verwildert. Solange in erreichbarer Nähe noch genug anbaufähiger Boden vorhanden ist, bedingt das keine Verlegung des Dorfes, aber bisweilen muß auch eine solche stattfinden.

Von einem periodischen Wechsel der Siedlungen mit der Jahreszeit berichtet Graf Pfeil. Die Schwemmlandebene des Kilombero- oder Ulangaflusses, in der der Fluß sich in viele Arme spaltet und Inseln bildet, wird in der Regenzeit überschwemmt. In der Trockenzeit sind die Inseln wegen ihres fruchtbaren Bodens dicht bewohnt und bebaut. Man wohnt in flüchtig errichteten Grashütten. Kommt die Regenzeit, so wird die Ernte auf Boote verladen und man zieht in das benachbarte Gebirge.

Beim Versuch, Siedlungstypen der Eingebornen zu unterscheiden, stößt man in Ostafrika zunächst auf die verschiedenen Hüttenformen, die im ganzen nach Gegenden verschieden sind, wenn auch viele Misch- und Übergangsgebiete vorkommen. Über die Hüttenformen gibt es ein reiches ethnographisches Schrifttum; es sei hier nur auf K. Weules kurze Zusammenfassung in Hans Meyers Deutschem Kolonialreich, Band I, Karte und Erläuterung bei S. 74, hingewiesen. Die Hauptformen sind:

1. Die Kuppel- oder Bienenkorbhütte, die sich über kreisrunder Grundfläche mehr oder weniger halbkugelig wölbt. Die in den Boden gesteckten langen Gerten oder Ruten werden oben zusammengebogen oder -gebunden, so daß Hauswand und Dach ineinander übergehen. Die Kuppelhütte ist hauptsächlich im Zwischenseengebiet zwischen dem Viktoriasee und dem Zentralafrikanischen Graben verbreitet. Eine Abart davon ist die Massaihütte, deren Grundfläche länglichrund und deren Eingang wie beim Schneckenhaus rechtwinklig zur Hüttenwand gestellt ist.

2. Die kreisrunde Zylinderhütte mit aufgesetztem Kegeldach, mit oder ohne Tragpfeiler in der Mitte. Diese Form ist in den Savannen- und Steppenländern Afrikas vom Sudan und Abessinien bis Südafrika verbreitet und nimmt in Ostafrika hauptsächlich die Randgebiete außer dem Nordwesten und der Küste ein.

3. Die rechteckige Flachdachhütte oder Tembe herrscht im Herzen von Deutsch-Ostafrika.

4. Das rechteckige Haus mit Giebeldach, von dem es mehrere Arten gibt: Die Küstenhütte mit vorgebauter Veranda und das langgestreckte „Scheunenhaus", das sich besonders in manchen Landschaften des Küstenhinterlandes bis in die Randgebirge findet. Es ist vielleicht identisch mit dem westafrikanischen Langhaus.

Die Hüttenformen können meines Erachtens nicht als Anpassungen gedeutet werden, wie Stuhlmann und Baumann es für die Tembe versucht haben. Dafür sind die meisten Typen über zu verschiedenartige Gegenden, Gebirge und Flachland, trockne und feuchte Gebiete, verbreitet. Als Anpassungen kann man nur einige örtliche Besonderheiten ansehen, wie die Pfahlbauhütten auf den Inseln des Rovumaflusses, am östlichen Ufer des Njassasees und am obern Mlagarassi, oder natürliche oder in Lehm gegrabene Höhlen, die in Kriegszeiten als Zuflucht dienten. Vielmehr gehören die Hüttenformen Ostafrikas offenbar zu den ethnographisch bedingten Erscheinungen. Zwar ist keiner der Typen einem bestimmten Volke eigentümlich, aber wir können die Formen vom Gesichtspunkt der Ausbreitung kultureller Erscheinungen verstehen. Die geographische Verbreitung spricht für Weules Ansicht, daß die zylindrische Kegeldachhütte die älteste einheimische Hüttenform ist. Die Küstenhütte ist asiatischen Ursprungs.

Die Kuppelhütte, die gewiß ein einfacherer Bau ist als die Kegeldachhütte, scheint ebenso, wie unzweifelhaft die Massaihütte, mit den hamitischen Nomaden eingedrungen zu sein, in deren Gebiet sie allein vorherrscht. Auch für die Tembe

nimmt v. Luschan vorderasiatischen Ursprung an, weil es in Vorderasien ebensolche Hütten gibt. Sie dürfte also auch durch eine hamitische Völkerwelle, in deren Stoßrichtung ihr Verbreitungsgebiet liegt, eingeführt sein. Die rechteckigen Formen, nämlich die Tembe und die Küstenhütte, breiten sich sichtlich aus auf Kosten der Rundhütten. Das hängt teilweise mit praktischen Vorteilen zusammen. Die Temben eignen sich gut zur Verteidigung wegen des Flachdaches, auf dem man stehen und von dem erhöhten Punkt Pfeile oder Wurfspeere schleudern kann, zumal da das Lehmdach feuersicher ist. Außerdem können die Temben zu großen rechteckigen Gehöften aneinandergebaut werden und bilden dann eine Art Festungswall. Die Giebeldachhütte breitet sich mit dem Vordringen der Küstenkultur, die schon durch den Verkehr der Araber und erst recht durch den der Europäer begünstigt wird, ins Innere aus.

Dagegen zeigen sich im Baustoff selbstverständlich manche Anpassungen an das örtlich Vorhandene. Das Holzgerüst wird aus Stangen oder langen Ruten ausgeführt, die quer verflochten und mit Lehm verschmiert werden. Nur die rechteckigen Formen, Tembe und Giebelhaus, erfordern stärkere Pfosten und Balken. Diese werden ebensowenig behauen wie die Stangen. Nur in wenigen Gebieten, besonders in solchen mit Höhenwald, wie im Kondeland am Nordende des Njassasees, steht Bambus als Baustoff zur Verfügung, wodurch der ganze Bau sehr viel gerader, sorgfältiger und sauberer aussieht. Im holzarmen Umbugwe (Ostafrikanischer Graben) nimmt man als Wandfüllungen der Temben die Halme der Negerhirse. Die Dächer der Rundhütten bestehen meist aus Gras, die Flachdächer der Temben sind durchweg mit Lehm bedeckt. Die Giebeldächer der Küstenhütten deckt man meist mit Kokospalmblättern. In den Bananengegenden, wo die Kuppelhütte vorherrscht, ist diese ganz und gar mit trockenen Bananenblättern und -blattscheiden bedeckt. Das Hirtenvolk der Massai verwendet Felle als Hausbedeckung, die mit einer Mischung von Lehm und Rindermist, einem bei Viehzüchtern sehr beliebten Baustoff, überschmiert werden.

Die Hütten dienen in der Regel nicht nur als Wohnraum, sondern auch zur Aufbewahrung der Nahrungsvorräte. Bei den Temben legt man die Feldfrüchte während der Trockenzeit einfach in großen Haufen auf das flache Dach. Sonst hat man oft besondere Vorratshütten, kleinere zylindrische Hütten ohne Tür, die zum Schutz gegen Ungeziefer auf Pfählen stehen und deren Kegeldach einfach abgehoben wird, wenn man das Korn hineinlegt oder herausnimmt. Oft wird auch das Jungvieh, wenigstens die Ziegen- und Schaflämmer, nachts in die Hütte genommen. Ja, am Kilimandjaro ist auch die Stallfütterung bekannt, bei der das Großvieh niemals den Verschlag der Hütte verläßt, in der es zusammen mit den Menschen haust. Gewöhnlich aber wird das Vieh nachts auf dem Platz zwischen den Hütten des Gehöfts oder Dorfes gehalten. Bei manchen Stämmen befinden sich in den Gehöften außer Wohn- und Vorratshütten auch kleine Hüttchen für die Geister der Ahnen.



1. Flachdachhütten (Temben) in Streulage an den Berghängen, bergseitig in sie eingegraben, zwischen Hirsefeldern. Landschaft Iraku. (Phot. Ed. Oehler, Septbr. 1906.)

Die Hütten stehen entweder einzeln, oder es sind mehrere zu einem Gehöft oder viele zu einem Dorf vereinigt. Aber die siedlungsgeographisch so wichtige Frage Streusiedlung oder Dorfsiedlung ist deswegen nicht leicht zu beantworten, weil zwischen einem großen Gehöft aus mehreren Hütten und einem kleinen Weiler oder Dorf keine deutliche Grenze besteht. Oft bleibt in den Berichten unklar, ob man es mit zerstreuten Gehöften oder kleinen Dörfern zu tun hat. Das gilt namentlich im Gebiet der Temben, da das Wort Tembe vieldeutig gebraucht wird, sowohl für die einzelne Hütte als auch für ein aus solchen Hütten zusammengebautes Gehöft, ja für ein stattliches Dorf. So schreibt Hans Meyer (Ostafrika S. 188) von Uhehe: „Je nach der Größe der die Tembe bewohnenden Familie oder Sippe ist auch die Größe der Temben resp. Tembenkomplexe verschieden; es gibt deren mit Hunderten von Bewohnern . . . Eigentliche Dörfer gibt es nicht, sondern einzeln liegen die Temben auf den flachen Kuppen der Hügel."

Ausgesprochene Dorfsiedlung zeigt der ostafrikanische Küstenstrich, das Usambaragebirge und der größte Teil des Binnenhochlands von Ugogo bis an den Tanganjikasee, vorausgesetzt, daß wir Temben von hundert Einwohnern und kreisrunde, von Dornhecken umfriedete Weiler von etwa zwanzig Wohnhütten zu den Dörfern rechnen. Sie reicht östlich um den Viktoriasee herum bis ins Kisiihochland. In den östlichen Randgebirgen, Uhehe usw., dürfte Dorfsiedlung immerhin vorherrschen.

Streulage der Gehöfte herrscht ausschließlich im Zwischenseengebiet und reicht von da wohl nach Uganda hinein, wo wir allerdings etwas größere Gehöfte oder kleine Weiler antreffen. Im Küstenhinterland liegen mehr kleine Weiler als einzelne Gehöfte zerstreut, so daß es sich um einen Übergang zur Dorfsiedlung handelt. Wir finden die Streulage ferner in recht dicht bevölkerten Gebieten, am Nordende des Njassasees, in den Oasengebieten des Nordens, wie Kilimandjaro, Umbugwe, Iraku (Abb. 1), Issansu-Iramba, wo nur in wenigen Hauptplätzen die Temben zu Ortschaften zusammengebaut sind, ferner im Kikujuhochland der Kenjakolonie.

Diese Verteilung scheint mir mehr auf Anpassung als auf Stammeseigenart oder Kulturverwandtschaft zu beruhen. Sicherheit vor Feinden war das erste Erfordernis; es kann nur durch Zusammenschluß erreicht werden. Daher findet sich Streusiedlung der Einzelhäuser oder Gehöfte nur da, wo entweder versteckte Lage hinreichende Sicherheit bietet oder bei dichter Bevölkerung das Stammesgebiet, die politische Landschaft als Ganzes verteidigt werden kann. Im Zwischenseengebiet, wo die Bevölkerungsdichte weiter Landstrecken 50 Einwohner auf dem Quadratkilometer betragen mag, gibt es nur Einzelhöfe. Bei den Kikuju sind die Hütten der dicht bevölkerten Kulturlandschaft zwischen den Feldern zerstreut, ebenso die einzelnen Tembenhütten in Iraku (Abb. 1) und die Kuppel- oder Kegeldachhütten am Kilimandjaro, die in den Bananenpflanzungen versteckt liegen. Wo im Küstenhinterland von zerstreuten Weilern oder Gehöften berichtet wird, wie im Makondehochland, in Donde, in Upogoro, wird zugleich die versteckte Lage betont. Kleine Siedlungen können sich besser verstecken als große. Nur in den ziemlich dicht bevölkerten küstennahen Landschaften Usaramo und den Matumbibergen herrscht offene Streulage der Gehöfte.

Die beiden Hauptformen des Grundrisses der Siedlung sind die Kreisform und die Rechteckform. Die Kreisform gestattet, mit kürzester Einzäunung die größte Fläche zu umfassen und ist wohl die einfachste und ursprünglichste regelmäßige Form. Die Hütten, gleichgültig ob Rundhütten oder Temben, sind an der Innenseite der Einzäunung im Kreise aufgestellt, so daß in der Mitte Raum fürs Vieh bleibt. Dieser Grundriß findet sich ebenso bei den Kralen der Nomaden, der Massai und Tatoga, wie bei den Gehöften des Zwischenseegebiets, den kleinen Weilern des Küstenhinterlandes, den von Euphorbienhecken eingefriedigten Dörfchen in Unjamwesi.

Die Rechteckform ist immer mit rechteckigen Hütten, Küstenhütten, Scheunenhäusern oder Temben verknüpft. Sie hängt mit dem Aneinanderstellen der Hütten zusammen, wofür die Flachdachtembe das architektonisch bildsamste Motiv ist. Giebelhäuser kann man nur auf der Giebelseite aneinandersetzen, wodurch im Küstengebiet bisweilen Straßendörfer entstehen (vielleicht nur in Städten?). Die Tembe aber kann nicht nur unter einem Dach beliebige Größe erreichen, da das Dach im Gegensatz zum Giebeldach beliebig

breit gebaut werden kann, sondern es können auch die rechteckigen, oft quadratischen Häuser nach allen Seiten aneinandergesetzt werden. Hufeisenförmige Gehöfte aus Temben habe ich in Issansu gesehen. Größere Tembenkomplexe haben oft eine rechtwinklige Umwallung von aneinandergereihten Tembenhütten. Im Innern stehen dann oft noch parallele Tembenreihen, oder es sind auch Rundhütten innerhalb des Tembenrings zerstreut.

In größeren Rundhüttendörfern pflegen die Hütten meist ziemlich unregelmäßig durcheinander zu liegen.

Das Dorf ist oder war wenigstens in der Regel befestigt. Die Befestigung besteht oft einfach aus Einzäunungen, seien es lebendige Hecken von Euphorbien, wie fast überall im Binnenhochland, oder von Dracaenen wie am Kilimandjaro, seien es Verhaue von abgeschlagenen Dornbüschen, wie vielfach in den Trockenländern des abflußlosen Gebiets, seien es schließlich festere Knüppel- oder Pfahlzäune. Doch treten auch Wälle und trockene Gräben hinzu. Die Tore befestigt man besonders stark. Auch erschweren bisweilen besondere Vorrichtungen, wie Fallgruben, dem Feinde den Zugang. In der Landschaft Kahe südlich vom Kilimandjaro waren Bienenröhren über dem Tor in den Bäumen aufgehängt. Sie werden im Notfall herabgeworfen. Die Bienen übernehmen dann die gegen einen ziemlich nackten Feind recht wirksame Verteidigung.

Die Lage der ländlichen Siedlungen. Bei der Ortswahl für eine Siedlung stand vor der europäischen Herrschaft der Gesichtspunkt der Sicherheit gegen Feinde an erster Stelle. Wirtschaftliche Rücksichten, wie Nähe des Wassers und der Äcker mußten der Sicherheit gegenüber zurücktreten. Die meisten Orte haben daher eine ausgesprochene Schutzlage. In Gebirgsländern liegen die Dörfer gern auf Bergkuppen und -spornen, die freie Übersicht bieten und möglichst schwer zugänglich sind. In Usambara fand Baumann Dörfer, die auf zackigen Felszähnen lagen und zum Teil nur mit Leitern zugänglich waren. In dem mit felsigen Inselbergen übersäten Granitgebiet südlich vom Viktoriasee lehnen sich die Dörfer gern an diese Inselberge an oder verstecken sich zwischen deren mächtigen Felsblöcken.

Am Rovuma, am Rufidji und besonders am Panganifluß liegen die Orte auf Flußinseln oder innerhalb einer das Dorf fast ganz umschlingenden Flußwindung. Die Inseldörfer pflegen mit dem Flußufer durch einen Steg verbunden zu sein, dessen Balken nachts entfernt werden, so daß der Übergang gesperrt ist (Abb. 2).

Sehr oft wird der Schutz dadurch erreicht, daß man die Siedlungen möglichst unsichtbar versteckt. Auf der Makondehochfläche und bei den Donde im südlichen Küstenhinterland Deutsch-Ostafrikas und an vielen andern Stellen verbergen sich die Gehöfte und Weiler der Eingeborenen im dichtesten primären oder sekundären Busch. Die Wapogoro bauten, solange feindliche Überfälle zu befürchten waren, ihre Hütten in Felsspalten, die leicht zu verteidigen waren; die Dörfchen liegen zwischen Felsen versteckt. Am



2. Rundhüttendorf Kwa Lima auf einer Insel des Panganiflusses. Die Brücke aus Blattrippen der Raphiapalme wird nachts unterbrochen. (Phot. C. Uhlig, Juli 1904.)

Kilimandjaro sind die Hütten in den ausgedehnten Bananenpflanzungen versteckt, so daß man sie erst sieht, wenn man unmittelbar davor steht.

Das Vorhandensein von Wasser bestimmt die Besiedlung mehr im großen. Die größern Flüsse, Rovuma, Rufidji, Pangani, Tana, ziehen die Siedlungen an. Die reich bewässerten Landschaften des Zwischenseengebiets, die regenreichen Gebirgsoasen, die sich aus den Steppenlandschaften erheben, wie Kenia, Kilimandjaro, Meru, Usambara, Uluguru, sind dicht besiedelt. Doch liegen die Dörfer und Gehöfte in diesen Gegenden meist nicht unmittelbar am Bache, sondern gern auf den Hügelrücken zwischen den Bächen. Am Kenia und Kilimandjaro sind die Schluchten meist zu eng; im Zwischenseengebiet sind die Talsohlen versumpft. Das Binnenhochland, Groß-Unjamwesi, ist von zahlreichen Trockenbetten durchzogen, in deren Sand sich leicht das Wasser graben läßt. Auch da liegen die Ortschaften mit spärlichen Ausnahmen abseits vom Wasser auf den Bodenwellen zwischen den Bachbetten, sei es in Flächenlage, sei es, um der versteckten Lage an einem Inselberg teilhaftig zu werden. Die Karten von Deutsch-Ostafrika 1:300000, Gunzerts Karte von Ussukuma 1:150000 (Deutsches Kolonialblatt 1911, S. 20), von Prittwitz' Karte von Turu 1:100000 (Mitt. a. d. Deutschen Schutzgebieten 1911, Karte 4), Kohlschütters Karte von Ukinga (M. D. Sch. 21, 1908) und andere zeigen das sehr deutlich. Nach südwestafrikanischen Erfahrungen vermute ich, daß die Boden-

wellen wegen besserer Lüftung bevorzugt werden. In den Talmulden herrschen öfter brütende Hitze, nächtliche Kälte (Temperaturumkehr), mehr Fliegen und Mücken, mehr Fieber. Auch die Überschwemmungsgefahr mag eine Rolle spielen.

Dagegen bestimmt im abflußlosen Trockengebiet die Anordnung einzelner Bäche unmittelbar die Lage der Dörfer, die mit Bewässerung Ackerbau treiben, z. B. am Fuß des Paregebirges und an vielen Stellen des Ostafrikanischen Grabens. Um der geschützten Lage willen mußte man allerdings manchmal eine recht unbequeme Wasserversorgung in Kauf nehmen. So mußten einige Dörfer in Nord-Pare, die hoch im Gebirge liegen, täglich ihr Wasser von unten heraufholen.

Wir können demnach im Bereich des einst deutschen Ostafrika folgende Siedlungsgebiete unterscheiden:

1. Das gut bewässerte, gesunde Hochland des Zwischenseengebiets ist mit etwa 50 Menschen auf den Quadratkilometer ungewöhnlich dicht besiedelt. Die Gehöfte oder kleinen Weiler liegen an den Berghängen verstreut, von Bananenpflanzungen umgeben, die Kuppelhütten liegen im Kreise innerhalb einer Heckeneinfriedigung.

2. Das ganze Binnenhochland südlich des Viktoriasees mit Ausnahme seiner äußersten Ränder ist das Gebiet der rechteckigen Flachdachhütten, der Temben, die im allgemeinen zu Dörfern, meist mit rechteckigem Grundplan, zusammengefügt sind. Im Innern der Tembendörfer stehen oft Kegeldachhütten. Kreisförmig innerhalb einer Hecke angeordnete Dörfer und Weiler mit Temben oder Rundhütten herrschen in Ussukuma. Die Dörfer liegen fast ausnahmslos auf den Bodenwellen oder an Inselbergen zwischen den Bachläufen. Streusiedlung einzelner Tembenhütten findet sich in der Berglandschaft Iraku (Abb. 1), wo die Temben in den Berghang mehr oder weniger eingegraben sind.

3. Im abflußlosen Gebiet hausen die Massai- und Tatoganomaden in bodenvagen, kreisrunden Kralen.

4. Die reicher beregneten Gebirge der nördlichen Steppen bilden Oasen dichter Besiedlung. Namentlich die Südhänge des Kilimandjaro sind zwischen 1100 und 1900 m so dicht bewohnt – etwa 125 je Quadratkilometer –, daß Streusiedlung möglich ist.

5. Die Gebiete europäischer Farmen liegen in den gesunden Hochländern, so am Ostafrikanischen Graben um Nairobi, kleinere am Meru und in Uhehe.

6. Im Küstenhinterland herrscht die Kegeldachrundhütte, meist in Form kleiner, kreisförmig gebauter und versteckt gelegener Weiler bei weitem vor (Abb. 2).

7. Das rechteckige Giebeldachhaus mit Veranda, das die Dörfer des Küstenstrichs zusammensetzt, hat sich von da längs der Verkehrslinien auch ins Innere verbreitet. Es kommt fast überall vereinzelt und in Verkehrsorten häufig neben den einheimischen Typen vor. Das Küstenland ist zugleich das Hauptgebiet der europäischen Pflanzungen; auch sie erstrecken sich längs der Eisenbahnen weit in andere Gebiete hinein.



Die ländlichen Siedlungen in Siam

Von Wilhelm Credner

Mit 2 Zeichnungen und 3 Bildern

Die Landschaftsgliederung Hinterindiens ist von entscheidender Bedeutung für die Lagerung seiner Lebensformen. Diese Lebensformen des Menschen aber beeinflussen den Charakter seiner Siedlungen weitgehend. Es soll daher hier der Versuch gemacht werden, die Siedlungen nach Art, Lage und Form physiologisch funktional als Ausdruck dieser Lebensformen aufzufassen. In der Herausarbeitung der Zusammenhänge zwischen Lebensform und Siedlungsgestaltung scheint mir die geographisch wichtigste Aufgabe bei der Behandlung der Siedlungen zu liegen in einem Land wenigstens wie Siam, in dem das Fehlen von historischem Urkundenmaterial und historischen Karten eine entwicklungsgeschichtlich-physiologische Auffassung, wie sie etwa Pfeifer für die Siedlungen einer deutschen Landschaft durchgeführt hat[1], unmöglich macht.

Die wesentlichsten Tatsachen der Landschaftsgliederung Siams sind der Gegensatz von weiten Flußebenen und aus ihnen ansteigenden Gebirgen. Die weite Menamebene stellt einen großen einheitlichen Lebensraum dar. Das Gebirgsland im Norden mit seinen nord-südlich streichenden Gebirgsketten und den einzelnen in sie eingelassenen intramontanen Ebenen den zweiten; einen dritten die Ebenen der Halbinsel mit den aus ihnen ansteigenden Ketten und schließlich das Sandsteinplateau des Ostens mit seinen 150–200 m hohen weiten Flächen den vierten der großen Lebensräume. Menamebene und Koratplateau sind durch Einheitlichkeit, Nordsiamesisches Gebirgsland und Halbinselsiam durch starke Gegensätzlichkeit der Lebensbedingungen gekennzeichnet, wobei in der Halbinsel die Ebenen, im Norden dagegen die Gebirge vorherrschen[2].

Die landschaftliche Ausstattung dieser Lebensräume ist höchst verschieden. Die Überschwemmungsebenen aller Landschaften, vor allem aber die weite Menamebene sind ihrer ursprünglichen, kaum mehr rekonstruierbaren Vegetation beraubt, sind offenes Reiskulturland. Die Gebirge und Flußhügel in der Halbinsel bedeckt echter tropischer Regenwald. Wintertrockenkahler Monsunwald bekleidet die nordsiamesischen Gebirge, dazu im Nordwesten über etwa 800 m echter Nadelwald. Auf den weiten Flächen aber des Koratplateaus herrscht der schütterständige Monsuntrockenwald, der wie der echte Monsunwald auch in der Trockenzeit ohne Laub dasteht.

---

[1] G. Pfeifer, Das Siedlungsbild der Landschaft Angeln. Schriften der Baltischen Kommission. Bd. XIV. Kiel 1928.

[2] W. Credner, Grundzüge einer Gliederung Siams in seine Teillandschaften. Geogr. Zeitschr. 1930.

In diesen Lebensräumen hat sich nun ein buntes Gewirr von Völkern eingerichtet. Soweit sich die Einwanderungsgeschichte der hinterindischen Völker hat aufhellen lassen, scheint ihre vorherrschende Nord-Süd-Wanderung festzustehen. Nach ihren Sprachen lassen sich noch deutlich vier große Völkerwanderungswellen feststellen. Aus der gemäßigten Zone, aus dem Südosten Chinas und aus den Gebirgen im Wurzelgebiet der Halbinsel wandern die Völker nach Süden gegen die Tropen, bringen neues Kulturgut von Norden mit, vermischen sich mit schon älteren Bevölkerungselementen und wandeln sich auch selbst auf der Wanderung in ihren Lebensformen. Diese Wandlungen scheinen sich aber vor allem zu vollziehen in Anpassung an die Gegebenheiten der Lebensräume, so daß nicht so sehr die völkische Verschiedenheit als vielmehr die landschaftsbedingten Lebensformen im heutigen Lebensbild und damit auch im Siedlungsbild der hinterindischen Völker zum Ausdruck kommen.

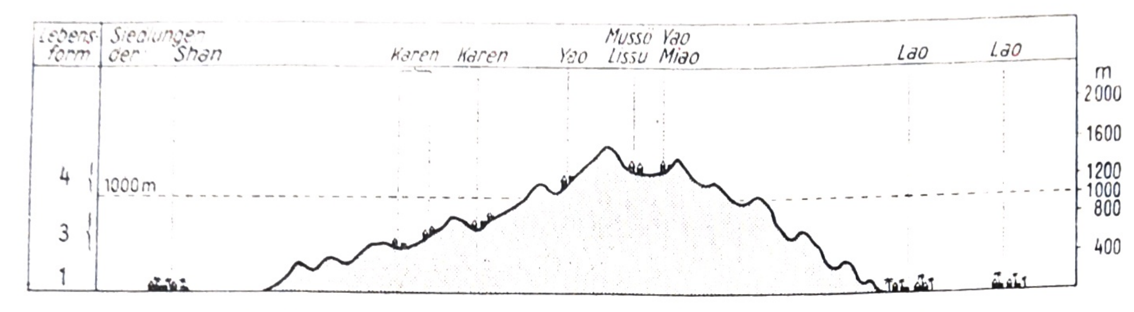
Fast die gesamte Bevölkerung Siams gehört zur mongoloiden Rasse. Vier große Sprachengruppen sind vertreten, und die Zahl[1] der verschiedenen Stämme und Völker beträgt allein in Siam 38, die sich in 12 größere Gruppen einordnen lassen. Bis auf zwei kleine Völkerrudimente, die negroiden Semang und die primitiv-malaiischen Tshaonam, stehen sie alle auf der Kulturstufe der Grabstockbau- und der Ackerbauvölker.

Völker und Kulturen

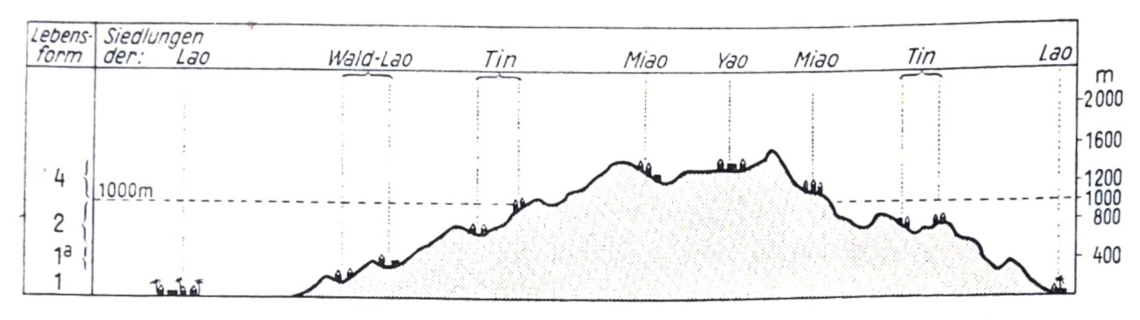
Rassengruppen	Sprachgruppen	Völker	Kulturen
Negroide		Semang	Sammlerkulturen
Mongoloide	Austronesier	Tshaonam (Orang Laut)	Sammlerkulturen
Mongoloide	Austronesier	Malaien	Grabstockbau- und Ackerbaukulturen
Mongoloide	Austroasiaten	Mon, Kmer u. Verwandte	Grabstockbau- und Ackerbaukulturen
Mongoloide	Austroasiaten	Lawa, Ka-Stämme	Grabstockbau- und Ackerbaukulturen
Mongoloide	Siamochinesen	Karen, Tai-Völker	Grabstockbau- und Ackerbaukulturen
Mongoloide	Siamochinesen	Miao, Yao	Grabstockbau- und Ackerbaukulturen
Mongoloide	Tibetoburmanen	Mussö (Lahu), Lissu	Grabstockbau- und Ackerbaukulturen

Sehen wir uns nun aber die Lebensformen näher an, so erkennen wir deutliche Anpassung an die Landschaftsgliederung. Unabhängig von ihrer Zugehörigkeit zu Sprachengruppen und Wanderungswellen lassen sich die Völker der Ebenen den Waldvölkern, die in den tieferen Lagen der bewaldeten Gebirge leben, und diese wieder den über 1000 m Höhe siedelnden Bergvölkern gegenüberstellen, wenn wir von den Nomaden des Urwaldes und der Küste absehen. Sie treten jeweils mit charakteristischen landschaftsbedingten Wirtschaftsformen auf und diesen entspricht jeweils eine besondere

[1] E. Seidenfaden in Siam, Nature and Industry, issued by the Ministry of Commerce and Communications. Bangkok 1930, S. 80ff.



1. Siedlungslagerung im Nordwesten Siams (schematisch)



1. Siedlungslagerung im Nordosten Siams (schematisch)

1. Völker der Ebenen (Reisackerbau, Büffel und Rind); 1a. Völker der Ebenen (in den Wald abgedrängt, Bergreis-Grabstockbau, untergeordnet Reisackerbau); 2. Ältere Waldvölker (Bergreis-Grabstockbau und Sammelwirtschaft); 3. Jüngere Waldvölker (Bergreis-Grabstockbau, vereinzelt auch Reisackerbau); 4. Bergvölker (Bergreis-Grabstockbau, Mohnbau, Pferdehaltung, vereinzelt auch Rinderzucht.

Siedlungsform. Ständige Dörfer haben allein die Reisackerbau (z. T. mit künstlicher Bewässerung) treibenden Völker der Ebenen. Ständige Weiler- und Einzelsiedlungen treten nur bei den erst in allerjüngster Zeit in den Wald eindringenden oder abgedrängten Waldlao in Erscheinung, die in kleinen Talweitungen der Gebirge noch Bewässerungsreisbau treiben, dazu aber auch schon zur Ergänzung an den benachbarten Hängen Bergreis bauen. Alle übrigen Waldvölker und Bergvölker treiben reinen Grabstock-Bergreisbau und wandern daher mit ihren Siedlungen. Dabei läßt sich für die Bergvölker ausnahmslos zeigen, daß der Grabstockbau eine Rückbildungsform ist von ursprünglich höher entwickeltem Ackerbau, den sie in ihren Herkunftsgebieten in Südchina treiben, während dies bei den Waldvölkern noch nicht eindeutig zu entscheiden ist.

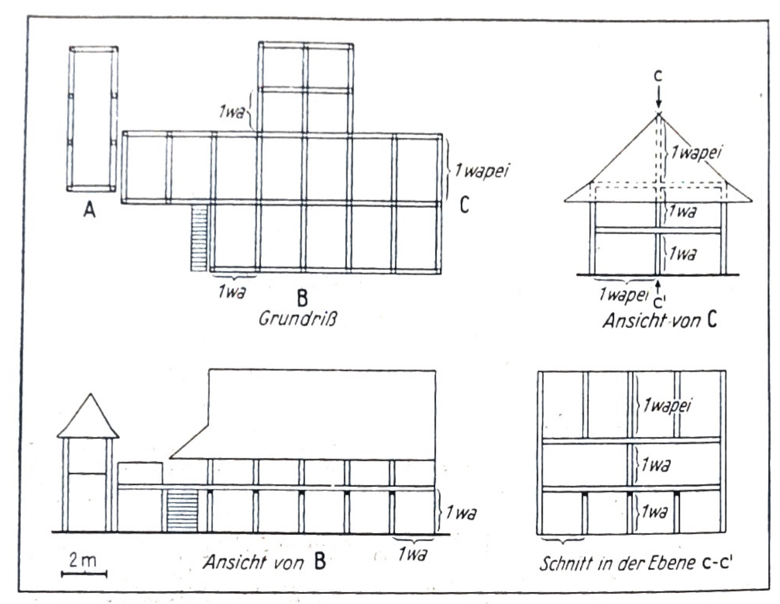
In all diesen Siedlungsformen tritt fast ausschließlich das Pfahlbauhaus auf, in fast immer derselben Grundform, variierend nur nach den Wirtschaftsverhältnissen. Nur bei den Bergvölkern, und auch da nur bei den aus dem chinesischen Kulturraum kommenden Miao und Yao, findet sich das auf ebener Erde stehende Haus, finden sich auch Stallungen für die Pferde neben den Wohn- und Vorratshäusern, während diese sonst der stets erträglichen Temperaturen wegen überall fehlen und das Vieh zwischen den Pfählen des Hauses und unter diesem Schutz gegen Regen und Sonne findet. Warum das Pfahlbauhaus die herrschende Hausform darstellt, ist eigentlich nur aus der nun einmal aus-

Lebensformen — Siedlungsformen

Lebensform	Wirtschaftsform	Siedlungsform	Hausform
Völker der Ebenen:			
Ältere: Mon, Kmer; Jüngere: Tai, Lao, Shan, Malaien	Reisackerbau	Ständige Dörfer	
Waldvölker:			
Ältere: Ka-Stämme	Bergreis-Grabstockbau und Sammelwirtschaft	Periodisch wandernde Kleindörfer	
Ältere: Lawa; Jüngere: Karen	Bergreis-Grabstockbau, zuweilen auch Reisackerbau	Periodisch wandernde Kleindörfer, seltener ständig	Pfahlbauhäuser
Jüngste: Wald-Lao	Reisackerbau u. Bergreis-Grabstockbau	Ständige Weiler- und Einzelsiedlung, seltener wandernd	
Bergvölker:			
Mussö (Lahu), Lissu	Bergreis-Grabstockbau, Mohnbau, Pferdehaltung	Periodisch wandernde Kleindörfer in über 1000 m Höhe	
Miao, Yao	dasselbe, zuweilen auch Viehzucht		Häuser auf ebener Erde
Sammelvölker:			
Semang, Ka Tong Luang	Sammel- und Jagdwirtschaft	Wandernde Windschirm- und Hüttengruppen	Windschirme u. Laubhütten
Tshaonam	Fischfang u. Sammelwirtschaft		

gebildeten Baugewohnheit zu erklären. Zweifellos gewährt diese Bauart eine Reihe von Vorteilen, wie Schutz gegen Bodennässe und Überschwemmung, Möglichkeit des Baues auch im Wasser und andererseits im Gelände mit steilem Hanggefäll, ohne dort größere Erdarbeiten zu erfordern, Sicherheit gegen das Kleingetier des Bodens, Ameisen und Schlangen, und gegen größeres Raubzeug, Tiger und Leopard, Schaffung eines regengeschützten Raumes für das Vieh u. ä.

Wie nun alle diese Lebensformen zueinander in Höhenstufen angeordnet sind, sei in zwei schematischen Profilen gezeigt, die die Verteilung der Völker der Ebenen, der Waldvölker und der fast ausschließlich nur über 1000 m Höhe siedelnden Bergvölker im Nordwesten und im Nordosten Siams klar zur



2. Bauplan eines Laobauernhauses in Nalei Luang. Nordost-Siam.

Darstellung bringen (Abb. 1).

Wir beginnen mit den Siedlungen der Ebenen, vor allem also der Lao und der Tai, die fast regelmäßig an Wasserläufe, an mäandrierende Flüsse, an Kanäle anknüpfen und in sehr verschiedener Größe, mit Häusergruppen von 10—50 Häusern auftreten. Sinnfälliger als die Häuser dieser Dörfer treten zunächst immer die sie umgebenden Nutz- und Fruchtbaumpflanzungen in Erscheinung, die Kokos- und Arekapalmen, die Bananen- und Papayastauden, Mango-, Durian-, Pumalo- und Orangenbäume, der Kapokbaum, Bambusgebüsche und Hibiskushecken. In der Masse von Grün verschwinden die Häuser fast ganz (Abb. 3).

Erst wenn man in das Innere dringt, liegen die fast immer unregelmäßig angeordneten Häuser vor einem. Das Ständerwerk aus Holz verschiedener Art, von Scorea, Pentacme, von Dipterocarpazeen, die Sparren, Wände, Fußböden aus gespaltenem und oft kunstvoll geflochtenem Bambus, das Dach gedeckt mit Reisstroh oder mit den breiten Blättern von Dipterocarpusarten. Fast immer tritt eine Dreiheit der Baulichkeiten auf, das Wohnhaus, das kleine Vorrats- und Gerätehaus und der Reisspeicher, alles verbunden durch eine Plattform, einen mit den übrigen Bauten auf Pfählen in die Höhe getragenen Hof (Abb. 3).

Die von mir mehrfach aufgenommenen Konstruktionen dieser Häuser zeigen eine außerordentliche Gleichförmigkeit. Immer wieder kehren die gleichen Maße wieder, 1 wa mit 1,80–2,00 m, der Länge der ausgestreckt gehaltenen Arme von Fingerspitze zu Fingerspitze entsprechend, 1 wasong, wo zu den ausgestreckten Armen noch eine halbe Armlänge, 1 wapei, wo eine ganze Armlänge von der Mitte der Brust gerechnet dazu kommt (Abb. 2).

Der Bau des Hauses wird in Gemeinschaftsarbeit vorgenommen. Will ein Mann im Dorf ein neues Haus bauen, so schickt er bei seinen Freunden und Verwandten herum und lädt zu einer Besprechung ein. Dann sitzt man rauchend und betelkauend zusammen; die Arbeit wird verteilt. Am festgesetzten Tag liegt dann das neue Holz für das Ständerwerk, der Bambus für Wände und sonstige Verwendung schon verarbeitungsbereit, und mit gemeinsamen Kräften



3. West-Siam, Ban-Mesod. Bauerngehöft mit Wohnhaus (nai hüen), kleines Gerätehaus (hüen noi) und Reisspeicher (lao kao), dazwischen die Plattform (djan), das ganze Gehöft gewissermaßen auf Pfählen in die Höhe getragen.

ist dann das immer wieder nach denselben Regeln gebaute Haus, dessen Größe nach der Anzahl der Ständer rechnet, binnen kurzem fix und fertig aufgestellt. Die Zeit für den Hausbau ist die Trockenzeit, etwa die Monate Januar und Februar, wenn die Reisernte eingebracht und der überschüssige Reis auch schon auf den Markt gefahren ist. Das Decken des Daches muß alle 2—3 Jahre erfolgen. Bei der Masse der benötigten Blätter stellt das keine geringe Arbeitsleistung dar.

Ein Blick in das Innere der Häuser zeigt, daß zunächst einmal alles Mobiliar fehlt. An einer der Wände befindet sich eine niedrige Herdstelle, ein niederer Tisch zum Aufstellen der Speisen lehnt an der Wand. In ein paar kleinen Abschlägen sind die Schlafmatratzen ausgebreitet; ein paar irdene Gefäße, geflochtene Körbe, manchmal eine kleine Truhe zum Aufbewahren besonderer Gegenstände, das ist die ganze Einrichtung; man sitzt und liegt auf dem Fußboden.

Neben dem Haus fehlt nie die Anlage zum Enthülsen des Reises, und allabendlich ertönt das Stampfen des Reishammers durch die Stille der Dörfer. Seltener wird heute schon der Webstuhl, auf denen die Frauen die selbstgebaute, selbstgesponnene und einst mit schönen Naturfarben selbstgefärbte Baumwolle zu einfachen, aber schönen Stoffen verarbeiten.

Auch auf dem trockneren Sandsteinplateau des östlichen Siam knüpfen die Siedlungen meist an die Wasserläufe an, die aber vielfach in der Trockenzeit versiegen. Hier fehlen schiffbare Wasseradern, und so wird der

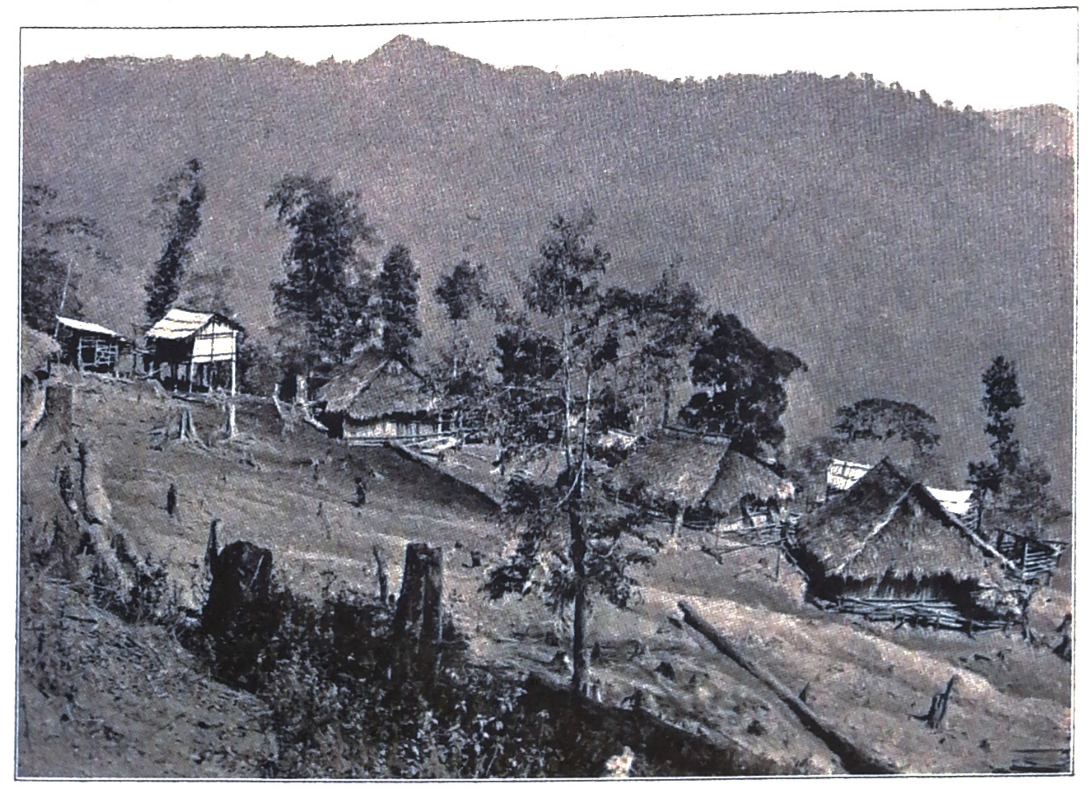
Ochsenkarren zum Träger des Verkehrs. Das Koratplateau ist Viehzuchtgebiet. Die Häuser sind daher regelmäßig mit Kralen umgeben, und unter dem Ständerwerk findet das Vieh Schutz gegen Sonne und Regen. Nie fehlen die mit kunstvollem Bambusgeflecht gedeckten Karren im Siedlungsbild, und um in der Trockenzeit genügend Wasser zum Tränken des Viehs zu haben, finden sich überall in der Landschaft in flachen Depressionen aufgestaut, z. T. aber auch tief ausgehoben, Weiher, die im Notfalle auch bei der Bewässerung der Reisfelder auszuhelfen haben. Hier in dieser für den Verkehr und für Kriegszüge durchgängigen Landschaft sind die Dörfer umwallt, offenbar nicht nur zur Einhegung des Viehs, sondern vor allem wohl in älteren Zeiten zur Verteidigung.

Überall im Bereich der Tai und Lao finden sich in den Dörfern oft mit bemerkenswertem Aufwand erbaute buddhistische Tempel, mit der Buddhastatue an der schmalen Rückwand der von schön geschwungenem Giebeldach gekrönten Halle. Vielfach liegen diese zur Zeit der Feste bunt belebten Tempelbezirke ein wenig abseits vom Dorf, unendlich malerisch unter prachtvollen alten Bäumen.

Das Leben in den Dörfern wird ganz durch den Kreislauf des landwirtschaftlichen Jahres bestimmt. Wenn die Monsunregen im Juni die Böden erweicht haben, werden meist dicht beim Dorf die kleinen Reissaatfelder angelegt. Während auf ihnen das leuchtend junge Grün sproßt, zieht der Wasserbüffel schon den Hakenpflug durch die zu bestellenden Felder. Den Juli über findet dann Feld für Feld das Auspflanzen statt. Da ist es den Tag über still im Dorf. Alt und jung, Männer, Frauen und Mädchen sind draußen beim Pflanzen. Dann kommt von Ende August ab die Zeit, wo die Felder unter Wasser stehen, wo die schwüle, feuchtheiße Luft alle schwerere Arbeit unerquicklich macht und man die langen Regentage über in den Hütten bleibt, die dann unter ihrem regendichten Stroh- oder Blätterdach den einzigen trockenen Raum darstellen inmitten der von Nässe triefenden, trüben, wolkenverhangenen Landschaft. Nur zur Kontrolle des Wasserstands auf den Feldern, zum Ausbessern der kleinen Reisfelddämme, und in regenarmen Jahren zur mühsamen Bewässerung mit kleinen, von Menschen getretenen Paternosterwerken müssen die Männer von Zeit zu Zeit hinaus aufs Feld und die Frauen zum Jäten des Unkrauts und zum Sammeln von allerlei Kräutern und von Kleingetier, die als Zukost zur eintönigen Reisnahrung genossen werden. Es ist die Zeit des Sommerregenschlafs des hinterindischen Bauern, die Zeit aber auch, wo man viel Fieberkranke in den Hütten findet, und wo sich die Leute im Norden des Landes, besonders an den feuchtkühlen Morgen, in Decken gehüllt ums schwelende Herdfeuer kauern. Sind dann die Regen im Oktober zu Ende, so lebt alles auf. Dann beginnt im November auch schon die Ernte der erstgepflanzten Felder, die wieder jung und alt hinausführt zur Arbeit. Bis in den Dezember dauern die Erntearbeiten an. Auf dem Feld oder nahe beim Hause treten dann die im Kreise herum getriebenen Wasserbüffel den Reis aus, und in Körben getragen wandert



4. Nordwest-Siam. Ban Mussö in 1700 m Höhe des Doi Akan, südwestlich von Muang Fang. Auf verkarstetem altem Talboden gelegenes Dorf der Mussö (Lahn), die Pfahlhäuser unregelmäßig um einen Dorfplatz gruppiert.



5. Nordost-Siam. Ban Nam Loa in etwa 1000 m Höhe. Dorf der Miao in scharf zertalter Landschaft auf einer Hangverflachung gelegen, mit den Häusern auf ebener Erde. Die kleinen, halboffenen Baulichkeiten sind Ställe für Ponys und Schweine.

der vorher noch zum Trocknen ausgebreitete gedroschene Reis in die Reisspeicher des Dorfes. Der Überschuß geht in Booten oder in Ochsenkarren zum nächsten Markt. Die Zeit des Verkehrs, des Reistransports, des Karawanenlebens auf den nun trockenen Winterwegen ist da, wo die Männer für lange Zeit fern vom Dorf im Transportgeschäft tätig sind. Jetzt ist auch die Zeit für den Hausbau gekommen, um Februar und März herum, damit das Haus zu Beginn der Regen unter Dach ist. Jetzt hört man aus den Dörfern zur Abendzeit die dumpfen Klänge der Tempelgongs ertönen, einladend zum Tempelfest, bei dem die Dörfer sich untereinander besuchen und persönliche Beziehungen verschiedenster Art gesponnen werden, was während der Regenzeit, in der die Dörfer wie Inseln in der überschwemmten weglosen Landschaft ohne Verbindung miteinander standen, unmöglich war.

Während in der Tiefenstufe des gesamten Landraums im Einklang mit der Einheitlichkeit der Landschaften über weite Räume gleichartige Verhältnisse herrschen, tritt im Gebirgsland nun eine Vielgestalt der Siedlungsformen auf. Auf Urwaldrodungen, die alljährlich verlegt werden, wird dort von den verschiedenen Völkern Bergreis gebaut. In den niederen Teilen der Gebirge finden sich zunächst Absprenglinge der Völker der Ebenen, die Wald-Lao. Ihre Siedlungen, die meist an ihre Bewässerungsfelder anknüpfen, sind stark reduziert, wenn auch Bauform und sonstiges Kulturgut dasselbe bleiben. Überwiegt bei ihnen der Bergreisbau, so beginnen sie auch schon mit ihren Siedlungen zu wandern, und so treten hier nun schon vielfach Wüstungen, Spuren einstiger Siedlungen auf, noch lange erkennbar an mitten im Urwald sich findenden Fruchtbaumpflanzungen. Diese Anlage von Baumpflanzungen ist charakteristisch für diese jüngsten in den Wald abgedrängten Gebirgsbewohner.

Sie fehlen nämlich allen älteren Formen der Grabstockbaukultur, bei den wohl zur großen Gruppe der Ka-Völker gehörigen Tin im Nordosten Siams ebenso wie bei den vielen Stämmen der Karen im Nordwesten. Da liegen die Häuser ohne jede Pflanzung auf der Waldrodung. Die Aussicht auf baldige Verlegung der Siedlung, in den höheren Lagen vielleicht auch die dort auftretenden niederen Temperaturen sind es wohl, die jeden Anbau tropischer Frucht- und Nutzbäume fehlen lassen. Hier sind die Hütten auch meist kleiner. Es fehlen alle Nebengebäude. Die Pfähle der Häuser sind nur niedrig, da bei fehlender Großtierhaltung die Nutzung des Raumes unter dem Haus als Stallung nicht in Frage kommt. Während die jung entstandenen Dörfer der Karen meist einen recht gepflegten, ordentlichen Eindruck machen, läßt man sie später, wenn ihre Verlegung nach einem Wohnturnus von etwa 15 Jahren näher heranrückt, oft völlig verfallen. Kleine Tempelhüttchen und Opferpfähle für den Geist des Dorfes und vielfältig verschiedene kleine Aufbauten aus Bambusstäbchen zur Abwehr böser Geister sind für die Siedlungen dieser fast ausschließlich animistischen Völker charakteristisch.

Eine Bereicherung der Lebensformen findet sich dann wieder in der Höhenstufe der Gebirge. Dort liegen in über 1000 m Höhe die wandernden Kleinsiedlungen der Bergvölker. In ihren Herkunftsgebieten sind diese, wie der Verfasser in Südchina feststellen konnte, echte Ackerbauern, sicher wenigstens Mussö und Lissu, vielfach auch Miao und Yao. Auf der Wanderung nach Süden in die Hochgebiete der Gebirge Hinterindiens haben sie von ihren vielen Anbaugewächsen nur den Bergreis beibehalten, daneben den Mohn, der ihnen das so hochgeschätzte Opium liefert, von ihren Haustieren nur Schwein und Pferd.

Die Siedlungen liegen meist auf Resten alter Talböden und auf Hangverflachungen in großer Höhe der Gebirge. Das eindrucksvollste Beispiel aus dem Nordwesten Siams bietet der Doi Akan südwestlich von Muang-Fang, wo sich auf engem Raum auf altem Talbodenrest in verkarsteter Kalklandschaft in 1700 m Höhe alle vier Bergvölker mit je einem Dorf innerhalb der letzten 20 Jahre nebeneinander angesiedelt haben. Sie haben kleine, umzäunte Gartenstückchen, bauen auf den Flächen um die Dörfer den Mohn und steigen zum Roden der Bergreisfelder an den Gebirgshängen herunter in tiefere Lagen.

Die Mussö und Lissu halten sich an die Pfahlhausbauweise; doch wird hier oben der kalten Nächte wegen schon solider gebaut (Abb. 4). Bretter dienen als Wände, können in der kühlen Jahreszeit mit Stroh und Moos abgedichtet werden. Geschützt gegen Raubzeug werden Pferde und Schweine unter dem Hause untergebracht. Wenn das Dorf verlegt wird, wandern die Bretter als wertvolles Baumaterial mit; und eine wichtige Funktion der Pferdehaltung besteht gerade in diesem Transport des Baumaterials von Ort zu Ort.

Ganz anders sehen die Siedlungen der Miao und Yao aus. Hier stehen die Häuser dem chinesischen Ursprungsland entsprechend auf ebener Erde (Abb. 5). Hier muß man für Pferde und Schweine auch besondere Stallungen bauen, da unter den Häusern ja kein Platz vorhanden ist. Die Kleintiere, Hühner und Ferkel, werden meist, zum Schutz gegen Raubzeug, im Wohnraum selbst gehalten. Hier im Innern der Häuser tritt einem aber mit dem gestampften Fußboden, mit Herd, Tisch und Bänken chinesisches Kulturgut entgegen.

Nicht nur in den Bergen des Nordens treten solche aus dem chinesischen Kulturbereich kommende Bauformen auf. Auch in der Tiefenstufe finden sie sich überall, wo Chinesen im Lande siedeln, in den Marktflecken, an den Eisenbahnstationen, an den Landstraßen, vor allem auch in der um den Markt von Bangkok herum entwickelten chinesischen Gartenbaulandschaft.

Dieser knappe Überblick über die Siedlungsformen in Siam zeigt, daß in der Baugewohnheit, im Auftreten des Pfahlbaues also, große Einheitlichkeit herrscht, daß die Verschiedenheit der Siedlungen weit weniger durch die Zugehörigkeit zu Rassengruppen und Völkern bedingt wird als durch die den verschiedenen Lebensräumen angepaßten Lebensformen der Völker.

Die ländlichen Siedlungen auf Sumatra

Von Karl Helbig

Mit 2 Bildern

Wenn wir außer von den wenigen Städten und Minen auch von den Plantagen und reinen Fischer- und Schifferniederlassungen an der Küste absehen, so haben wir es überall auf Sumatra mit Siedlungen zu tun, die mehr oder minder stark abhängig sind von der Anbaumöglichkeit des Hauptnahrungsgewächses: des Reises. Oberhalb der Reisgrenze, also oberhalb 1500 m, finden wir daher keine Eingeborenensiedlung mehr.

Man übt den Reisbau in Sumatra sowohl in Form der „Ladang-Wirtschaft", d. h. Trockenbau auf zeitlichen Feldern, als auch in Form der „Sawah-Wirtschaft", d. h. Terrassen-Dauer-Feldbau mit künstlicher Bewässerung. Daneben gibt es hier und da eine Zwischenform, den „Regen-Sawah-Bau", bei dem man zwar Dauerfelder anlegt, sie aber nicht künstlich bewässert, sondern sich allein auf die Niederschläge verläßt. – Der Ladangbau, gleichzusetzen mit „Brandwirtschaft", ist eine unwirtschaftliche, kultur- und siedlungsfeindliche Methode, die nur wenige Menschen zu ernähren vermag. Doch auch umgekehrt: wo nur wenige Menschen sind, ist nur Ladangbau möglich, weil die Anlage von Dauerfeldern nur mit Hilfe vieler Arbeitskräfte auszuführen ist. Wo viele Menschen beisammen und die Bedingungen für Dauerfeldbau günstig sind, wird man Sawahs anlegen und auch mit vielen Menschen sein Auskommen dabei finden. Denn Sawahbau ist eine durchaus wirtschaftliche, kultur- und siedlungsfördernde Methode, die viele Menschen ernähren kann. – Wir haben also ein Wechselverhältnis: Wirtschaftsform proportional der Bevölkerungsdichte, und umgekehrt: Bevölkerungsdichte proportional der Wirtschaftsform. Wir können aus der Dichteziffer daher die Wirtschaftsform ableiten. Die Durchschnitts-Dichtezahlen können dabei allerdings ein recht schiefes Bild geben.

Wir finden auf Sumatra auf Grund der geologischen, orographischen und vegetativen Beschaffenheit fünf verschiedene Landschaften. Wir haben 1. Alluviales Regenwald-Tiefland in breiter Zone an der Ostküste. Wir haben anschließend nach Westen 2. einen weniger breiten Gürtel tertiärer Sand- und Kalksteinhügel, die vorwiegend mit Savanne bedeckt sind. Das Innere Sumatras wird bis zur westlichen Steilküste hinüber eingenommen von 3. waldbedecktem prätertiärem Ketten- und Massenbergland, das von vulkanischen Landschaften durchsetzt ist. Diese letzteren können wir trennen in 4. Hochflächen der sauren Tuffe mit lichten Hoch- und Trockenwäldern oder Gesträuch- und Farnsteppe. Sie sind auf ein Gebiet von etwa 15000 qkm rings um den Tobasee, die sog. „Batak-Hochflächen" im Nordteil der Insel, beschränkt. Und schließlich 5. Kegelstöcke und Hochflächen der basischen Eruptiva, die mit Berg- und Mooswald bedeckt sind. – Die Wirtschaftsstufe und damit die Zahl und Art

der Siedlungen sind in diesen fünf Landschaften sehr verschieden. Das Regenwaldtiefland ist mit seinem Mangel an Gefälle, mit Fluß- und Meeresüberschwemmungen und mit schweren Sumpf- und Regenwäldern äußerst verkehrs- und siedlungsfeindlich. Die Bevölkerungsdichte beträgt 0–10 pro qkm. Die Siedlungen sind vorwiegend fest, weil es sich zur Hauptsache um Fischer und Schiffer handelt, die in erster Linie Rücksicht auf die Lage zum Fluß und nur nebensächlich Rücksicht auf den Feldbau zu nehmen haben. Der Sumpfgürtel unmittelbar an der Küste ist so gut wie menschenleer, namhafte Siedlungen beginnen erst mit zunehmender Festigkeit des Bodens, 30–80 km landein. – Im Bereich der europäischen Plantagenwirtschaft steigt die Besiedlung in manchen Unterabteilungen allerdings auf über 100 Seelen pro Quadratkilometer. – Der Savannengürtel ist keine natürliche Landschaft, sondern eine Folge extensivsten Raubbaues. Die tertiären Kalksteine sind für Landbau überhaupt nicht geeignet, die Sandsteine nach der Entwaldung gewöhnlich binnen 2–3 Jahren an der Grenze völliger Sterilität angelangt. Sawahbau und feste Siedlungen sind hier unmöglich, die Bevölkerung wechselt rasch ihre Wohnsitze. Sie ist überaus spärlich, zumal neben dem kümmerlichen Ladangbau kaum Vieh gehalten wird. Die Gebiete stehen überdies seit Jahren im Zeichen starker Abwanderung auf die östlich entstehenden Plantagen und Petroleumfelder. Die Durchschnitts- und Dichteziffern dürften höchstenfalls 10–20 betragen. – In dem prätertiären Ketten- und Massengebirge wird teils Ladangbau betrieben, teils an geeigneten Hängen und Tälern werden auch Sawahs angelegt. Steilheit der Hänge, Höhe über der Reisgrenze, schmale, oft von Überschwemmungen heimgesuchte Talsohlen verbieten vielfach den Sawahbau, wenn auch die Böden gut sind, denn meist handelt es sich um Schiefer. Diese Gebirge werden ihres schwierigen Geländes wegen oder auf Grund animistischer Bedenken nur ungern aufgesucht. Die Siedlungsdichte ist also nur mäßig. Bei stärkerer Bevölkerung wäre jedoch noch an vielen Plätzen Sawahbau möglich.– Die Ladangwirtschaft in diesen Gebirgen ist kein absoluter Raubbau. Guter Boden und reicher Niederschlag lassen den abgebranntem Wald sich stets erneuern (sofern es sich nicht um prätertiäre Kalke handelt), so daß er nach einer gewissen Zahl von Jahren aufs neue gebrannt werden kann. Es handelt sich also nur um einen unwirtschaftlichen ,,Brache-Bau". Die Siedlungen sind halbfest, sie wandern in einem bestimmten Bezirk und nur, um die Entfernung zu den jeweiligen Ladangs zu verkürzen. Wo das Gelände günstig ist und auch größere Entfernungen ohne große Schwierigkeiten zurückgelegt werden können, wandern sie vielleicht auch nie. – Dieser letztere Fall tritt häufig ein bei den Siedlungen der steppenbedeckten Tuffhochflächen. Auf ihnen ist Ladangbau die einzig mögliche Wirtschaftsform, weil die große Durchlässigkeit des senkrecht struierten Tuffes jegliche Bewässerung ausschließt. Auf den Steppenflächen sind selbst große Entfernungen zu weit entlegenen Ladangs

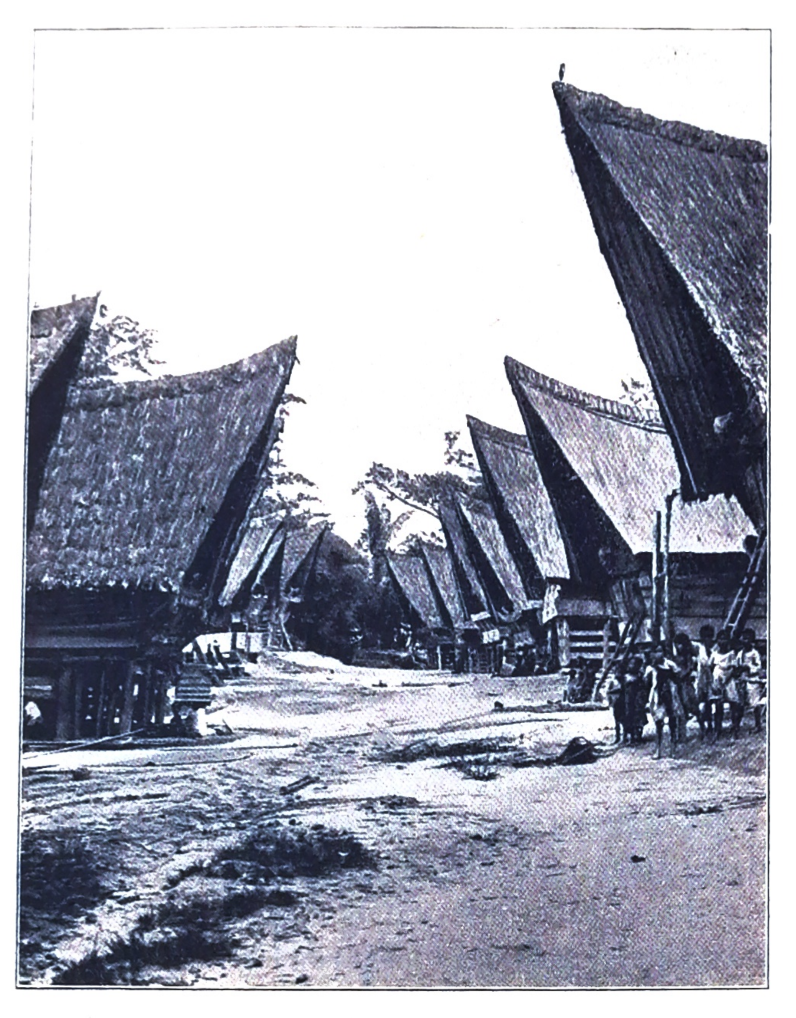
leicht zu überwinden. Die Ladangsiedlung der Hochfläche ist daher meistens fest, und ganz besonders dann, wenn neben dem Ladangbau auf der Hochfläche Sawahbau auf den Sohlen geeigneter Flußschluchten getrieben wird. In manchen Teilen der Batak-Hochflächen am Tobasee sind diese beiden Methoden des Reisbaues nebeneinander zu finden, und die Siedlungsdichte ist dort mindestens doppelt so hoch als bei reinem Ladangbau. – Wo breite Alluvialtäler, oder wie am Tobasee eine alluviale Uferniederung in die Tuffhochflächen eingesenkt ist, herrscht seit alters der Sawahbau mit festen Siedlungen ausschließlich vor. Die Volksdichte steigt hier sprungartig in die Höhe. – Sawahbau finden wir schließlich in höchster Vollendung in den Landschaften der basischen Eruptiva. Die Böden sind dort allenthalben gut und nicht durchlässig wie die sauren, quarzreichen Tuffe der Batak-Hochflächen; das Gelände ist überall für Anlage von Sawahs mit künstlicher Bewässerung brauchbar. Diese Gebiete kennen nur feste Siedlungen und tragen die höchsten Bevölkerungsziffern von ganz Sumatra. Die Provinz „Westküste", die z. T. von solchen Vulkanlandschaften gebildet wird, steht an erster Stelle mit 38,7 pro qkm. Das sind vergleichsweise 7mal mehr als in der absoluten Tieflandsprovinz Djambi und sogar 12mal mehr als in Bengkalis. Auf manchen Vulkansockeln und -abdachungen mögen zwei-, drei-, vierhundert und vielleicht noch mehr Menschen auf dem Quadratkilometer ihr Auskommen finden. Gut durchdachte Erfindungen, wie Schöpfräder, Wasserstampfmühlen, mechanische Vogelscheuchen, sowie die Verwendung von Abfall- und Kompostdünger usw. beweisen, daß man sich hier seit alters intensiv mit dem Reisbau beschäftigt hat. – Wir haben also auf Sumatra die Feststellung zu machen, daß das eigentliche tropische Tiefland viel schwächer besiedelt ist und auf niederer Wirtschaftsform steht, als die weniger tropischen Höhenstufen.

Die Dauersiedlungen des Tieflandes ziehen sich, umgeben von Fruchtbäumen, in lose gefügter, langer Reihe auf den Dammufern der größeren Flüsse entlang, oder aber sie liegen in kleinen Gruppen oder auch einzeln an Nebencreeks. – Wo außerhalb des Bereichs der großen Überschwemmungen der Boden fester wird, und man die schmalen Dammufer verlassen kann, wachsen die Siedlungen zu Haufen- und Straßendörfern in nächster Nähe der Flüsse aus. – Beim extensiven Ladangbau ist eigentlich die Einzelsiedlung das gegebene. Wenn wir sie nicht allzu oft finden, so liegt das am Geselligkeitstrieb des Malaien, oder an der animistischen Furcht des Heiden. Beim Batak, dem typischen Vertreter des Heidentums auf Sumatra, werden wir so gut wie niemals auf eine alleinstehende Hütte stoßen, beim Malaien jedoch hin und wieder. Die Ladang-Einzelsiedlung liegt inmitten einer jungen Rodung, auf der zunächst alle nötigen Nahrungs- und Genußgewächse durcheinander angebaut werden. Erst mit den Jahren nimmt man eine Trennung vor. Die Siedlung ist ungeschützt, weil der Urwald ringsum Schutz genug bietet und man sich als

einzelner doch kaum wehren könnte. Allenfalls wird sie der Tiger- und Schlangengefahr halber besonders hoch gepfählt. – Die nächste Stufe ist das Ladang-Dorf. Es ist niemals groß, zehn Häuser ist schon viel. Es steht auf einer natürlichen oder künstlichen Urwaldlichtung in der Nähe eines Flusses oder einer Dauerquelle und ist ebenfalls ungeschützt. In den Kettengebirgen liegt es am Grunde der kanalartig eingesenkten Kerbrinnen oberhalb der Überschwemmungszone, während sich die Ladangs zu beiden Seiten an den Steilhängen hinaufziehen. Es kann vorkommen, daß man es zur Erntezeit verläßt und in Feldhütten zieht, wenn die Ladangs allzu weit abrücken. – Im Urwald ist es nur schwer zu finden, und auch in der Savanne legt man es mit Vorliebe in der Waldinsel einer Grundwassersenke oder im Galeriewaldsaum der Steppenflüsse an. – In den Tuffhochflächen liegt es, der Hochwasser- und Einsturzgefahr wegen, niemals am Grunde der Flußschluchten, sondern umgeben von Wällen und Zäunen stets am oberen Rande auf der freien Fläche, so daß die Herbeischaffung des Wassers aus der Tiefe der Schluchten oft erhebliche Schwierigkeiten bereitet. – In den reinen Sawahgebieten wird man nur ungern das Kampong an einen Platz bauen, der eigentlich eine Sawah tragen könnte; und auch mitten in den Sawahs wird man nicht gern wohnen, weil es dort niemals reines Wasser gibt, gewöhnlich aber recht viel Mücken. – Wo in Tälern Sawahbau betrieben wird, legt man die Siedlung an den Talrand oder auf etwaige Vorzeitterrassen, gegebenenfalls auch auf den Sporn eines Nebentales. – Bei Sawahbau an Berghängen liegt das Kampong meist oberhalb der Felder, weil dort das Wasser weniger verunreinigt ist als unten, nachdem es über die Felder geflossen ist.

Die verschiedenen Landschaften und verschiedenen Wirtschaftsformen Sumatras, die Dichte der Siedlungen und ihre allgemeine Lage haben wir betrachtet, und wir können uns nunmehr dem Grund- und Aufriß der einzelnen Siedlungen selbst zuwenden.

Da wir schon bei dem alten Volk der Batak als Grundform feste Dörfer mit schweren, massigen Holzhäusern finden, hat die Ansicht Berechtigung, der nasse Reisbau sei die primäre Wirtschaftsform auf Sumatra gewesen und der Ladangbau erst sekundär als Verlustform aufgetreten. Diese interessante Frage kann hier nicht geprüft werden. Tatsache ist, daß, soweit wir zurücksehen können, bei den Batak und allen anderen Völkern Sumatras, mit Ausnahme der jüngsten Küstenmalaien und Primitiven, das feste, sorgfältig erbaute Haus bekannt war. Als Grundform handelt es sich dabei um das an Hinterindien erinnernde gepfählte „Ziergiebelhaus mit Büffelhornspitze", wie Krämer es nennt (Krämer: Völkerkundlicher Atlas, Indonesien), und wie es beim Batak zu finden ist. Es ist aus schweren Hölzern hergestellt, mit Idjuk, das ist Zuckerpalmfaser, gedeckt, beschnitzt und mit Naturfarben bemalt. Es ist eine echte Geburt des Animismus, denn es ist dicht verschlossen zum Schutz gegen alle



1. Dorf der Toba-Batak.

gefährlichen Einflüsse. Nur eine, wie bei den Toba, bzw. zwei Türen, wie bei den Karo, führen, meist von unten her, an den Giebelseiten in sein stockdunkles Innere, das mehrere Feuerstellen besitzt und mehreren, bis zu acht Familien, als dauernder Aufenthalt dient. Auch die Schnitzereien und Malereien an seinen Außenwänden dienen teilweise dem Zweck der Abwehr von Krankheitsgeistern oder sind Fruchtbarkeitszauber. – Außer den Wohnhäusern sind offene Fremden- und Versammlungshäuser vorhanden; auch gemeinschaftliche Arbeiten der Männer oder Frauen werden darin vorgenommen, und in ihrem geschlossenen Oberbau dienen sie als Reisscheune. Sie haben keine Wände; man gewährt dem Fremden wohl ein Dach über dem Kopf, hindert ihn aus Mißtrauen aber daran, sich den Blicken der Dorfbewohner zu entziehen. Unter den Häusern finden die Stallungen Platz, vor oder neben ihnen werden mancherlei Hausarbeiten und Handwerke ausgeführt. – Bei den Toba-Batak stehen die Häuser mit dem Giebel zur Straße in einfacher oder meist in Doppelreihe, also in Gassenform, eng nebeneinander (Abb. 1). Der Platz vor bzw. zwischen ihnen ist geräumig, man braucht ihn zum Trocknen der Reiskörner, zu Tanz und Opferhandlungen und zu mancherlei Arbeiten. – Bei den Karo-Batak stehen die Häuser meist im Kreis um einen Platz herum. – Die Lage der Dörfer ist im allgemeinen wohl abhängig von Gelände, Wasser und Schutzmöglichkeiten. Aber daß gerade dieses Kampong ausgerechnet an dieser bestimmten Stelle steht, ist nicht willkürlich oder zufällig, sondern hat beim heidnischen Volk der Batak animistische Grundlagen. Himmelsrichtung, Platz und Gründungstag eines neuen Dorfes werden durch Orakel festgelegt und stehen (bei den Toba)

in engstem Zusammenhange mit dem jeweiligen Stande des Geistes „Pane“: des Wetterleuchtens. Auch die Lage des Dorfeinganges sowie die Stellung der Häuser richtet sich nach ihm, und zwar müssen sie stets dem „Pane“ abgekehrt sein. Darum finden wir keine einheitliche Richtung der Giebel in den verschiedenen Dörfern. Oft sind diese auch einem „Sombaon“, einem heiligen Geisterplatz zugekehrt. Im übrigen stehen die Häuser der sumatranischen Dörfer wie in vielen Tropenländern so, daß sie möglichst wenig der prallsten Sonne ausgesetzt sind. – Die Umwallung des Dorfes war ursprünglich gegen Feinde gedacht, da sich die Batak in ewigem Kleinkrieg und Raubüberfällen bewegten. Diese Zustände wurden begünstigt durch die Tatsache, daß die Dörfer ursprünglich wohl Sippendörfer waren, die den Wunsch hatten, sich möglichst zu isolieren. Das ist zum schroffen Partikularismus ausgeartet, der fast jedes Kampong zur eigenen kleinen Republik machte. – Die Gesinnung aller malaiischen Bergvölker ist wohl von altersher republikanisch gewesen. Auch der gemeinsame Landbesitz der Sippe spricht dafür und schließlich der Umstand, daß politische Macht oder persönliche Bedeutung eines Führers kaum Einfluß auf die Größe eines Dorfes gehabt haben. Die Kampongs der höchsten Stammeshäupter bestehen oft nur aus zwei oder drei Häusern. Maßgebend für die Größe eines Bergdorfes sind lediglich die Wirtschaftsform und der Wohlstand; auch die Verkehrslage hat ursprünglich keinen Einfluß darauf.

Derartige Großfamilienhäuser finden oder fanden sich ebenfalls sowohl bei den Atjeh und Gajo im Norden als auch bei den Lampong im Süden, waren also über die gesamte Insel vertreten, in höchster Vollendung bei den stark hindujavanisch beeinflußten Menangkabauern in Zentralsumatra. Nur in der Verteilung seines Innenraumes, in der Form und Anordnung kommen Abweichungen vor. Auch Grundriß und Größe der Kampongs unterliegen Abänderungen und nähern sich, je weiter zur Küste, um so mehr der eigentlichen „malaiischen“ Form. – Betrachten wir die Übergänge einmal bei den Toba-Batak, deren Verbreitungsgebiet sich ja vom zentralsten Hochland bis in die malaiische Küstenzone erstreckt. Je weiter wir uns vom Stammland und den reichen Sawahlandschaften entfernen, um so tiefer sinkt das Kampong. Wohl bewahrt es in der Nähe des Stammlandes noch als Grundriß die Gassenform, aber der Aufriß erreicht nicht mehr jene künstlerisch hochwertige Ausgestaltung des Mutterkampongs. Wir haben es ja außerhalb der Sawahlandschaften mit Kolonisten zu tun, die nach und nach aus dem Kernlande abwandern, und die weder Überfluß an Arbeitskräften noch an Geldmitteln haben. Man greift zu geringwertigerem Material: Bambu, Baumrinde, Knütteln und verfertigt die Dächer aus dem leicht zu beschaffenden Alanggras. – Je weiter die Siedler ziehen, je mehr der Ladangbau und damit das wandernde Kampong zur Geltung kommt, um so geringer wird die Zahl der jeweilig beisammen wohnenden Menschen; um so weniger Wert wird auf die Gestaltung des Hauses und die



2. Malaiisches Kampong an der Ostküste.

Sicherung des Kampongs gelegt. Zuweilen fügt man die einzelnen Hütten der Einfachheit halber aneinander und spart dadurch Material und Arbeit. Nur dort, wo die natürlichen Bedingungen ein längeres Verweilen der Ladangsiedlung am selben Platze zulassen, wird ein wenig mehr Sorgfalt darauf verwandt. Doch das Material bleibt auch hier leichter Art. – Wo der malaiische Einfluß beginnt – und das ist schon unmittelbar vor den Toren des innersten Stammlandes – wird künstlerischer Sinn durch praktische und ungezwungene Ausgestaltung verdrängt. Das Haus wird zum Rechteck- oder Kastenbau mit angebautem Küchenhäuschen und ist meist nur von einer Familie bewohnt. Das Satteldach weicht dem vier- oder zweiflächigen Giebeldach. Höchstens im Versammlungshaus erinnert man sich noch an die heimische Art. Es verliert aber doch seine Nutzung als Reisspeicher. Jede Familie bewahrt ihre Vorräte im eigenen Hause. Ein Fremdenhaus, sei es noch so einfach, ist aber auch in jedem nennenswerten malaiischen Kampong zu finden. – Der Hauseingang rückt beim Malaien von der Giebel- auf die Traufenseite; die Anordnung der Häuser wird loser, der Baumbestand zwischen ihnen nimmt zu, selbst Zierbüsche, Blumen und Ruhebänke werden eingefügt; und schließlich nimmt das Kampong gartenartigen Charakter an: wir haben die echte malaiische Siedlung erreicht (Abb. 2). Sauberkeit ist ihr Merkmal. Musterartig verflochtene Bambuwände herrschen in den festen Siedlungen vor; Eintritt von Licht und Luft ist den Häusern durch Fensterluken gestattet. Weit auseinandergerückt ist das

Dorf, es besitzt Haupt- und Nebenwege; gewöhnlich an einem kleinen Platz neben einer Quelle, einem Fluß oder Teich liegt das Gebethaus. – Das Dorf ist nicht geschützt, sondern offen, denn der Malaie ist von Natur gesellig und verträglich und isoliert sich nicht wie der Bergbewohner. Er kennt daher weder Dorffehden noch Partikularismus. Er hat sich von Stamm- oder Sippenzwang weitgehend frei gemacht und lebt nur sich und seiner Familie. Nur so war es aber auch möglich, daß er in die Abhängigkeit von politischen Fürsten, in diesem Falle von Sultanen geriet. Wäre er ein stammverbundener Republikaner wie der Bergbewohner, würde er wohl Gefolgsmann, niemals aber tributpflichtiger Untertan geworden sein. – Immerhin: auf seinem Eigentum ist er sein eigener unumschränkter Herr und kann es sich nach Belieben gestalten.– In der malaiischen Zone finden wir nun auch reine Verkehrssiedlungen, die dem Batak von Haus aus völlig fremd sind. Die weltgewandte Überlegenheit des Malaien trieb ihn in früheren Zeiten dazu, zwangsmäßige Zollplätze dort anzulegen, wo die Bergbewohner auf ihren Handelszügen zum Tiefland das Gebirge verließen, Flüsse überkreuzten oder an ähnlichen Stellen. Mancher Markt- und Umschlagsplatz ist aus solchen Sperrplätzen entstanden. Heutzutage beginnt die Verkehrssiedlung in Gestalt eines einzelnen Rast- und Übernachtungshauses, das abhängig von bestimmten Wegstrecken und von gutem und reichlichem Trinkwasser, aber unabhängig vom Reisbau ist, da es seine Nahrungsmittel jederzeit von den durchreisenden Händlern und Fuhrleuten beziehen kann oder sie sich in der modernen Gegenwart mit dem Auto kommen läßt.

Es bleibt noch, den Einfluß des Europäers auf die Eingeborenensiedlung zu prüfen. Er ist sehr wesentlich. Nicht nur, daß im Bereich der Mission die Kirche mit ins Dorfbild gerückt ist, sondern auch die Anlage des Dorfes und der Bau des Wohnhauses haben sich geändert. Verschanzte Festungsdörfer sind nirgends mehr nötig. Offen liegen die Kampongs selbst in der freien Steppe. Wo doch noch auch bei jungen Siedlungen Wälle aufgeworfen werden, sollen sie keine Überfälle mehr abwehren, sondern nur das frei weidende Vieh. Zu diesem Zweck brauchen sie statt mit Bambu nur noch mit Zitronellagras bepflanzt zu werden, dessen scharfer Geruch die Tiere abstößt, selbst den Tiger. Wert auf Einheitlichkeit wird nicht mehr gelegt, Neubauten werden nach neuen Methoden ausgeführt. Alte künstlerische, allerprimitivste und neue praktische Formen finden sich nebeneinander. Das Wellblech erobert sich unter allen Dachbedeckungen den führenden Platz. Während der Batak mit der Anwendung des Wellbleches seine alte Architektur völlig verliert, versteht demgegenüber der Menangkabauer es mit der gleichen Kunstfertigkeit zu verwenden wie Holz und Idjuk. Durch das Wellblech sind auch die Holzschindeln erledigt, die man für eine kurze Spanne vom Europäer entlehnt hatte. – Animistische Bedenken bei der Anlage scheiden völlig aus, dagegen tritt in den Grenzgebieten der Konfessionen eine räumliche Scheidung der Christen und Mohammedaner in

gesonderte Dorfabteilungen bzw. in ganz gesonderte Dörfer ein. Auch die durch die Regierung freigekauften Sklaven konzentrieren sich in besonderen Abteilungen (Angkola und Sipirok!). Soziale Unterschiede sind mit der Übernahme der reinen Geldwirtschaft eingezogen und werden durch Gestaltung und Ausstattung des Hauses zum Ausdruck gebracht. Das saubere, wellblechgedeckte Holzhäuschen ist das Ideal des strebsamen Eingeborenen in den Sawah-, Markt- und Verkehrssiedlungen, und es wird langsam der ländlichen Siedlung nicht nur Sumatras sondern ganz Insulindes den Charakter geben. Auch sein Inneres entspricht mehr den Anforderungen moderner Hygiene, da Fensterluken für Durchlüftung sorgen und der Sinn für Reinlichkeit durch Mission und Schulerziehung geweckt ist – Schulen, Verwaltungskontore, Beamtenwohnungen, Polikliniken gehören schon als Selbstverständlichkeit zu vielen Dörfern.

Werfen wir zum Schluß noch einen kurzen Blick auf die reinen Fremdsiedlungen: Die Plantage ist die Großform der Landwirtschaft auf Sumatra. In Bezug auf die Siedlungsweise ihrer Arbeiter wandte sie früher mit dem „pondok“, der „Kulikaserne“, allerdings eine Methode an, die nicht gerade „ländlich“ anzusprechen ist. Erst in jüngerer Zeit schafft sie unter dem Druck der Regierung und der Volksvertretung für ihre Arbeiter kleine Eigenheime, die zwar auffällige Fremdformen bleiben, aber doch mit der landwirtschaftlichen Bestimmung der Plantage besser harmonieren als die nüchterne Massenkaserne. – Die Niederlassungen der europäischen Plantagenangestellten sind stets „ländliche“ Villensitze gewesen. – Die zahlreichen kleinen Chinesenhandelsplätze, die in der Nähe der Plantagen entstanden und noch dauernd entstehen, können ebenfalls, solange sie noch als kurze Häuserreihe in halber Wildnis stehen, zu den „ländlichen“ Siedlungen gerechnet werden; trotzdem ihre eng aneinander geschlossenen Etagenhäuser aus Holz und Wellblech typische „städtische“ Kleinformen sind. – Und solange auch noch die wirklichen „Städte“ Sumatras zum übergroßen Teile aus Villen, Gartenstraßen und Palmengärten bestehen, können wir unbedenklich die Behauptung aufstellen, daß die „Siedlungsgeographie Sumatras“ eine Geographie der „ländlichen“ Siedlungen ist.

Die Dörfer im Innern Neuguineas

Von Walter Behrmann

Mit 8 Zeichnungen vom Verfasser und 1 Karte

Die große Insel Neuguinea liegt im feuchtesten Tropenklima. Die gewaltigen Niederschläge und die große Luftfeuchtigkeit haben die üppigste Vegetation hervorgebracht. Die Gebirge sind mit Urwald bedeckt, der in 1000 m Höhe in den triefenden, moosbedeckten Nebelwald übergeht. Erst in etwa 2800 m Höhe wird der Urwald von Rhododendrongebüsch und endlich von alpinen Matten abgelöst. Während des Nordsommers trifft der Monsun die Küsten; wo er zum Aufsteigen gezwungen ist, fallen besonders große Regenmengen. Aber auch während der sog. Trockenzeit wiederholen sich Nacht für Nacht die Regengüsse. Die Flüsse und Bäche führen daher dauernd große Wassermengen. Im Nordsommer steigen sie über ihre Ufer und überschwemmen das niedrige Land auf weite Entfernungen. Die Flüsse sind darum im Unterlauf von Sümpfen begleitet. Bei der tiefgründigen chemischen Verwitterung des Bodens infolge der ständig hohen Wärme bei geringer Temperaturschwankung kann der Regen eine starke Abspülung der Berghänge bewirken. Trotz des Urwaldkleides kommt es zu subsilvinem Bodenfluß. Die Gebirgsflüsse sind ständig gelb lehmig gefärbt wegen der vielen Sedimente, sie führen viel Treibholz und schwimmende Inseln. Das Land wächst an den Flüssen schnell ins Meer, Mangrove hilft an dem Vorschieben der Deltas. Die seitlichen Sümpfe sind Grassümpfe mit schwimmender, stark verfilzter Vegetationsdecke oder Schilf- und Zuckerrohrsümpfe. Wo das Land etwas ansteigt, schieben sich zwischen Sumpf und Urwald die ausgedehnten, wertvollen Sagosümpfe ein. Nur im Regenschatten des Nordgebirges und des Zentralgebirges ist die Feuchtigkeit geringer und reicht der Niederschlag nicht aus, ein Urwaldkleid entstehen zu lassen. Nur hier finden wir die weiten Grasflächen des für wirtschaftliche Zwecke unverwendbaren Alang-Alanggrases.

Die Eingeborenen Neuguineas stehen vollkommen unter Naturzwang. Ihre Kulturstufe ist so niedrig, daß sie sich in keiner Weise zur Beherrschung der Natur aufgeschwungen haben. Man charakterisiert ihre Kulturstufe häufig als Steinzeit, weil sie noch kein Metall kennen und geschliffene Steine zu ihren Äxten, Keulen und Sagostampfern verwenden. Man würde aber besser die Kulturstufe mit Holzzeit charakterisieren. Da in ihrem materiellen Besitz die Verwendung des Holzes in seiner verschiedensten Form als Weichholz, Hartholz, Palmenholz, Lianen oder sonstige Produkte der Vegetation, wie Palmenblätter, Kokosschalen, Bast von Rinden und Fasern von Gras eine ausschlaggebende Rolle spielen. Wenn auch an der Küste durch die junge Kolonisation Eisen und Stahl verbreitet ist, so steht selbst in diesen Gebieten durch die

Tradition die Wirtschaft der Eingeborenen noch völlig auf den Schultern der Vorfahren, sie können nur leichter durch den Besitz des Eisens das Holz bearbeiten. Sie haben aber keine neuen, eigenen Erfindungen oder Fortschritte gemacht.

Man würde aber völlig fehlgehen, wenn man wegen dieser Kulturstufe der Holzzeit die Eingeborenen Neuguineas als gleichartig in ihrer Kultur hinstellen wollte. Nur an der ganzen Küste sind durch Fischfang auf dem Meere und Anbau der Kokosnüsse ähnliche kulturelle Verhältnisse entstanden. Im Innern der Insel aber haben die einzelnen Stämme, durch unpassierbaren Urwald und Sümpfe voneinander getrennt, eine eigene, lange Entwicklungsreihe durchlaufen. Selbst Kenner der Insel sind immer wieder überrascht, wenn durch neue Forschungen bisher unbekannte Stämme beschrieben werden, wie völlig verschieden von dem bisher Bekannten die kulturellen Äußerungen dieser Stämme sind. Daher würde eine eingehende Behandlung selbst einer so kleinen Frage, wie es die Dorfgeographie darstellt, sollte sie über die ganze Insel ausgedehnt werden, bei weitem den Rahmen des zur Verfügung stehenden Raumes überschreiten, würde auch wohl noch nicht lückenlos zu erledigen sein. Ich beschränke mich darum auf mein spezielles Forschungsgebiet, den Sepik und sein Stromgebiet mit Einschluß der Küste. Dadurch wird aber meine Darstellung nicht einseitig, denn zahlreiche Stämme mit verschiedener Sprache, verschiedene Rassen, verschiedene Wirtschaftsräume und Wirtschaftsstufen liegen in diesem Gebiete eng gedrängt nebeneinander.

Die Lage der ländlichen Siedlungen[1] ist, weil es sich um ein Naturvolk handelt, in allererster Linie von den Naturbedingungen des Landes abhängig, erst dann von der Wirtschaftsform, kaum dagegen von stammesmäßigen oder historischen Einflüssen. Die letzten sind jedenfalls bei einem geschichtslosen Volke unbekannt. Die Ortslage ist verschieden an der Küste, am Ufer der Flüsse, im Sumpf und im Gebirgsurwald.

Die Küste im Deltagebiet des Sepik und Ramu ist eine Lagunenküste, eine schmale Nehrung trennt das offene Meer mit seiner hohen Brandung, aber nur geringem Gezeitenhub von dem Sumpfe oder dem offenen Haff im Hintergrund. Da sehr tätige Vulkane vor der Küste liegen, die häufig Aschen und Bimssteine auswerfen, so ist der Boden der Nehrung ein sehr fruchtbarer, dunkelgrauer bis schwarzer vulkanischer Sand. Der Sumpf ist zumeist eine Mangrove mit verschwiegenen, fischreichen Gewässern oder Sagosumpf. Der Tisch der Leute ist also reich gedeckt. Die einseitige Längserstreckung der schmalen Nehrung hat zur Folge, daß auch die Dörfer sich lang am Strande hinziehen, ohne allerdings ausgerichtet zu sein. Die Häuser liegen unter Kokospalmen versteckt, die im Seewinde besonders gut gedeihen. Es sind Fischerdörfer. Mit dem Landwind fahren die Leute auf ihren Auslegereinbäumen mit

[1] Vgl. auch meine Schrift: Die Wohnstätten der Eingeborenen im Innern von Neu-Guinea. Festband Albrecht Penck. Stuttgart 1918, S. 324—339.

den Mattensegeln des Nachmittags hinaus, fischen mit Hilfe von Feuer des Nachts und kehren mit dem Seewinde morgens heim. Der Fischfang auf dem Haff und in den Lagunenarmen der Mangrove erfordert nicht so viel kühne Tatkraft, er kann von Weibern ausgeführt werden, wenn sich auch die Männer in keiner Weise ausschließen. Die Ausleger sind in den engen Kanälen der Binnengewässer nur hinderlich, darum wird der Fischfang auf Süß- und Brackwasserfische in den schmalen, auslegerlosen Einbäumen betrieben, die allerdings vorn und hinten gut aufgebogen sein müssen, damit sie dem Wellengang auf dem Haff standhalten, der, wie ich selbst erlebte, ganz erheblich sein kann. Die Häuser in dem Längsdorf stehen auf Pfählen, weil bei Sturm die Nehrung manchmal überspült wird.

Im Sumpfgebiet, wo ein Wandern in dem Moder des Untergrundes kaum möglich ist, sucht man für die Siedlung Plätze an kleinen Wasseradern auf. Wenn sich diese weit verzweigen, so ist an ihrem Kreuzungspunkt eine günstige Verkehrslage zum Wirtschaftsraum gegeben. In der Mangrove verhindern der Sumpf, die Atemwurzeln, die Sämlinge, die Stelzwurzeln und der schwankende Wasserstand jede Verkehrsmöglichkeit mit Ausnahme auf den freien Wasserläufen. Im Sagosumpf sind letztere sehr viel seltener. Ein Wandern über Land läßt einen hier bis zu einem Meter einsinken, die stacheligen Sagorippen verwunden den Körper, Blutegel und Moskitos machen einen Aufenthalt zur Plage. Darum legt man die Ortschaften ungern unmittelbar in den Sagosumpf, sondern nur in seine Nähe, wo ein frischer Luftzug die Insekten fernhält. Das Mark der Sagopalme stellt aber für die Eingeborenen das Hauptnahrungsmittel dar. Jedes Dorf der Tiefebene hat irgendwie Anteil an einem Sagosumpf. So unermeßlich weit das Land ist, so gering die Bevölkerung in demselben, beim Sagosumpf hat sich doch im Bewußtsein der Leute ein Besitzanrecht ausgeprägt, das unter Kämpfen verteidigt wird. Da ist es selbstverständlich, daß, wenn man nicht im Sumpfe selbst leben kann, man jedenfalls eine gute Zuwegung haben muß. Der Einbaum eignet sich besser als jedes europäische Fahrzeug, um über den Sumpfboden geschoben zu werden oder über Grasbarren in den Wasserläufen hinwegzukommen. Der Weg zum Sumpf ist also eine Wasserader. Auf ihr werden die Sagostämme zum Dorfe geflößt und dort aufgeschlagen, das Mark herausgeklopft und gewaschen.

Wenn diese Lage zum Haupternährungsgebiet auch die typische in Neuguinea ist, so sei kurz erwähnt, daß ich auch einige wenige Dörfer fand, die auf hohen Pfählen mitten im Sagosumpf standen (Gaut, Tsigari, Bambi usw.).

Aber der Eingeborene lebt nicht von Sago allein. Zukost, vor allen Dingen von Fischen, ist erwünscht. Die Flüsse und der Sumpf bieten ausreichende Mengen. Nur ungern baut man seine Häuser auf hohen Pfählen mitten in den Grassumpf, wenn auch dieses vorkommt, sondern lieber an das Ufer eines Flusses. Besonders verschwiegene Altwässer bergen reiche Fischnahrung,

liegen aber nicht so offen an der großen Verkehrsader des Flusses, sondern sind nur durch einen schmalen, leicht zu verteidigenden Einlaß mit ihm verbunden. Alle Flüsse Neuguineas sind in der Ebene Dammflüsse. Die Dämme begleiten auch die Altwässer. In dem weiten Sumpfe sind die Dämme die einzigen Stellen festen Landes, die aus dem Wasser herausragen. Sie verlaufen langgestreckt, nur an den Altwässern und Mäandern gebogen. Sie schreiben dem Grundriß des Dorfes eine einseitige Längsrichtung vor. Das Zeilendorf oder das Doppelzeilendorf ist also naturbedingt. Im Dorf wachsen Kokos- und Betelpalmen, einzelne Sagopalmen werden gehegt. Der Grabstockbau auf Yams und Kürbis wird ebenfalls auf den Flußdämmen getrieben, allerdings nur dort, wo man leicht das Schilf oder das Zuckerrohr umschlagen kann.

Wenn das Gelände höher ansteigt, der Grassumpf durch den Urwald ersetzt wird, so bleibt der Fluß doch noch ein Dammfluß. Seitlich von ihm liegen die Sagosümpfe. Der sich schlängelnde Fluß zerstört an dem Prallufer den Altwald, am Gleitufer stellen sich Weichhölzer ein, die leicht zu schlagen sind. Unter ihnen ist der Brotfruchtbaum wegen seiner nahrhaften Früchte begehrt. Es liegen die Ortschaften daher gerne an den Gleitufern, hier können verschiedene Nährräume, wie Fluß (Fischfang), Schilfufer (Pflanzungen), Sagosumpf, Jungwald und Altwald (Jagd), am besten ausgenutzt werden.

Im gebirgigen Urwaldgebiet führen die Wildspuren auf den Graten des Gebirges entlang, denn das Gebirge zeichnet sich selbst in seinen niederen Partien durch scharfe Grate aus. Die Täler werden leicht überschwemmt, an den Hängen klettert man sehr schwer auf und ab, Windbrüche und Bergstürze machen sie völlig unwegsam. Wohl unbewußt hat man die sicheren Grate zu der Anlage der Ortschaften ausgewählt. Besonders wenn zwei oder drei sich vereinen, ist ein breiterer Platz geboten mit guten Verbindungsmöglichkeiten nach allen Seiten. Klein ist aber der Raum, winzig sind daher die Siedlungen. Im Gebirgsurwald leben die primitivsten Völkerschaften[1], die von den höherstehenden in den Wald zurückgedrängt wurden. Im Urwalde hausen die Pygmäen, in den lichten Gebieten an den fischreichen Flüssen und Sümpfen die später eingewanderten Papua und Melanesier, alle Stämme liegen in ständigem Kampfe. Es müssen daher die sehr, sehr weit zerstreut lebenden kleinen Völkerschaften bei der Auswahl ihrer Ortslage auf gute Verteidigung bedacht sein. Sie verstecken sich im Urwalde, die schmalen Grate bieten die einzige Annäherung, Wege vermeidet man auszutreten; selbst zu den kleinen Pflanzungen sucht man sie möglichst verborgen zu halten.

Es ist die Ortslage der Siedlungen also in erster Linie von den Naturbedingungen des Landes abhängig, dann erst von der Wirtschaftsform, wenig

---

[1] Walter Behrmann: Die Stammeszersplitterung im Sepikgebiet (Neuguinea) und ihre geographischen Ursachen. Pet. Mit. 1924, S. 61—66, 121—123 mit Tafel 4.

von stammesmäßigen Einflüssen, es sei denn, daß man die zuletzt erwähnten Siedlungen im Rückzugsgebiet des Urwaldes dahin rechnen will.

Auf den Ortsplan der verschiedenen Dörfer wurde oben bereits in einzelnen Fällen eingegangen. Ich erwähnte, daß an der Küste und auf den Dämmen der Flüsse durch die Längserstreckung des festen Bodens ein Längsdorf vorgeschrieben ist. Aber gerade im Dorfplane finden wir große Abweichungen, die stammesmäßig bedingt sind. Ich habe, um den Gegensatz der Siedlungsweise zweier Dörfer genau festzulegen, das Dorf Malu am Mittellauf des Sepik und das Dorf Karadjundo am Unterlauf des Flusses großmaßstäblich aufgenommen (1:5000) und die Dorfpläne verkleinert veröffentlicht. Das letztere Dorf[1] liegt an der Einmündung eines kleinen Nebenflusses unregelmäßig verteilt auf dessen Damm. Es hat 40 Häuser, darunter viele Neubauten, 93 Kokospalmen und 36 Betelpalmen, Bananengärten und kleine Pflanzungen auf Yams, Taro und Kürbis. Durch den sich bald verzweigenden Nebenfluß ist eine treffliche Zuwegung zum Sagosumpf gegeben. Am Hauptfluß liegt nur ein Haus versteckt hinter Bäumen; man kann diese Verkehrsader zum Handel und zu Kriegszügen ausnutzen, ist aber etwas gegen Sicht geschützt. Das andere Beispiel[2] ist der Ort Malu, der sich langgestreckt zwischen einem Urwaldberge und dem Hauptfluß auf hochwassersicherem Boden hinzieht. 31 Wohnhäuser, 8 Versammlungshäuser wurden gezählt. Die Bevölkerung schätze ich auf 700 Personen; 76 Kokospalmen und 11 Betelpalmen stehen im Dorfe. Die kleinen Pflanzungen liegen auf dem Flußdamm, stromaufwärts und stromabwärts beiderseits des Sepik, aber nur, wo man Schilf und Zuckerrohr leicht roden kann. Sie sind nur mit Einbäumen zu erreichen. Trotz der Lage am Berge ist das Dorf als Sumpfdorf zu bezeichnen, da in den Urwald des isolierten Rückens keine Wege führen und man seinen Nährraum nur im Sumpf und auf dem Fluß hat.

Diese beiden Dörfer sind nur zwei Beispiele aus einer Vielzahl ähnlicher Dorfanlagen. Manchmal aber ist durch die einseitige Erstreckung des Dorfes längs der Flüsse eine gradlinige Zeile entstanden, an der die Häuser mit bewundernswerter Ordnung aufgereiht liegen. Am mittleren Sepik bei den hochstehenden Leuten von Meimandanger[3], Kararau und Timbunke, ähnlich auch im volksreichen Tambunum, ist ein beabsichtigter Dorfplan nicht von der Hand zu weisen. Die 20 Häuser von Kararau z. B. liegen zu je 10 wohl aufgereiht sich gegenüber, eine breite Allee von Kokospalmen, auf zwei künstlichen Wällen angepflanzt, bildet die Mitte des Dorfplatzes, der an beiden Seiten von je einem prächtigen Versammlungshaus abgeschlossen wird.

So ordentlich ist die Dorfanlage selten. Am ganzen mittleren Sepik aber ist

---

[1] Das westliche Kaiser-Wilhelms-Land in Neuguinea. Zeitschrift d. Ges. f. Erdk., Ergänzungsheft 1. Berlin 1924, S. 32.

[2] Ebenda S. 50.

[3] Vgl. Ebenda Abb. 4.

man erstaunt über die Sauberkeit des Dorfplatzes. Jedesmal ist das Versammlungshaus[1] malerisch in die Landschaft gestellt, die Palmen sind bewußt zur Verschönerung des Platzes benutzt, ein Kulthügel findet sich häufig vor dem Versammlungshaus. Gerade wegen dieser hohen künstlerischen Kultur der Bauwerke sind die Dörfer des mittleren Sepik berühmt geworden. Man findet sie von Angorum bis Wogumasch aufwärts. Die Versammlungshäuser bilden im Bewußtsein der Leute den Mittelpunkt ihrer dörfischen Organisation, so daß häufig die Dorfteile nach diesen Häusern genannt werden, eine Siedlung also mehrere Namen tragen kann, wodurch die Verwirrung auf unseren Karten entsteht. Zwistigkeiten können zur Spaltung der Dörfer führen. Der größte Ort Tambunum (101 Häuser) war durch Palisaden[2] in mehrere Unterdörfer geteilt; man hatte sich aber wieder vertragen, und Wege führten hindurch. Manchmal wandert bei einem solchen Zwist ein halbes Dorf aus und gründet irgendwo ein neues. Als das halbe Dorf Magem schon sein neues Dorf errichtet hatte, und zwar 50 km flußabwärts, vertrug man sich wieder, kehrte zurück und ließ die sauberen Häuser unbewohnt.

Am Rande des Alang-Alang fand ich nur Dörfer mit unregelmäßigem Dorfplan. Oberhalb des Maiflusses war die Bevölkerung so tiefstehend, daß sie nur in einzelnen primitiven Hütten lebte. Und wieder oberhalb des Nordflusses haben sich die einzelnen Horden in ein einziges Haus oder doch in höchstens vier bis fünf Häuser zusammengezogen. Beim Ortsplan walten also vor allen Dingen stammesmäßige Einflüsse vor, die Wirtschaftsform ist nicht so maßgebend. Ob man Fischer, Jäger oder Sammler ist, die Dorfform kann völlig verschieden sein. Im allgemeinen ist der Eingeborene ja auch sowohl Fischer wie Sammler, bebaut seine Pflanzungen und nutzt den Sagosumpf aus[3]. Nur im Gebirge fällt das Fischen in Flüssen fort. Das gilt jedenfalls für das von mir besuchte Gebiet, im Quellgebiet des Sepik fand Thurnwald[4] andere Bedingungen.

Auch bei der Bauweise der Häuser sind stammesmäßige Einflüsse in erster Linie maßgebend. Der Tisch ist das ganze Jahr hindurch gedeckt. Man kann, zwar unter großen Mühen, sich stets irgendwelche Nahrung verschaffen. Das schließt nicht aus, daß jahreszeitlich einige Nahrungsmittel reichlicher vorhanden sind. So überzieht den Fluß in monatlichen Abständen das weiße

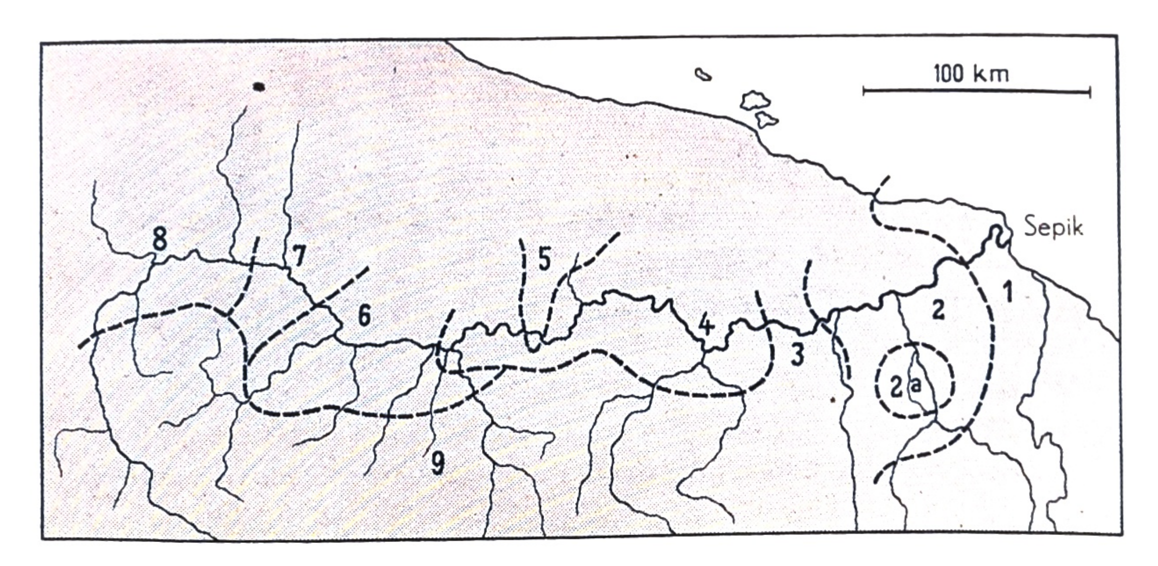
---

[1] Vgl. Tafel I in meiner Schrift: Der Sepik (Kaiserin-Augusta-Fluß) und sein Stromgebiet. Erghft. 12 der Mit. a. d. D. Schutzgebieten. Berlin 1917; dort ferner auch Tafel VI 4 und VII 2; und Oceanien in Klutes Handb. d. geogr. Wissenschaften, Tafel XIX, S. 272.

[2] Einen solchen Palisadenzaun mit Falltür habe ich in Fig. 13 der Schrift: Verkehrs- und Handelsgeographie eines Naturvolkes usw., Abh. z. Anthropologie, Ethnogr. u. Urgesch. II., Frankfurt a. M. 1925, S. 65, abgebildet.

[3] Im einzelnen habe ich das ausgeführt in der Schrift: Ernährung und Nahrungsgewinnung der Bevölkerung im Innern Neuguineas. Koloniale Rundschau 1931, S. 241—250.

[4] R. Thurnwald, Vorstöße nach dem Quellgebiet des Kaiserin-Augusta-Flusses. Mitt. a. d. D. Schutzgebieten. Berlin 1916, S. 82.



Verbreitungsgebiet der Haustypen (siehe Abb. 1–8) im Sepikgebiet, Neuguinea.

Schneegestöber der Eintagsfliegen. Sie werden massenweise gegessen, aber nicht aufbewahrt. Den Fischfang kann man immer treiben, bei guten Fängen röstet man die Fische, sei es auf einem schnell errichteten Gestell am Ufer oder über dem Herd im Hause. Während der Trockenzeit wird das Alang-Alanggras und die Grasdecke im Grassumpf, soweit sie beim Tiefstand des Wassers dem Boden aufliegt, angezündet und mit Hilfe des Feuers gejagt. Vögel, Eier, kleine Krokodile, einzelne Känguruhs sind die Jagdbeute, die sich nicht lange hält. Während dieser Zeit bestellt man auch die Pflanzungen, die Ernte muß vor dem Anschwellen der Flüsse im Nordwinter eingebracht sein. Die Vorräte sind nicht so groß, als daß man eigne Gebäude zur Aufbewahrung zu bauen brauchte[1]. Das wichtigste Nahrungsmittel, der Sago, wird während der Trockenzeit im Sumpfe gefällt, die Stämme werden bei steigendem Wasser im Oktober bis November zum Dorfe geflößt und liegen hier im Wasser in der Nähe der Häuser. Sie können jetzt benutzt werden, wann man will, indem man sie aufschlägt und das Mark wäscht[2]. Eigentlich nur bei diesem Nahrungsmittel wird Vorsorgewirtschaft getrieben, diese benötigt aber auch keine eigenen Gebäude. Nur für die wenigen Schweine und Hühner findet man zuweilen ganz einfache kleine Verschläge, meist zwischen den Pfählen unter den Häusern.

So sind die Gebäude entweder Wohnhäuser oder Versammlungshäuser. Bei beiden schwankt der Stil nach den verschiedenen Stämmen ganz erheblich. Beginnen wir bei der näheren Beschreibung mit der Küste.

Im Mündungsgebiet des Sepik findet sich ein Wohnhaus, das in gleicher

[1] Nur auf den Hügeln bei Kuome und Jeschan fanden wir ganz wenige kleine, schlecht gebaute Hütten zur Aufbewahrung der Ernte des Yams, die zwischen den Dorfhäusern lagen.

[2] Siehe Abb. 7 u. 8 a. a. O. (Verkehrs- u. Handelsgeogr. usw.) S. 57.



1. Haus aus Uatam an der Sepik-mündung.

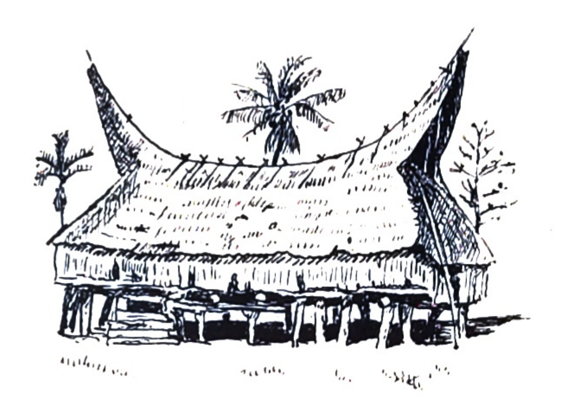


2. Großes Haus vom unteren Dörferfluß.

Weise am Ramu und am oberen Töpferfluß wiedergefunden wird. Es ist ein Pfahlbau (Abb. 1), bei dem das Dach des Langhauses an beiden Giebelseiten weit vorladet. Der First des Daches ist geradlinig, das Haus klein. Das Dach ist seitlich bis zur Höhe des auf Pfählen ruhenden Bodens heruntergezogen. Nur selten schließen vorn und hinten Wände das Haus ab, ebenso selten ist ein Walmdach an der Giebelseite eingeschoben. Das Material ist wie bei allen Neuguineahäusern nur Rundholz der Stämme, entweder im Walde gefällt oder dem Treibholz entnommen, die mit Rottanglianen zusammengebunden sind. Das Dach wird von „Atapziegeln" gebildet, d. h. von Palmenblättern, bei denen die eine Seite umgeknickt und durch die andere hindurchgeflochten ist. Diese „Ziegel" werden dicht nebeneinandergelegt, so daß nur die Spitzen der Palmenblätter herausschauen. Das Dach ist völlig wasserdicht. Der Fußboden wird durch Palmenbretter gebildet, die durch Zerreißen der Stämme in Längsrichtung hergestellt werden. Im Innern finden sich auf dem Fußboden aus Lehm gestampfte Quadrate, auf denen das Feuer brennt. Über dem Herde ist ein Gestell zum Rösten von Fisch und Sago. Aller Schmutz fällt durch die Ritzen des Fußbodens, die Speisereste werden von den Hunden und Schweinen unter dem Hause verzehrt. Auf einer Leiter oder einem Treppenbalken, bei dem Kerben in einen Balken geschlagen sind, steigt man ins Haus.

Bei Karadjundo ändert sich die Hausform. Von diesem Orte an bis etwa zum Dörferfluß (Abb. 2) und auch am Töpferfluß werden die Häuser etwas größer. Das Längshaus ist noch den eben erwähnten ähnlich, nur ragt an den beiden Giebelseiten das Dach nicht so weit heraus. Es ist gradlinig, an den Giebelseiten abgeschnitten, dafür schiebt sich zum Schutz der Querwände des Hauses gegen den Schlagregen ein Walmdach ein. In diesen Dörfern gab es Versammlungshäuser ähnlicher Bauart, nur größer in ihrem ganzen Ausmaß, auch waren die Giebel etwas hochgezogen.

Am mittleren Töpferfluß bei den hochstehenden Töpferdörfern zeigte sich der Reichtum, der durch den Handel mit den Produkten ihres Kunstfleißes



3. Wohnhaus aus Klimjam, etwas oberhalb der Dörferflußmündung.



4. Wohnhaus am mittleren Sepik aus Tambunum.

ins Dorf kam, besonders in der Pracht der großen Versammlungshäuser. Aber auch die Wohnhäuser sind viel größer. Die Häuser ruhen auf einem Pfahlrost in 2—3 Meter Höhe. Das Dach des langen Längshauses setzt bei ihnen nicht an der Vorderwand ab, sondern wird rund herumgezogen, so daß das Walmdach in das Hauptdach übergeht. Der Giebel ragt etwas vor und erhält eine Form, die einem niederdeutschen Eulenloch sehr ähnlich sieht. Mehrere Familien wohnen in den Häusern zusammen, daher sind mehrere Herde vorhanden. Die Versammlungshäuser zeichnen sich durch Kahlheit im Innern aus; einige Schlitztrommeln und ein Waffenlager von Speeren und Pfeilen sind vorhanden.

Vom Dörferfluß bis zum Aprilfluß reicht das große, einheitliche Gebiet der schönsten Häuser Neuguineas. Die Längshäuser unterscheiden sich im Innern wenig vom unteren Sepik, äußerlich aber wirken sie anders, da an jeder Giebelseite ein kleines Dach noch aufgebunden ist, das in keiner Weise konstruktiv bedingt ist, sondern nur künstlerischen Zwecken dient. Dadurch bekommt der First des Hauses eine schöngeschwungene Linie, und die Giebel werden hochgezogen. Dies ist ganz besonders an der Dörferflußmündung der Fall (Abb. 3). In den prächtigen Versammlungshäusern dieser Landschaft werden die Giebel turmartig an beiden Seiten des Hauses erbaut. Die Giebelwand wird oft in Form eines Gesichtes ausgeschmückt, an dem Augen- und Nasenschmuck gut zu erkennen sind (Abb. 4). Der Giebel wird gekrönt von einem Schnitzwerk, das bei dem riesigen Versammlungshaus in Jentschemangua als prächtig stilisierter Adler ausgebildet war. Vor den Häusern ist oft auf der Höhe der Pfähle eine Veranda angebracht, auf der sich das Leben der Frauen und Kinder abspielt, wo sie ihre Flechtarbeiten machen und die Männer ihre Schnitzereien ausführen. Diese Landschaft beherbergt die kunstsinnigste Bevölkerung der Steinzeit; die Einbäume, Schlitztrommeln, ihre Schilde, kurz alle Gegenstände des täglichen Gebrauches sprechen für ihre künstlerische Begabung.

Die Gebäude am Mittellauf des Sepik kann man also nicht einteilen in Wohnungen und Wirtschaftsgebäude, sondern nur in Wohnungen und



5. Offenes Haus aus Kubka.



6. Wohnhaus aus Hauna, Nähe der Mündung des Leonhard-Schultze-Flusses.

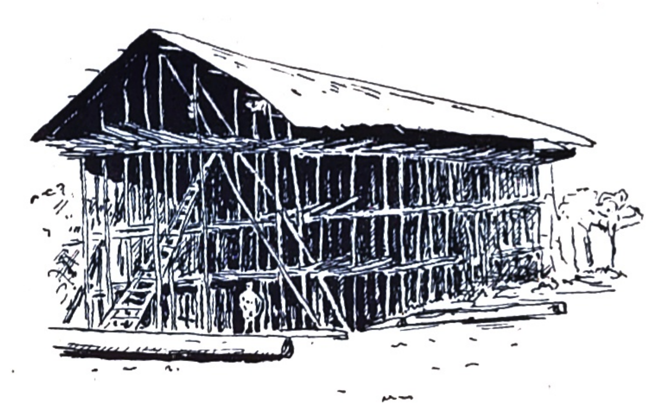
Kultgebäude. Letztere, meist Versammlungshäuser genannt, bergen die Schlitztrommeln, die meistens unter dem Gebäude oder auf dem Fußboden des Pfahlhauses aufgestellt sind. Bambusflöten, Masken und viele Speere liegen versteckt gegen Sicht der Uneingeweihten in einem besonderen Raum unter dem Dachfirste. Sonst sind die Gebäude überraschend leer, einige Balken oder geschnitzte Hocker dienen als Sitzgelegenheit in dem Hause oder unter demselben. Zuweilen schlafen die Jünglinge in den Häusern, sonst dienen sie hauptsächlich Versammlungszwecken, auch werden die Gäste zuerst in diese Repräsentationshallen geführt.

In der Nähe des Aprilflusses ändert sich das Dorfbild. Zuerst lappt von Norden eine Zone über den Fluß hinüber, die Thurnwald bei seiner Durchquerung zur Küste in ihrem eigentlichen Verbreitungsgebiet fand. Diese Bevölkerung lebt nur auf trockenem Boden und Hügeln und treibt kaum Fischfang. Sie geht in beiden Geschlechtern völlig unbekleidet, ihre Häuser sind keine Pfahlbauten und unterscheiden sich dadurch wesentlich von allen anderen Häusern. Zwei Typen sind verbreitet, der erste ist eigentlich nur ein Dach (Abb. 5), das hoch emporragt und eine offene, luftige Längshalle bildet ohne Giebelwände; den anderen Typ kann man am besten als ein halb durchgesägtes Versammlungshaus ohne Pfahlrost bezeichnen. Das Dach liegt hinten auf dem Boden auf, reckt aber vorn einen mächtigen, 5—6 Meter hohen Giebel empor. Die Halle ist vorn offen. Zum Aprilfluß hin wandelt sich der oben beschriebene Charakter der Längshäuser etwas.

Jenseits des Flusses aber kommt man in eine Zone, wo die Pfahlhäuser plötzlich eine andere Form bekommen. Der Grundriß wird quadratisch, am Maifluß zuweilen sogar kreisrund. Das Dach wird nach allen vier Seiten heruntergezogen (Abb. 6), Seitenwände sind kaum vorhanden. Die Versammlungshäuser unterscheiden sich nur durch die Größe und Höhe von den Wohnhäusern, die je nur einen Herd, also nur eine Familie beherbergen. Manchmal sind sie sauber aufgereiht (Hauna); Wirtschaftsgebäude fehlen auch hier.



7. Wohnhütte am oberen Sepik beim Mäanderberg.



8. Hordenhaus vom oberen Sepik an der Mündung des Oktoberflusses.

Wo die Westkette den Fluß erreicht, werden auch diese schönen Gebäude abgelöst von ganz primitiven, meist quadratischen Hütten (Abb. 7). Die Dächer sind oft zerfallen, die Hütten nicht viel mehr als Schlafstätten mit einem Herde. Begräbnisplätze auf Gerüsten stehen neben den Häusern. Wie also die Steinzeit Neuguineas glänzende Kunstleistungen hervorbringt, so andererseits bei den gleichen wirtschaftlichen Bedingungen kaum menschenwürdige Behausungen. Das zeigt am besten, wie sehr die Hausformen durch die Stammeseigentümlichkeiten bestimmt werden.

Vom Nordfluß bis zum Grenzmeridian wandelt sich plötzlich wieder die gleiche wirtschaftliche Kultur und steigert sich zu prächtigen Gebäuden. Jetzt aber sind es Einzelhäuser, höchstens Weiler von 4–5 Häusern. Auf zahllosen hohen, ganz dünnen Pfählen thront das eigentliche Wohnhaus (Abb. 8). Auf einem Treppenbalken oder schwanker Treppe muß man $6^1/_2$ m hochklimmen, um dasselbe zu erreichen, der First des Hauses liegt immer noch $3^1/_2$ m höher. Ganze Horden (bis zu 17 Feuerstellen) leben in solchem Hause, so daß die Bezeichnung von Leonhard Schultze-Jena, Hordenhaus, trefflich gewählt ist[1]. Die Feuerstellen gruppieren sich rund um die Außenwände. Der Hauptplatz im Hause aber ist nicht ein fester Boden von Palmenbrettern, sondern ein Flechtwerk aus Lianen, auf dem man beim Tanz sich emporschnellen läßt. Das ganze Gebäude ist luftig und schwankend, hält aber, da ja alle Verbände durch Lianen gebunden sind, sehr gut selbst Stürmen stand.

Die Berghäuser im inneren Urwald des Zentralgebirges sind nicht ganz einheitlich, ähneln aber den zuletzt beschriebenen Häusern besonders wegen der Vielzahl der dünnen Pfosten. Sie sind nur nicht so hoch. Am Aprilfluß liegen die

[1] Leonhard Schultze-Jena: Forschungen im Innern der Insel Neuguinea. Mitt. a. d. D. Schutzgebieten. Erghft. 11. Tafel 10—13, wo er Konstruktionszeichnungen bietet. Vgl. Tafel VII 5 meines Reisewerkes 1917 oder Im Stromgebiet des Sepik. Berlin, August Scherl, 1922, S. 332.

Häuser sogar dem Erdboden auf, sie sind durch Wände gegen Wind und Kälte geschützt, der Eingang kann leicht zugestellt werden.

Dies mag über die Art der Hausformen genügen. Alle Gebäude aber, so kunstvoll sie auch teilweise sind, haben nur eine kurze Lebensdauer. Wenn die Termiten die Pfosten ausgehöhlt haben, brechen sie zusammen. Die große Zahl der Pfosten am Oberlauf, das dicke Treibholz, das lange Zeit im Wasser lag, am Unterlauf, verhindert etwas ein zu schnelles Zusammenbrechen. Auch sonst ist die Lebensdauer der Ortschaften eine beschränkte. Die Pflanzungen erschöpfen sich schnell im Urwalde, neue Rodungsflächen müssen angelegt werden. Der Fluß verschiebt sein Bett: Flußsiedlungen sehen sich mit ihren Pflanzungen auf dem Damm plötzlich vom Hauptfluß abgerückt, Altwässer wachsen zu, man wandert nach einem günstigeren Dorfplatz. Neben diesen natürlichen Gründen für eine beschränkte Lebensdauer kommt noch der Kampf aller gegen alle, wodurch nur zu oft Dorfschaften eingeäschert werden. Dann zeugen nur noch Kokos- und Betelpalmen von dem alten Dorfplatz. Die Lebensdauer der Dörfer schätze ich auf etwa 20–40 Jahre, bei größeren Dörfern länger, bei kleineren dagegen wesentlich kürzer.

Die Siedlungen der südöstlichen Salomonen

Von Eugen Paravicini

Mit 2 Karten und 2 Bildern

Siedlungsdichte. Fährt man den Küsten der drei Salomonsinseln Guadalcanal, San Christoval und Malaita entlang, so erscheinen die Berge von der Küste bis zu den höchsten Gipfeln mit einem dichten, geheimnisvoll düstern Urwald bedeckt. Nirgends erkennt man die Anwesenheit des Menschen, kein Dorf, keine Rodung ist zu sehen. Nur an der Küste erblickt man gelegentlich unter Kokospalmen, im Strandwald versteckt, einige Hütten. Auch wenn man zu Fuß den Küsten entlang wandert oder die Inseln durchquert und dabei die im Walde versteckten Dörfer aufsucht, muß man feststellen, daß die Inseln außerordentlich dünn bevölkert sind.

Ursprünglich waren die Inseln dicht besiedelt. In den Berichten des Spaniers Alvaro de Mendana und seiner Begleiter, der 1567 die Salomonen entdeckte, wird immer wieder darauf hingewiesen, daß die Inseln dicht besiedelt seien. So heißt es auf S. 40 (Nr. 2) von Ysabel: ,,Sie (spanische Truppen) hatten von Eingeborenen erfahren, daß das Land im Innern dicht bewohnt sei." Auch von der kleinen Insel Buena Vista wird dasselbe gemeldet (Nr. 2, S. 83). Auf Guadalcanal, beim heutigen Point Cruz, trafen die Spanier ,,eine erstaunliche Menge von Ortschaften" (Nr. 2, S. 96/97), und auch von einer anderen Küstenebene melden die Berichte, daß Guadalcanal dicht besiedelt war: ,,Denn auf einer Strecke von einer Legua[1] war die Küste unter den zahlreichen an ihr gelegenen Palmenhainen, alle in freundlichem Grün, dicht besiedelt (Nr. 2, S. 114). Ferner berichten die Spanier von San Christoval (Nr. 2, S. 157): ,,Es waren immer mehr Dörfer da und angebaute Felder. Denn sie sahen die Dörfer sehr deutlich, die ganze Küste entlang, und zählten noch viel mehr im Binnenland", und von Santa Catalina (Nr. 2, S. 161): ,,Sie gingen durch die Dörfer, die dicht beieinander waren."

Heutzutage hat die Siedlungsdichte sehr stark abgenommen. Auf der wichtigsten Verkehrslinie quer durch Guadalcanal, von Aola am Nordufer nach Avu-Avu, liegen auf einer Strecke – in der Luftlinie gemessen – von 50 Kilometern neun Siedlungen. Für den Rückgang der Siedlungsdichte sprechen auch die vielen Wüstungen, die man nicht nur längs der Küste, wo die Bevölkerungsabnahme am stärksten ist, sondern auch im Gebirge immer wieder antrifft. Zur Zeit beträgt die Bevölkerungsdichte noch eine Seele pro Quadratkilometer, welche Zahl natürlich auch die niedrige Siedlungsdichte bedingt.

Siedlungslage. In bezug auf die Lage der Siedlungen müssen wir drei Fälle unterscheiden: Die Dörfer an der Küste, die im Bergland und diejenigen auf den Koralleninseln der Lagunen.

[1] Eine Legua = 5,565 km.

Auf Guadalcanal liegen die Küstendörfer nicht direkt an der See, sondern hinter dem Strandwall oder Mangrovegürtel versteckt, weshalb man sie vom Schiffe aus meistens nicht erkennt. Eine Beziehung zwischen Lage und Natur oder Wirtschaft ist schwer festzustellen. Gelegentlich liegen die Dörfer in der Nähe eines Baches, meistens aber abseits von diesem, oft überhaupt sehr weit vom Süßwasser entfernt. Auf Savo finden sich in den Dörfern auch wenig tiefe Zisternen, die spärlich schmutziges Wasser liefern. Einige Dörfer liegen etwa auch hinter Korallenriffen, die den Fischfang und das Sammeln von eßbaren Meerestieren erleichtern, andere wiederum bei einem Sandstrand. Auch zur Lage des Feldes bestehen keine Beziehungen, denn dieses wird jedes Jahr an einer anderen Stelle neu angelegt und liegt oft ein bis zwei Tage weit von der Siedlung entfernt. Die Eingeborenen können daher zur Zeit der Feldbestellung abends nicht immer in das Dorf zurückkehren und nächtigen dann auf dem Felde unter einfachen Schutzdächern. In bezug auf die Lage der Siedlungen hat man eher den Eindruck, daß der dichteste Urwald bevorzugt wird, der das Dorf vor den Blicken vorbeifahrender Kopfjäger verhüllt. An der Südküste von Guadalcanal im Moledistrikt und auch auf der Vulkaninsel Savo sind oft Dörfer zwischen zwei tief eingeschnittenen Bachläufen und auf einer stellenweise mit Trockenmauern gestützten Strandterrasse angelegt. In besonders gefährdeten Gebieten, hauptsächlich dem westlichsten Küstenstrich, beim Cape Esperance, sollen nach Aussage eines sehr alten Missionars die Küstensiedlungen ursprünglich gefehlt haben, da sie den Überfällen der Kopfjäger von Neu-Georgien am stärksten ausgesetzt gewesen wären. Erst in der Neuzeit, unter dem Schutze der englischen Regierung, haben Bergbewohner ihre Dörfer verlassen und sich an der Küste angesiedelt. Allerdings bestand das dortige Dorf Veisale schon vor 1890 (Woodford Nr. 7).

Auf San Christoval und den umliegenden Inseln fehlen Beziehungen zwischen Siedlungslage der Küstendörfer und Natur oder Wirtschaft, denn die Dörfer werden immer wieder verlegt. Sterben nämlich in einem Dorf einige Männer, so wird daraus auf die Anwesenheit eines feindlichen Dämonen, eines „Tindanos“, geschlossen, dem man entfliehen und dazu ein neues Dorf errichten muß. Man trifft daher längs der Küste von San Christoval immer wieder die Überreste verlassener Siedlungen. Diese immer wiederkehrende Verlegung des Dorfes hat auch zur Folge, daß es sehr weit weg vom Bache oder an eine für die Schiffahrt ungünstige Stelle zu liegen kommt. Aber darauf wird keine Rücksicht genommen, das neue Dorf wird an dem Orte gebaut, den die Haifische dem Orakel befragenden Häuptling anzeigen.

Die Inlanddörfer aller drei Inseln sind stets in Schutzlage und bevorzugen daher die schmalen, nach beiden Seiten steil abfallenden Bergkämme. Schon Pedro Sarmiento (Nr. 2, S. 36), der einen Vorstoß in das Innere der Insel Ysabel unternahm, berichtet von einem langen, schmalen Bergrücken, der ganz

besiedelt war. Heute noch liegen alle Bergsiedlungen entweder auf solchen Kämmen oder etwa auch auf steil abfallenden Terrassen über Flußschlingen, während längs den Flußläufen ursprünglich Niederlassungen fehlten. Unter dem Einfluß der steuereintreibenden englischen Beamten und etwas bequemen Missionsladies sind in der Neuzeit die Bewohner schwer zugänglicher Bergdörfer an den Flüssen angesiedelt worden. Das Meiden der Flußläufe zur Niederlassung ist auch die Ursache, weshalb die Eingeborenen die Flußschiffahrt nicht kennen.

Außer auf den Schutz vor feindlichen Überfällen wird bei der Wahl des Siedlungsortes noch etwa darauf geachtet, daß das Dorf, wenn möglich, vor starken Winden geschützt ist; hingegen wird die Nähe des Baches nicht berücksichtigt, weshalb das Wasser bei trockenem Wetter von weither geholt werden muß, während bei Regen lange, schmale Holzgefäße unter die Dachtraufen der Hütten gestellt werden, um das Regenwasser aufzufangen; da es nun im Berglande fast täglich regnet, haben die Frauen die mühsame Arbeit des Wasserholens nicht allzu häufig zu übernehmen.

Die Wege, welche die Bergdörfer miteinander verbinden, sind schmale, oft kaum erkennbare Urwaldpfade, die meistens an den steilsten Stellen der Hügel, „den Linien größten Widerstandes", entlang führen, wohl auch der besseren Verteidigungsmöglichkeit wegen. Dieser Umstand wird schon von den Spaniern nicht gerade mit Entzücken erwähnt.

Die höchsten Siedlungen scheinen überall bei 600 m ü. M. zu liegen.

Auf Malaita sind nun die Verhältnisse etwas anders als auf den beiden anderen Inseln, indem Dörfer an der Küste fehlen, weil diese keinen genügenden Schutz gegen Überfälle durch die kriegerischen Bergstämme bieten. Auch die langgestreckten, schmalen Inseln der Barrierenriffe bleiben unbesiedelt, denn hier könnte ein Feind an einer versteckten Stelle landen und das Dorf von der Landseite her angreifen. Die Salzwasserbevölkerung wählt vielmehr die kleinen Koralleninseln in den Lagunen als Wohnplatz oder errichtet die Dörfer auf künstlichen Inseln, die sie an seichten Stellen durch Aufhäufen von Steinblöcken anlegen (Ivens Nr. 5). Diese Inseln sind gegen Überfälle sehr geschützt, schon deshalb, weil die Bergbewohner absolut schiffsunkundig sind und weil diese Inseln nach allen Seiten freien Ausblick gewähren, so daß ein Überfall von einer anderen Insel her rechtzeitig bemerkt wird. Für diese Laguneninseln ist charakteristisch, daß fast ausnahmslos auf jeder nur ein Dorf liegt.

Siedlungsform. Die Salomoner wohnen ausschließlich in Dörfern; Einzelsiedlungen kennen sie nicht. Als „Dorf" (Pidgin-Englisch = Village) bezeichnen sie jede Siedlung, der ein Häuptling vorsteht. Erst in der Neuzeit, mit dem raschen Aussterben der Eingeborenen und mit dem Aufhören der Kriege, sind Einzelsiedlungen entstanden, die aber im Vergleich zu den Dörfern sehr in der Minderzahl sind. Auch die Mission hat zu ihrer Entstehung beigetragen, indem

sie Ehepaare nach deren Übertritt zum Christentum bewogen hat, das heidnisch gebliebene Dorf zu verlassen und sich irgendwo allein anzusiedeln.

Über die Siedlungsgröße ist zu erwähnen, daß mit dem einleitend angeführten Rückgang der Bevölkerung nicht nur die Zahl der Siedlungen, sondern auch die Dorfgröße im Laufe der Zeit kleiner geworden ist. Die großen, von den Spaniern angetroffenen Dörfer sind längst verschwunden. Jedoch muß bemerkt werden, daß es damals neben den großen auch kleine Dörfer gegeben hat. So berichtet Pedro Sarmiento vom Innern Ysabels, daß er an einer Stelle sechs Hütten angetroffen habe; auch von Guadalcanal wird ein kleines Dorf, welches nur aus zwölf Hütten bestand, gemeldet (Nr. 2, S. 105). Die meisten anderen von den Spaniern erwähnten Siedlungen waren aber bedeutend größer. Er nennt solche von Guadalcanal, die sechsundzwanzig bis dreißig Hütten besessen hätten. Während der Fahrt längs San Christoval sahen die Spanier sehr viele Dörfer, jedes besaß dreißig bis vierzig und mehr Hütten (Nr. 2, S. 157). Daraus darf man wohl entnehmen, daß diese Zahl damals ungefähr das Mittel gewesen ist. Heutzutage sind Dörfer von dreißig bis vierzig Hütten wohl kaum mehr zu finden. Im Mittel bestehen sie aus acht bis sechzehn Hütten, kleinere sind häufig, größere selten. Für das rasche Aussterben der Bevölkerung und das hierdurch bedingte Kleinerwerden der Siedlungen spricht auch die Erscheinung, daß in sehr vielen Dörfern zwischen den wohlerhaltenen, noch bewohnten Hütten zerfallene stehen, deren Insassen ausgestorben sind.

Auf den drei Inseln Guadalcanal, San Christoval und Malaita haben die Dörfer ganz verschiedene Grundrißformen. Guadalcanal – mit Ausnahme von Marau, dem von Flüchtlingen aus Malaita bewohnten Ostende der Insel – kennt nur das Zeilendorf; alle Häuser stehen nahe beieinander in einer einzigen Reihe, mit den Giebeln nach dem Dorfplatz gerichtet, der vom Strandwald begrenzt wird, und auf dem sich ein Teil des täglichen Lebens abspielt. Hinter den Hütten beginnt der Wald, in dem Kokospalmen und einige andere Fruchtbäume angepflanzt sind. Auf dem Dorfplatz stehen ebenfalls einige Kokospalmen, Orangenbäume usw. Zwischen den Hütten wird Tabak angebaut. Das Haus des Häuptlings nimmt weder eine besondere Stellung ein, noch zeichnet es sich durch besondere Bauart oder Größe aus. Hingegen stehen die Luma (das Männerhaus) und das die große Signaltrommel bergende Tabuhaus stets abseits von der Reihe der Wohnhütten, oft der ersten und letzten gegenüber; häufig ist auch die Luma im Strandwald versteckt, da sie vielfach die auf starken, in den Boden gerammten, gegen Feuchtigkeit Schutz gewährenden Astgabeln ruhenden großen Boote birgt. Da die Boote der Salomonsinseln vorn und hinten je einen mehrere Meter hohen senkrechten Schnabel besitzen, hat die Türöffnung oben in der Mitte eine senkrechte schmale Verlängerung, die das Einbringen der Boote ermöglicht. In einzelnen Dörfern ist die Luma von ganz bedeutenden Dimensionen, so daß darin mehr als zwanzig Boote geborgen werden

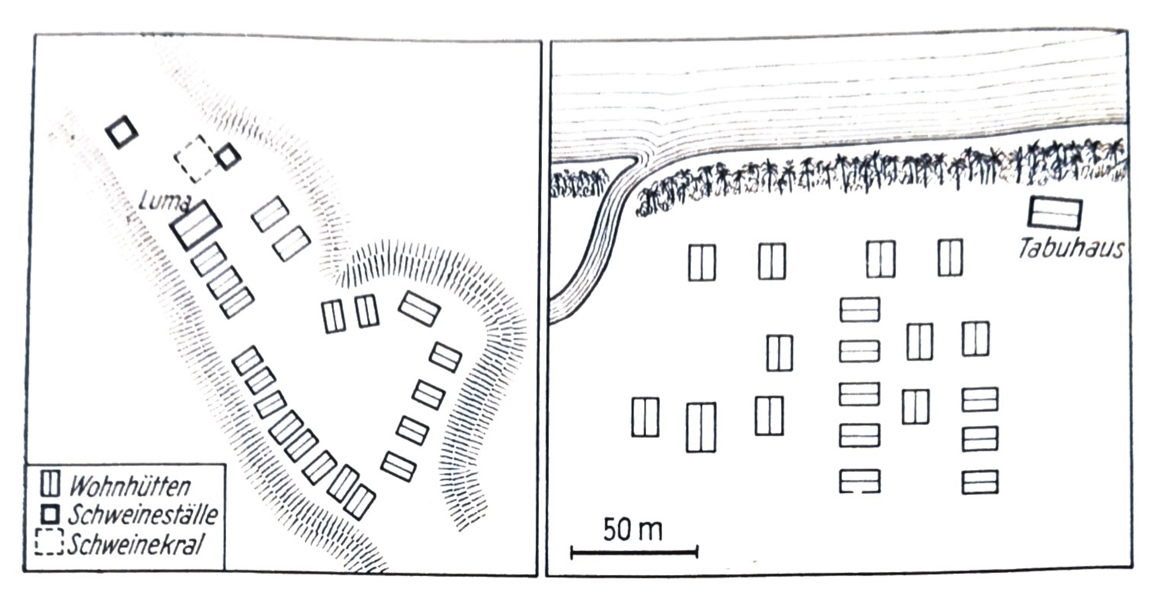
können. Niemals — auch wenn man nur für kurze Zeit landet — läßt man die Boote am Strande liegen; werden sie nicht in die Luma gebracht, so versteckt man sie doch im Strandwald, um die Lage des Dorfes nicht zu verraten. Außer den Wohnhütten, der Luma und dem Tabuhaus enthält das Dorf keine anderen besonderen Hütten, so fehlen z. B. Vorratsräume usw. Gelegentlich steht irgendwo am Waldrande ein Schutzdach, unter welchem ein Holzschnitzer eine Holzschale verfertigt. Auch Ställe fehlen; der Eingeborene hält nur Hund, Huhn und Schwein, andere Haustiere kennt er nicht. Die beiden ersten laufen frei im Dorfe herum, letztere in einem mit starkem Palisadenzaun umgebenen Kral, der aber an der Küste nur höchst selten ein kleines Schutzdach hat. Jedes Dorf war ursprünglich von einer Trockenmauer aus losen, großen Korallenblöcken zum Schutze gegen feindliche Überfälle umgeben. Heutzutage, seit es der englischen Regierung gelungen ist, die blutigen Dorffehden zu unterdrücken, sind diese Trockenmauern in Verfall begriffen.

Auch die Südküste der Insel kennt nur das Zeilendorf, das, wie bereits erwähnt, auf einer Strandterrasse angelegt ist. Abseits von der Häuserreihe, meistens näher am Strande, steht die Boote bergende Luma, in deren Nähe, oft unter einem mächtigen Baume, ein mit flachen Rollsteinen belegter Platz für die Versammlung der Männer liegt.

Die Bergdörfer von Guadalcanal zeigen eine andere Anlage als die Küstendörfer. Der Platzmangel auf dem Gebirgsgrat oder auf der kleinen Terrasse zwingt dazu, die Häuser nicht in eine, sondern in mehrere Reihen zu stellen, und so täuscht die Siedlung ein Haufendorf vor. Doch ist die Tendenz, die Anlage des Zeilendorfes beizubehalten, unverkennbar (Abb. 1). Der Platzmangel zwingt auch dazu, statt eines geräumigen Schweinekrales mehrere kleine Schweineställe zwischen den Hütten zu errichten. Diese Bergdörfer haben keine Schutzmauern, sie suchen den Schutz allein in der Lage.

San Christoval kennt nicht das einfache Zeilendorf, die Häuser stehen in mehreren, parallel zueinander verlaufenden oder sich rechtwinklig kreuzenden Reihen, und zwischen den einzelnen Hütten ist immer ein bedeutender Abstand. Das Tabuhaus steht am Innenrande des Strandwaldes, abseits von den Wohnhütten (Abb. 2). Es zeichnet sich durch seine größeren Dimensionen sowie durch die meist künstlerisch beschnitzten Tragpfosten aus und ist an beiden Giebelseiten offen. Außer dem Tabuhaus besitzt fast jedes Küstendorf ein besonderes Frauenhaus, in dem für die Männer und Kinder der auf den Feldern arbeitenden Frauen die Nahrung zubereitet wird.

Auf dem dem Ostende der Insel vorgelagerten kleinen Santa Anna stehen die Hütten in vier Reihen um einen großen rechteckigen Platz. Das Tabuhaus steht ebenfalls beim Strandwald und birgt mächtige, aus Holz geschnitzte, auf starken Astgabeln ruhende Haifische, in deren Leibern die Schädel verstorbener Häuptlinge aufbewahrt werden.



1. Planskizze eines Bergdorfes von Guadalcanal.

2. Planskizze eines Küstendorfes von San Christoval

Die Bergdörfer von San Christoval haben die gleiche Dorfanlage wie die der Küsten, nur sind sie meist kleiner, und das Tabuhaus ist an beiden Giebelseiten geschlossen. Im Gegensatz zu Guadalcanal mit dem einfachen und San Christoval mit dem mehrfachen Zeilendorf weist nun das Innere von Malaita ein ausgesprochenes Haufendorf auf, dessen Häuser unregelmäßig, weit zerstreut am Berghange liegen. Die Abstände zwischen den einzelnen Häusern können oft sehr bedeutend sein. Das Tabuhaus hat keine bestimmte Lage, es kann in der Mitte oder irgendwo am Rande liegen. Viele Dörfer sind mit einem starken Palisadenzaun umgeben, vielfach ist auch jedes einzelne Haus auf diese Art geschützt. Außerhalb des Dorfes, irgendwo im Walde versteckt, sind die Schädelhäuschen mit den Schädeln verstorbener Häuptlinge aufgestellt. Ebenfalls außerhalb des Dorfes, am Waldrand, befinden sich die kleinen Menstruationshäuschen, wohin sich die Frauen jeweilen für einige Tage zurückziehen müssen.

In den Dörfern der Langa-Langa-Lagune stehen die Hütten zum Teil in mehreren geraden Linien, zum Teil stehen sie am Ufer und reichen vielfach weit über das Wasser hinaus, weshalb sie durch Pfähle gestützt werden müssen und aus der Ferne ein Pfahlbaudorf vortäuschen. Wo die Ufer nicht bebaut sind, sind sie durch Mauern gegen das Abspülen verstärkt. Oft stehen aber zwei oder mehr Mauern parallel hintereinander, so daß zwischen ihnen zum Teil offene, zum Bergen der Einbäume, zum Teil geschlossene, zum Halten gefangener Schildkröten dienende Bassins entstehen. Im Laufe der Zeit füllen sich diese Becken mit Sand und Abfällen auf, und dann werden ihnen neue vorgebaut, wodurch die Inseln an Größe zunehmen. Abseits der Wohnhütten stehen die niedrigen, schlecht gebauten Menstruationshäuschen. Das Tabuhaus liegt meistens direkt am Ufer.

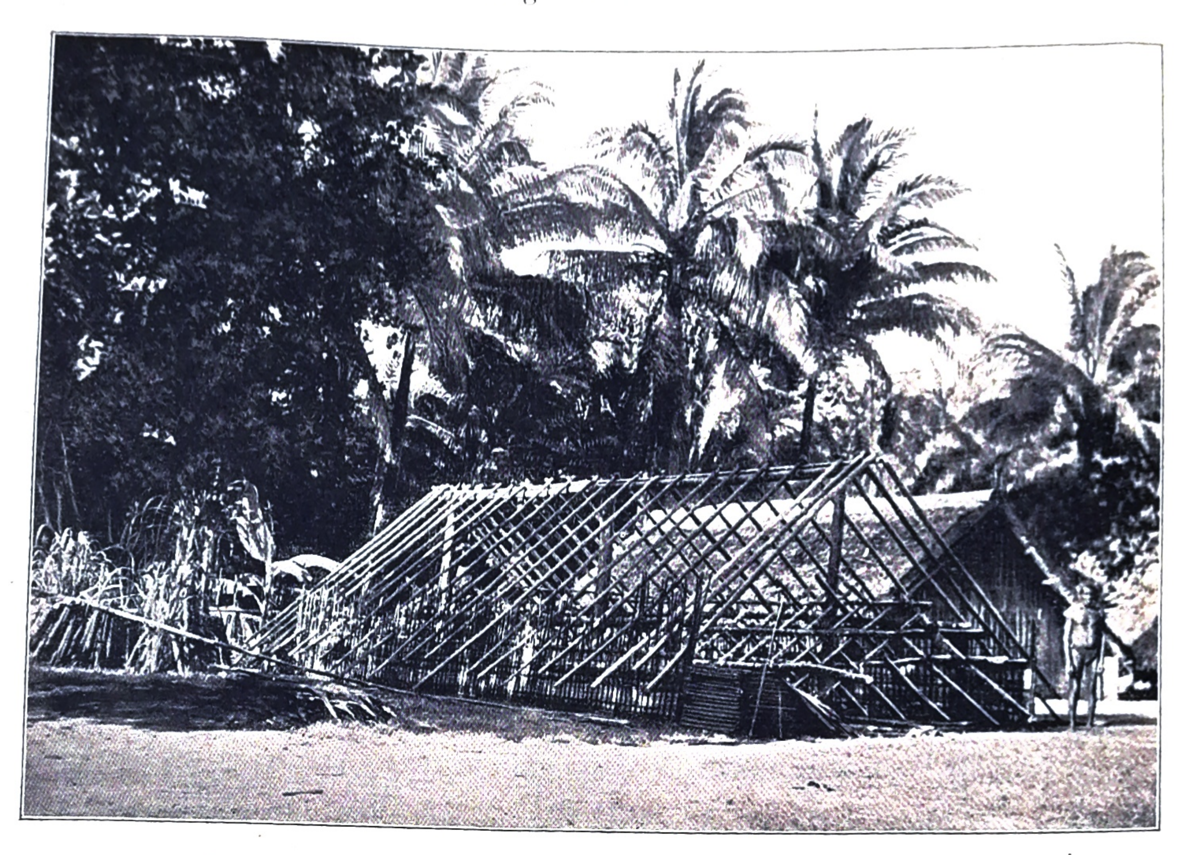
Hausform. Die Hütten, besonders diejenigen der Küstendörfer Guadalcanals, zeichnen sich durch ihre ganz sorgfältige Bauart aus, was schon den Spaniern aufgefallen ist (Nr. 2, S. 87). Auch berichten sie, daß die Hütten nicht nur wohlgebaut, sondern auch reinlich waren (Nr. 2, S. 88), was heute noch zutrifft. Das Haus von Guadalcanal hat einen rechteckigen Grundriß von sechs bis acht Meter Länge und etwa fünf Meter Breite. Große Abweichungen von diesen Mittelwerten kommen nicht vor. Das einfache Satteldach mit gerader Firstlinie reicht sehr tief herab, so daß die beiden Seitenwände nur etwa einen Meter Höhe erreichen, während die Spitze des Giebels drei bis vier Meter über die Erde ragt. Getragen wird das Dach von drei, oft beschnitzten, senkrecht im Boden steckenden runden Hartholzstämmen, die am obern Ende zur Aufnahme des runden Firstbalkens halbmondförmig ausgehöhlt sind. Zur Aufrichtung dieser Stützbalken und des Firstbalkens wird ein „inneres“ Gerüst erstellt, das erst entfernt werden darf, wenn das ganze Dach fertig und daher vom ganzen Hause umschlossen ist (Abb. 3). An dem Firstbalken hängt das ganze Dach, indem daran lange, bis zu den Seitenwänden herunter reichende, auf diesen ruhende Bambusstangen festgebunden werden. An diesen werden Querstangen befestigt, die als Dachdeckmaterial in der Mitte quer zusammengefaltete Seitenblätter der Elfenbeinpalme tragen. Zum Schutze gegen Regen wird die Firstlinie besonders sorgfältig ausgebildet. An den beiden Dachrändern, d. h. den Linien, die von der Giebelspitze zum untern Dachrand führen, wird das Dachdeckmaterial senkrecht aufgebogen, so daß das Dach, von vorne gesehen, viel dicker erscheint, als es in Wirklichkeit ist. Ein Kamin fehlt, der Rauch sucht seinen Weg durch die Lücken. Als Baumaterial für die Seitenwände dienen handbreite Latten aus dem Stamme der Elfenbeinpalme; sie werden mit Rotang an Querlatten festgebunden. Die beiden Seitenwände springen an der Frontseite meist so weit vor wie das Dach.

Jedes Haus besitzt je eine Tür an der vorderen und an der hinteren Giebelwand; beide reichen nicht bis zum Boden und sind so niedrig, daß man sich nur gebückt hindurchzwängen kann (Abb. 4). Charakteristisch für das Guadalcanalhaus ist die 20–30 cm hohe, rechteckige Erderhebung, auf der es steht, und die Schutz vor Bodenfeuchtigkeit gewährt. Sie ist mit großen Steinblöcken eingefaßt.

Das Innere des Hauses ist nicht durch Querwände in mehrere Räume getrennt; die rechteckige, von Steinen eingefaßte Feuerstelle befindet sich im hinteren Teil der Hütte, die Schlafstellen liegen an den beiden Längswänden. Jedes Haus wird nur von einer Familie bewohnt.

An der Südküste sind die Häuser etwas weniger sorgfältig gebaut und stehen nicht auf solchen Erderhebungen, sondern auf hohen, aus Rollsteinen errichteten Sockeln, die jeder Bodenfeuchtigkeit wehren. Auch der von einer kniehohen Mauer umgebene Hof vor der Hütte ist mit flachen Rollsteinen belegt.

Die Hütten der Bergdörfer haben den gleichen Grundriß und Aufbau wie



3. Haus im Bau.



4. Dorf im Innern von Guadalcanal.

die an der Küste, nur sind sie viel kleiner und schlechter gebaut. Statt des Holzes der Elfenbeinpalme verwendet man Bambus; die Wände sind zum Schutze gegen den Wind mit Blättern verkleidet. Die Erderhöhung ist nicht oder mit Holzbalken eingefaßt (Abb. 4). Der First ist trotz den größeren Regenmengen nicht besonders sorgfältig ausgebildet, sondern meist nur mit halbierten Bambusstangen gedeckt. Das Tabuhaus der Bergdörfer und die Luma sind nicht größer als die Wohnhütten, besonders da sie keine Boote zu bergen haben.

Das Haus von San Christoval hat ebenfalls einen rechteckigen Grundriß, doch hat es meistens an der vorderen Giebelseite eine offene Plattform. Es steht auch nicht auf einem Sockel, sondern direkt auf der Erde, und weil im Laufe der Zeit der Boden im Innern ausgetreten wird, so kann sich dort Wasser ansammeln und die Hütten sind im Innern stets feucht. In der Mitte erhebt sich ein übermannshohes Gestell, auf dem Kochschalen und Feldfrüchte aufbewahrt werden. Im Inland haben die Hütten hinten oder an der Seite einen niedrigen Anbau mit flachem Pultdach, wodurch der Innenraum vergrößert wird, da er nicht durch eine Zwischenwand vom übrigen Hüttenraum getrennt ist. Die Schlafstellen liegen an den beiden Längsseiten, sind mit Holzasche bedeckt und durch am Boden liegende Holzstangen vom übrigen Hüttenboden getrennt.

Das Malaitahaus ruht meistens auf Pfählen, an steilen Berghängen nur dessen vorderer Teil. Doch gibt es auch viele Bergstämme, die ihre Hütten direkt auf dem Erdboden errichten. Wer von Guadalcanal und San Christoval nach Malaita kommt, dem fällt auf, wie außerordentlich schlecht die Malaitabevölkerung ihre Hütten baut. Das Dach wird oft nur mit losen Blättern bedeckt, die mit langen, bis auf den Boden reichenden Stangen beschwert sind. Auch die Hauswände werden nur aus Blättern gebildet. An der Vorderseite springt das Dach meistens mehrere Meter weit vor und wird durch Stangen gestützt, wodurch ein vor Regen geschützter Arbeitsplatz entsteht. Die Tür ist außerordentlich schmal und niedrig, so daß man nur seitwärts in gebückter Stellung eintreten kann.

Nicht viel besser sind die Häuser der Lagunenbevölkerung gebaut. Die Häuser stehen, wie bereits erwähnt, in Reihen, und zwar vielfach so, daß die Giebel einander gegenüberstehen. In diesem Falle werden die vorspringenden Dächer miteinander verbunden, so daß zwei Häuser unter ein Dach zu stehen kommen, und zwischen den beiden Giebeln ist der durch das durchgehende Dach vor Regen geschützte Arbeitsplatz, wo die Frauen tagsüber mit der Herstellung des Muschelgeldes beschäftigt sind.

Literatur

1. Codrington, R. H.: The Melanesians. Oxford 1891. — 2. Friederici, G.: Die Entdeckung der Inseln des Salomo. Suttgart 1925. — 3. Guppy, H. B.: The Solomon Islands and their natives. London 1887. — 4. Ivens, W. G.: Melanesians of the South-East Solomon Islands. London 1927. — 5. Ivens, W. G.: The island builders of the Pacific. London 1930. — 6. Paravicini, E.: Reisen in den britischen Salomonen. Frauenfeld und Leipzig 1931. — 7. Woodford, Ch. M.: A naturalist among the head-hunters. London 1890.

Die ländlichen Siedlungen in Australien

Von Walter Geisler

Mit 4 Bildern

In Australien finden wir eine klare Scheidung zwischen städtischen und ländlichen Siedlungen. Während bei den Stadtlandschaften im allgemeinen eine viel stärkere Unabhängigkeit von der Natur des Landes festzustellen ist, d. h. also der Mensch auf die dingliche Ausgestaltung einen sehr starken Einfluß ausübt, bleibt die ländliche Siedlung in viel höherem Maße von den Naturgegebenheiten abhängig. Das liegt allein daran, daß für die landwirtschaftliche Betätigung des Menschen die natürliche Ausstattung des Landes das Wesentliche ist und durch Lage, Flur und schließlich auch die Baustoffe der Gebäude selbst sowie in der Anlage der Siedlungen und Gehöfte die ländliche Siedlung naturgebundener ist als die Stadt.

Aber Völker und Nationen wirken in ganz verschiedenem Maße auf die Natur ein, und so entstehen verschiedene ländliche Siedlungsformen auch bei gleicher natürlicher Ausstattung des Landes. Eine wissenschaftliche Betrachtung der ländlichen Siedlungsformen eines jungen Koloniallandes wie Australien bietet insofern aufschlußreiche Ergebnisse, als der Einfluß der Naturverhältnisse und der Umwelt auf die bereits aus einem Kulturlande kommenden Kolonisten, die also schon ein ausgeprägtes Kulturgut mitbringen, abgeleitet werden kann. Was in dem neuen Koloniallande anders ist als in der Heimat der Siedler, muß auf Einflüsse der Umwelt zurückgeführt werden.

Es sind also die beiden Faktoren Natur und Mensch in ihrem Einfluß auf die ländlichen Siedlungen hin zu untersuchen. In Australien treten sich beide Komponenten außerordentlich starr und ausgeprägt gegenüber. Unermeßlich weite Ebenheiten und jungzertalte Plateauränder an der Kordillere sind die wesentlichen Kennzeichen der Oberflächengestalt. Das Klima ist durch große Trockenheit im Innern charakterisiert, und nur am Ostrande gibt es dauernd fließende Flüsse. Der Kampf gegen die Instabilität des Klimas bedingt in vielem die Wirtschaftsform.

In dieses aride Land ist der Mensch gesetzt. Der auf primitivster Wirtschaftsstufe lebende Ureinwohner war nicht imstande, dem Boden größere Werte abzuringen. Er blieb Sammler und Jäger. Erst der Europäer, also in erster Linie der Brite, dann aber auch der Deutsche, konnte höhere Wirtschaftsformen einführen und wenigstens an einigen Stellen eine Kulturlandschaft hervorbringen[1]. Die anderen eingewanderten Rassen, also namentlich die

[1] Nähere Auskunft über Natur und Kultur des Erdteiles geben die Länderkunden des Verfassers, so Australien und Ozeanien, Bibliogr. Institut, Leipzig 1930, Australien und Neuseeland in Klutes Handb. d. geogr. Wiss., Potsdam 1930, und Australien und Ozeanien in der Allgem. Länderkunde von Wagner-Meinardus, Hannover 1931.

Mongolen, haben selbständige kulturelle Taten in Australien nicht zu verzeichnen und können demzufolge außer Betracht bleiben.

Im Verhalten des Menschen gegenüber dem Naturzwang zeigt sich große Verschiedenheit. Der Engländer paßt sich schnell der neuen Umgebung an, während der Deutsche an den überlieferten Formen zähe festhält. So finden wir das Dorf nur da, wo Deutsche siedeln, während sonst überall der Einzelhof vorherrscht, der allerdings auch dem Schotten und Iren vertraut war, aber nicht dem Engländer. Alle Briten haben sich bezüglich der Bauweise und der Baustoffe weitgehend dem Lande angepaßt, während die Deutschen lange Zeit an der überlieferten Fachwerkkonstruktion festhielten, bis ihnen in Queensland die weißen Ameisen die Häuser aufgefressen hatten. Im Staate Südaustralien, wo die Umwelt weniger zerstörende Wirkungen ausübt, sind noch heute einige Fachwerkhäuser erhalten. Im allgemeinen aber hat sich auch dort der Deutsche allmählich der landesüblichen Bauweise angeschlossen; aber in der Gehöftform ist er sich treu geblieben. In Ortschaften wie Hahndorf, jetzt Ambleside, und Bethanien herrscht das fränkische Gehöft vor.

Die deutschen ländlichen Siedlungen in Südaustralien und im südöstlichen Queensland bilden also eine beachtliche Ausnahme. Wir finden dort Dörfer[1], wo wir sonst unter den gleichen wirtschaftlichen Bedingungen Einzelhöfe haben, wir finden die fränkische Gehöftanlage und vereinzelt noch das mitteldeutsche Fachwerkhaus. Je isolierter der Deutsche wohnt und je weiter wir in die Tropenregion kommen, um so mehr haben sich die typischen heimischen Formen verloren, haben Umwelt und die Natur des Landes die Oberhand gewonnen.

Wenn wir die deutschen ländlichen Siedlungen in Australien auslassen, gelangen wir zu einem einheitlichen Gesamtbilde insofern, als nur der Brite als Schöpfer der Formen auftritt, so daß nur die Naturgegebenheiten als differenzierend in Frage kommen. Diese können in zweierlei Richtung wirken: einmal in der Art und Verbreitung der wirtschaftlichen Typen der ländlichen Siedlungen und dann in bezug auf die Hausformen, wobei wir den Baustoff zur letzteren Gruppe stellen, die Lage der Ansiedlungen und ihre Größe zur ersteren[2].

Für die Art der Siedlungs- und Hausformen sind als Ausgangspunkt die Formen anzusehen, die dem Kolonisten von seiner Heimat her geläufig sind. Wenn das Siedeln in Einzelhöfen durchweg festzustellen ist, so weist diese Tatsache einesteils auf eine Anpassung des Menschen an die Naturgegebenheiten hin, zum andern auch auf die Wirtschaftsstufe bzw. den Entwicklungszustand

[1] Und zwar Straßendörfer und Reihendörfer. Näheres siehe Walter Geisler, Die Deutschen und ihre Siedlungen in Australien, Jahrb. 1930 der Geogr. Ges. zu Hannover.

[2] Siedlungskundliche Untersuchungen über Australien sind mir nicht bekannt geworden. Ich stütze mich in meinen Ausführungen lediglich auf Beobachtungen während meiner Reisen 1926 und 1927.



1. Steppengasthaus. (Phot. W. Geisler, Breslau.)

der Wirtschaft. Der Siedler braucht von dem jungfräulichen Boden so viel Fläche, daß es vorteilhafter ist, wenn der Nährboden direkt an der Wohnung bzw. an den Wirtschaftsgebäuden liegt. Die Einzelhöfe liegen also da besonders weit entfernt, wo eine große Nährfläche notwendig ist, besonders eng beieinander aber bei gutem Boden. In Gegenden mit Plantagenwirtschaft oder Obstkulturen kommt es dann von selbst zur Streusiedlung, d. h. die Gehöfte liegen unregelmäßig verstreut in der Flur. Solche Streusiedlungen können bei fortschreitender Intensivierung durch Aufteilung größerer Farmen entstehen, sie sind aber auch vielfach, besonders in Flußniederungen, direkt vor der Rodung vermessen. Gelegentlich kann man auch Pseudo-Reihendörfer beobachten, wenn nämlich längs des Flusses die Parzellen verhältnismäßig klein sind und die Farmer aus begreiflichen Gründen ihre Häuser zwischen Straße und Fluß in einer Reihe errichtet haben.

Der Standort der Siedlungen ist selbstverständlich auch in Australien vom Wasser abhängig. Es sind aber einige Besonderheiten zu beachten. Da es eine Regulierung der meist periodisch bzw. episodisch fließenden Flüsse nicht gibt, der Wasserstand sehr verschieden ist, können die Siedlungen nicht am Fluß selbst liegen. Wir finden sie am hohen Ufer in Randlage, aber nur ausnahmsweise in Feuchtlage[1], Nestlage und Talstraßenlage sind in den gebirgigen Teilen des Südostens, in der Mount-Lofty-Kette und der Kordillere zu beobachten. Im tropischen Teile der Kordillere ist die Gipfellage aus klimatischen Rücksichten sehr beliebt und geradezu typisch.

Sehr häufig ist infolge der Ausbildung großer Ebenheiten die Ebenenlage. Es gibt in den weiten Savannen und Steppen des Ostens keine andere Möglichkeit, und außerdem ist hier ein guter artesischer Brunnen wertvoller als die Lage an einem Fluß, der einmal durch seine gewaltigen Wassermassen, die plötzlich heranstürmen, große Gefahren birgt, meist aber ohne Wasser ist.

[1] Lagebezeichnung nach W. Geisler, Die deutsche Stadt, Forsch. z. dtsch. Landes- u. Volkskunde, Bd. 22, Stuttgart 1924.

Oft finden sich die ländlichen Siedlungen am Fuße der plateauartigen Inselberge, die sich im Innern von Australien, auch im Gebiete des Großen Artesischen Beckens, überall finden. Wenn nicht ein psychologisches Moment mitspricht, sich an einem irgendwie in der Eintönigkeit hervortretenden Punkte niederzulassen, so ist es der Schutz vor dem Winde und eine etwas frischere Vegetation in den sich dort findenden Tonpfannen. Jedenfalls ist es ein Lagetyp, der als Inselbergfußlage einen Spezialfall bildet.

Das Gehöft selbst ist stets in Streulage angelegt, d. h. die einzelnen Gebäude sind unregelmäßig zueinander errichtet. Regelmäßige Anlagen, wie in der Art des fränkischen Hofes, sind mir nicht aufgefallen. Da der Platz keine Rolle spielt, ist das Gehöft in Streulage sehr weiträumig angelegt. Wichtig ist, daß für jede Funktion der Wirtschaft und des Lebens ein Gebäude vorhanden ist. Das geht so weit, daß der Backofen und die Küche gesondert vom Wohnhause liegen, daß die Angestellten in einem besonderen Hause wohnen, ebenso der Inspektor. Zu beachten ist, daß sich nur kleine und nur ebenerdige Häuser finden. Ist ein Haus zu klein, so wird ein anderes danebengebaut, zunächst durch eine Veranda miteinander verbunden; schließlich werden sie mit der Längswand aneinandergelehnt.

Die Entwicklung der Endform des Wohnhauses habe ich an anderer Stelle bereits auseinandergesetzt[1]. Der Ausgangspunkt war das ebenerdige Blockhaus, das einmal durch eine Innenwand geteilt wurde und die Veranda enthielt. Durch Aneinanderrücken zweier solcher Zweiraumhäuser entstand das Vierraumhaus, und bei der Endform fügte sich noch die Küche an. Aber letzteres trifft man hauptsächlich in Städten. Wichtig für das Verständnis der Entwicklung der Hausformen ist es, daß wir die komplizierteren Formen mit rechtwinkligen Anbauten überhaupt nicht finden. Die ursprüngliche Form ist – und das wird man verallgemeinern und zum Gesetz erheben können – das Gehöft; der Winkelhof ist späteres Stadium.

Das Blockhaus wurde als Ursprungsform schon in der ersten Zeit der Kolonisation erbaut. Es war naheliegend und entsprach einem Naturzwange, daß sich die Kolonisten aus Baumstämmen ein Haus in Rechteckform erbauten. Das Dach mußte in den feuchten Gebieten ein Giebeldach sein, sonst kommt auch ein flaches Dach bzw. das Pultdach vor. Bezeichnend ist es aber, daß die Anlehnungen an heimische Formen, die man zunächst im Südosten und auf Tasmanien anwandte, sehr bald vollkommen verschwanden. Wir finden gelegentlich noch Backstein- und Hausteinhäuser mit zwei Geschossen, beispielsweise in Mount Gambier in der Südostecke des Staates Südaustralien. Sie sind später nie wieder erbaut worden, auch da nicht, wo der Haustein weiterhin Anwendung fand, wie im Gebiete der Mount-Lofty-Kette.

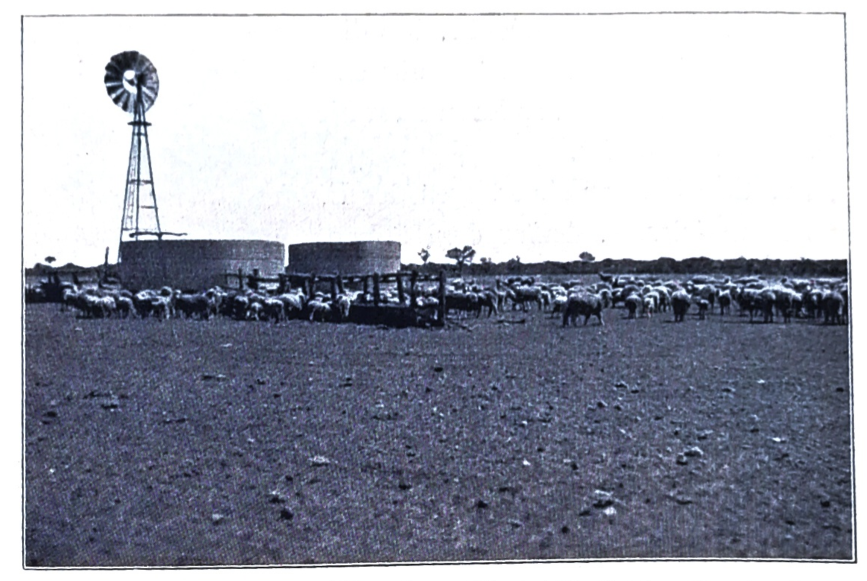
[1] Walter Geisler, Australische Stadtlandschaften in „Stadtlandschaften der Erde", hrsg. von S. Passarge, Hamburg 1930.

Das feuchtheiße Klima des Nordens und Nordostens hat als Tropenhaus die „Haus-in-Haus-Form" hervorgebracht. Das Haus erhält ein doppeltes Dach, ringsum an allen vier Seiten die Veranda mit Bambuswänden und wird auf Pfähle gesetzt. Als Übergangsform wird das auf Pfählen stehende Haus namentlich in Queensland beobachtet.

Im Baustoff ist eine weitgehende Anlehnung an die Natur und an das Klima festzustellen, weiterhin aber auch an den Entwicklungszustand. Steinbauten finden wir nur in Südaustralien, wo der Wald selten ist und schnell der Kolonisation zum Opfer fiel. Außerdem war guter Haustein vorhanden. Im übrigen wird aber Holz als Baustoff bevorzugt, und zwar fast ausschließlich in den Eukalyptuswaldgebieten und in ihrer weiteren Umgebung, namentlich im Steppengebiet des Ostens. Es sind das Landstriche, die einigermaßen besiedelt und verhältnismäßig leicht zu erreichen sind. Je weiter wir jedoch von der besiedelten Küste des Ostens und Südens entfernt sind, um so mehr tritt das leicht transportable Wellblech an die Stelle des Holzes. Außerdem hat das Wellblech den Vorzug, daß es die Wärme schnell wieder abgibt. Holz gibt es in diesen Gebieten überhaupt nicht, oder es ist so schlecht wie im Norden, daß es zur Herstellung von brauchbaren Planken nicht geeignet ist. Auf jeden Fall sind die Gestehungskosten für Holzhäuser infolge der Abgelegenheit und des Mangels an Arbeitskräften so hoch, daß sie vom Wellblechhause verdrängt sind. Das Wellblech ist im übrigen das beliebteste Material für die Dächer in allen Teilen Australiens. In neuester Zeit werden auch transportable Kunstwände zum Bau der Häuser verwandt, wodurch diese gewisse Einheitsgrößen erhalten. Häuser aus Backstein findet man auf dem Lande selten. Das für das ländliche Haus charakteristische Material ist das Holz.

Australien ist ein typisches Land der Monokultur. Man muß sich aber vergegenwärtigen, daß es sich um einen Kontinent handelt, der sich aus Ländern in verschiedenen Klimazonen zusammensetzt. Wenn also auch in der einzelnen Landschaft eine große Einförmigkeit bezüglich der wirtschaftlichen Typen herrscht, so haben wir im ganzen gesehen doch eine gewisse Mannigfaltigkeit. Sie erklärt sich aus der verschiedenen natürlichen Ausstattung der Landschaften, denen sich der wirtschaftende Mensch anpassen muß.

Beginnen wir bei der primitivsten Form, so haben wir die Rinderstationen des Innern zuerst zu betrachten. Wir verstehen darunter die Viehfarmen in den extensiven Weidegebieten, wo ohne besondere Pflege die Rinder in ungemein weitläufigen Weidegründen ausgesetzt werden und nur in gewissen Zeitabständen einer „Musterung" unterzogen werden. Zu diesem Zwecke wird das Vieh in umhegte „Paddocks" zusammengetrieben. Das verkaufsfähige Vieh, es handelt sich nur um Schlachtvieh, wird ausgemustert und in oft wochenlangem „droving" bis zur nächsten Bahnstation gebracht. Das Jungvieh wird gebrannt und mit dem übrigen wieder in die Weidegebiete gelassen.


2. Schafe an der Tränke. (Phot. W. Geisler, Breslau.)

Die einzelnen Stationen sind infolge des sehr mageren Bodens des Spinifex-Dünenlandes sowie des etwas besseren Scrublandes der Fläche nach ungeheuer groß; sie erreichen 2500 qkm für gewöhnliche Betriebe. Handelt es sich um Gesellschaften, die sich vornehmlich im unentwickelten Norden angesiedelt haben, so erreichen sie die Größe bis zu mittleren europäischen Staaten. Man kommt dann selbstverständlich nicht mehr mit einer Station aus, sondern es entstehen Außenwerke unter einem Aufseher. Es ist nichts Außergewöhnliches, wenn die Hirten wochenlang von der Siedlung fern sind, um das Vieh zu beaufsichtigen, es dahin zu treiben, wo es gerade einmal geregnet hat, oder es auf die Wasserstellen zu verteilen. Die Stationen selbst sind denkbar einfach. Da Stallfütterung unbekannt ist, bedarf man kaum irgendwelcher Einrichtungen; meist genügt eine Remise neben dem Vorratshaus. Sehr stattlich nehmen sich die Stationen auf großen Besitzungen aus, wo Werkstätten und vielerlei Wohnhäuser, Schuppen und Vorratshäuser, die fast einem Warenhause gleichen – denn man muß sich bei den großen Entfernungen auf Monate, oft auf ein Jahr verproviantieren –, notwendig werden. Es fehlt nie ein Gehege, um Vieh für kurze Zeit zu halten und Zugtiere bereit zu haben, und der lebenswichtige Brunnen. Wo es irgend möglich ist, wird mit größten Anstrengungen eine Art Garten oder doch ein Stückchen Rasen von einem gelegentlich fallenden Regen zum andern hinübergerettet.

Für Rinderzucht ist das Land gar nicht besonders geeignet, und Schafe kann man des Dingos wegen nicht halten. Es ist unmöglich, so gewaltige Flächen mit einem „dingosicheren“ Zaun zu umgeben, und Rinder greift der Dingo nicht an. Im Norden sind die Vorbedingungen für die Rinderzucht ganz gut, und dem Schaf ist das Savannenland zu feucht. Aber das Land ist noch sehr wenig entwickelt.

Die Schaffarmen sind der Fläche nach mit denen der Rinderstationen zu vergleichen. In Queensland trifft man Farmen mit 3900 qkm. Im Trockengebiet mit Salzbusch rechnet man rund 8 ha für ein Schaf, in anderen Gebieten immerhin

2,4–4 ha. Wenn man bedenkt, daß die gewaltigen Gebiete zum Schutze gegen den Dingo eingezäunt werden müssen und daß ein Brunnen zu bohren 10000 bis 20000 RM. kostet, so kann man nicht sagen, daß die Schafzucht in diesen Gebieten einfach ist.

Die Schaffarmen sind wegen der Einrichtungen für die Schafschur größer und komplizierter. Außer dem Scherschuppen mit Ständen für mindestens 6 Scherer – meist für 12 bis 20 und mit elektrisch betriebenen Schermessern – sind für die genaue Sortierung der Schafe große Gehege notwendig. Auch bedarf das Schaf eingehenderer Pflege als das Rind. Meist werden die Schafe aus artesischen Brunnen getränkt, doch kommen auch die sogenannten ,,Dämme" vor, d. h. man erhöht eine natürliche Vertiefung nach drei Seiten und läßt sich das Regenwasser in der so entstandenen Mulde sammeln, eine höchst sorglose Art, mit dem kostbaren Wasser umzugehen.

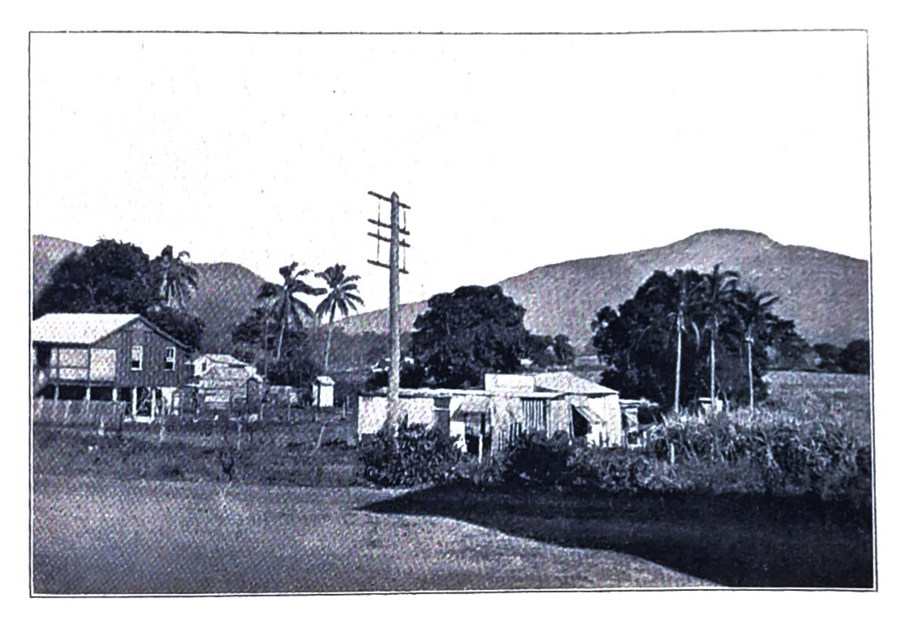
Als eine besondere Gruppe der Monokultur treten uns die Weizengebiete entgegen. In ihrer typischen Form finden wir die Weizenfarmen im Schwanlande in Westaustralien, in Südaustralien und über das Murraygebiet einschließlich des Malleelandes nach Victoria hinein in den weiten Ebenen der Wimmera. Von den Murrayebenen reicht das Gebiet nach Neusüdwales hinüber, wo die Riverina, das Land zwischen Murrumbidgee und Murray[1], eine wichtige Kornkammer ist. Je weiter wir nach Osten kommen, um so mehr tritt das ,,mixed farming" auf.

Die reinen Weizenanbaugebiete zeigen bezüglich der Physiognomie der Siedlungen ein eintöniges Bild. Da mit modernsten Hilfsmitteln, mit Mähdreschmaschinen, gearbeitet wird, außerdem die Farmer genossenschaftlich zusammengeschlossen sind, ist das Land sehr dünn besiedelt, und die Farm entbehrt besonderer Einrichtungen. Die Maschinen bleiben vielfach auf dem Felde, und das Getreide kommt sofort an Sammelstellen, die meist an der Eisenbahn liegen. Die Aufschließung des Geländes geschieht in der üblichen Form rechtwinklig aufgeteilter Blöcke. Die Straßen verlaufen in gerader Linie durch die Landschaft, und nur in der Wimmera erhält das Bild der Ebene durch die zahlreichen Bewässerungskanäle eine besondere Note. Die Länge aller Kanäle im Staate Victoria beträgt 15000 km.

Im Südosten Australiens ist man teilweise aus dem Stadium der reinen Monokultur hinaus. Die Zone der Downs in Neusüdwales ist nicht nur ein Land guten Weizens, sondern auch vorzüglicher Schafwolle. Die Besitzungen mit ,,mixed farming" sind etwa 200 ha groß. Von der Fläche wird aber nur ein Bruchteil mit Weizen bestellt, der Hauptteil wird als Schafweide genutzt. Auch werden Rinder und Pferde gehalten. Hier ist die Weidewirtschaft intensiver; man rechnet 2 acres für ein Schaf; wo durch Anbau von Futter nach-

[1] Es ist falsch, das Land zwischen Murray und Darling als Riverina zu bezeichnen, wie es auf den meisten Karten unserer Atlanten geschieht.

geholfen wird, kommen bereits zwei Schafe auf 1 acre (= 4046 qm). In den Downs der Neuenglandstaaten ist man noch weiter in der Steigerung der Intensität. Hier wie überhaupt im Süden wird bei schlechten Ernten das Vieh auf die Felder geführt, und so erntet man zwar kein Getreide, hat aber doch Futter für Schafe und Rinder.


3. Zuckerrohr im feucht-tropischen Längstal. (Phot. W. Geisler, Breslau.)

Da auch in diesen bevorzugten Gegenden Stallfütterung unbekannt ist, also Ställe völlig fehlen, sind die Farmen trotz des gemischten Betriebes bezüglich der Baulichkeiten ziemlich klein. In diesen Gegenden, wo es häufiger regnet, fehlt der Damm fast nie. Die Menschen sammeln das Wasser für ihren Bedarf von der Traufe des Hauses in gedeckte Wellblechtonnen, die an keinem Farmhause fehlen.

Ein anderer Typ der Farm hat sich in den feuchten Küstengebieten des Ostens und Südwestens herausgebildet, das ist die Milchfarm. Sie ist wiederum in Monokultur vertreten. Die Butter- und Käsefabriken sind in Landstädten lokalisiert, wo wir auch die Mühlenindustrie antreffen.


4. Orangenplantage in Neusüdwales. (Phot. W. Geisler, Breslau.)

An einzelnen besonders geeigneten Stellen werden verschiedenartige Obstsorten angebaut, ferner Weinreben. Hier liegen die Besitzungen enger beieinander, die Höfe unterscheiden sich wenig von den typischen Formen. Meist sind sie besser gepflegt und solider gebaut, weil der Farmer sich etwas mehr leisten kann, seine Farm leichter erreichbar ist, also Material und Einrichtungsgegenstände billiger zu haben sind. Besondere Einrichtungen finden wir zum Dörren der Früchte namentlich im Bewässerungsgebiet des Murray und Murrumbidgee. Wo wir Weinkeltereien haben, wie in Südaustralien, liefern die Weinbauern an einzelne Großunternehmer. Deutsche Bauern haben etwa 12 ha, die sie z. T. mit der Weinrebe bepflanzen, z. T. mit Weizen bestellen. Die Farmer britischer Herkunft haben meist größere Flächen.

Die Obst- und Weinkulturen führen uns in das Tropengebiet. Größere Anbauflächen treffen wir nur an der Ostküste von Queensland an. Im äußersten Südosten des Staates finden wir die deutschen Farmer. Sie haben im allgemeinen 20 ha guten Bodens, den sie mit Zuckerrohr, Ananas, Wein, tropischen Früchten und Mais bebauen, auch halten sie Milchkühe. Für Vergrößerung der Anbaufläche fehlt in dieser Gegend leider das Land. Sonst sind die Besitzungen größer, und in den Back Plains der Darling Downs, wo infolge der Höhenlage Weizenanbau und Viehwirtschaft vorwiegen, betragen die Flächen 128 ha und 800 bis 900 ha.

Je weiter nach Norden, um so mehr wird die Maiskultur an der Küste von den Zuckerrohrplantagen eingenommen. Hier wurden infolge der Weiß-Australien-Politik die Kulis nach Gründung des Australischen Staatenbundes nach Hause geschickt und nur weiße Arbeiter geduldet. Deshalb hat die Zahl der Kleinbetriebe stark zugenommen, die Gehöfte liegen verstreut, und in den Townships werden die Zuckerfabriken vielfach auf genossenschaftlicher Grundlage betrieben. Während im Norden die Felder ohne künstliche Bewässerung bleiben, gehören die Kanäle und sonstigen Bewässerungsanlagen zu den wesentlichen Bestandteilen der Kulturlandschaft. Diese ist immer wieder durchbrochen von Urwald, so daß bei der Nähe des stark zertalten Steilabfalls der Kordillere überaus malerische Landschaftsbilder hervorgerufen werden.

An die Küstenlandschaften legt sich nur ein schmaler Streifen mit „mixed farming“, und dann ist man im weiten Gebiete der Weidewirtschaft. Der Norden ist noch so wenig entwickelt, daß die wenigen Rinderstationen sehr weit auseinanderliegen, und außerdem meist staatliche Versuchsfarmen für den Anbau tropischer Gewächse noch spärlicher verstreut zu finden sind.

In diesen Landstrichen mußte sich der Mensch in weitgehendem Maße den Naturgegebenheiten anpassen. In wirtschaftlichen Dingen hat er sich überraschend schnell umstellen können, da es sich um den auf hoher Stufe stehenden und sehr beweglichen Europäer handelt. Anders ist es bei den Kulturbedürfnissen und fest verankerten Gewohnheiten des privaten Lebens. Da kämpft auch der Brite einen zähen Kampf, und schließlich muß auch er vieles aufgeben.

Die ländlichen Siedlungen Kanadas

Von Walther Tuckermann

I

Die Indianer des östlichen Kanada waren bei der Ankunft der Franzosen zu einem guten Teil seßhafte Ackerbauer. Das gilt namentlich von den Irokesen und den ihnen verwandten Huronen, die im Gebiet der Großen Seen und am Lorenzstrom saßen. Die Dörfer bestanden aus mit Holz und Birkenrinde aufgebauten länglichen Gemeinschaftshütten, die z. B. bei den zwischen dem Simcoesee und der Georgian Bai wohnenden Huronenstämmen Maße von 180 bis 200 Fuß aufwiesen. In der Mitte der Hütte war ein Gang, zu beiden Seiten lagen die Räume der einzelnen Familien, deren Zahl häufig 20 betrug. Der Raum unter dem aus Sparren angefertigten Dache war die Vorratskammer. Die französische Mission St. Joseph diente im 17. Jahrhundert zwei Flecken, von denen der größere ungefähr 400 Familien sammelte. Da die Hauptsiedlung der um den Simcoesee wohnenden Indianer 200 Häuser aufwies, so ergaben sich sehr beträchtliche Einwohnerzahlen. Auch bei kleineren Stämmen waren volkreiche Siedlungen häufig. Eine Dorfgemeinschaft der Neutres wies z. B. nach den Missionsquellen über 1600 Einwohner auf. Bei den ackerbauenden Indianern überwog durchaus das Siedeln in geschlossenen Orten. Doch gab es, wenn auch völlig zurücktretend, auch einzelnstehende Hütten, deren Bewohner sich aber hauptsächlich dem Fischfang widmeten. Solche Hütten erwähnt Jacques Cartier auf seiner Fahrt den Lorenzstrom aufwärts (1535). Die Orte wählten sämtlich die Lage in der Nähe des Wassers, bei Flüssen und Seen, häufig auf einer erhöhten Stelle, gern über einem Steilhang, weiter geschützt womöglich durch Schluchten und durch aus dreifachen Stein- oder Erdwällen bestehende Befestigungen. Im übrigen kennt man auch bei diesen Indianern die Verlegung der Wohnstätte; denn der Boden wurde nur oberflächlich bestellt, und so konnte sich, zumal wenn auch der Wald weitgehend zerstört war, nach 15 bis 20 Jahren ein Wechsel ergeben. Die Franzosen der frühen Kolonialzeit sprechen von derartigen verlegten Siedlungen z. B. in der Gegend von Quebec.

Dieser immerhin mehr seßhaften, auf An-, besonders Maisbau in der Hauptsache begründeten Siedlungsweise steht eine ausgesprochener nomadische anderer Völker gegenüber. Ein großer Teil der Algonkinstämme, wie die Montagnais nördlich vom Raume von Quebec, lebte in der Hauptsache von Jagd und Krieg und verabscheute den Ackerbau. Ihre Dörfer waren klein. Sie wanderten, wenn der Nahrungsspielraum erschöpft war, mit dem Hausmaterial, den Matten und anderem Hausrat weiter. Die schweren Kriege zwischen den Irokesen, den Huronen und den Algonkinstämmen hatten zu einer außer-

ordentlich starken Entvölkerung geführt. Von der Mündung des Lorenzstromes bis zu dem späteren Quebec traf Cartier nur vier Dörfer, zwischen Quebec und Montreal, auf 190 km, nur ein Dorf an. Zwischen dem Lorenzstrom und dem Champlainsee war der seßhafte Mensch überhaupt verschwunden. Bei den Indianern der Prärie und der nördlicheren Waldgebiete, deren Leben in der Jagd und in der Fischerei aufging, waren die Hütten, den immer wieder auf Wanderung eingestellten Sitten angepaßt, aus ganz leichtem Material, aus Stangen und aus Rinde zusammengesetzt. Dagegen haben die auf einer anderen Kulturstufe stehenden Indianer der kanadisch-kolumbischen Küstengebiete stattlichere, feste, reich ornamentierte, mit Totempfosten gezierte Holzbauten am Meer und an Flüssen, die wieder meist von mehreren Familien bewohnt werden. Bei ihnen ist die Ernährungsbasis der Fischfang. Denn der Ackerbau war diesen Indianern nur ganz unwesentlich bekannt und ist auch wohl erst später zu ihnen gedrungen.

Eine der Hauptaufgaben der Franzosen in Kanada war die Missionierung der Eingeborenen, und zwar siedelte sich zunächst der Priester mitten unter ihnen an. Wie die christlichen Indianer unter ihren heidnischen Volksgenossen wohnen blieben, so behielt auch das Dorf seinen indianischen Namen bei, wie auch die Flüsse meist ihre ursprüngliche Bezeichnung bewahrten. Doch findet sich auch schon sehr früh ein im spanischen Amerika häufig gepflegter Vorgang, das Sammeln der Eingeborenen, so im Huronenland um die Georgian Bai. Die 1640 entstandene Mission Ste. Marie an der Matchedashbucht blühte unter der Leitung der Jesuiten auf. Nach dem furchtbaren Vernichtungskrieg der Irokesen wurde ein Teil der Huronen 1650 in Hütten ihrer nationalen Art auf der Orleansinsel bei Quebec, später auch in Quebec selbst angesiedelt. Christliche Abenakiindianer wurden 1641 in einer Reduktion zu Sillery dicht bei Quebec gesammelt. Reste der Huronen wurden 1673 in Ancienne Lorette bzw. 1676 in Jeune Lorette (Loretteville), nördlich von Quebec, angesiedelt. Den Irokesen sollte die 1669 von den Jesuiten begründete Mission in Caughnawaga, am Lorenzstrom bei den Schnellen oberhalb Montreal, die bereits an drei anderen Stellen bestanden hatte, dienen. Aber auch noch in der jüngsten Zeit ging dieses Sammeln der für das Christentum empfänglichen Eingeborenen vor sich. So entstand im Jahre 1875 in der Reservation Metabetchouan der Montagnaisindianer an der Südseite des Lac St. Jean die Mission Pointe Bleue. Weitere Reduktionen wurden in der Provinz Ontario begründet.

Die indianischen Siedlungen sind heute in durchaus europäischer Weise gebaut; sie bestehen aus einfachen Bretterbauten. In den jüngeren Orten (Pointe Bleue) ist der Siedlungscharakter noch ziemlich roh, wie auch die Feld- und Wiesenstücke noch übersät sind von erratischem Blockmaterial. Zumal die Montagnaisindianer kehren in den Sommermonaten zu ihrer alten Lebensweise zurück, indem sie neben ihren Holzhäusern niedrige längliche Zelte auf-

schlagen. Einen Teil des Jahres hindurch jagen sie wochen- und monatelang in den ungebrochenen Wäldern und bieten den Weißen ihre Dienste bei Kanufahrten und bei Führungen in den Wald an.

II

Die Franzosen haben einige ihrer ersten Siedlungen dicht neben den indianischen begründet. Hochelaga und Stadacona sind die Vorläufer von Montreal und Quebec. Aber auch ländliche Orte gehen auf indianische Gründungen zurück. Das gilt zumal von den akadischen Gebieten, die von den Micmacindianern bewohnt waren. Heute sind viele von den Franzosen zunächst als Missionen ausgestattete Siedlungen durchaus französische Orte, aber eine Beimengung von indianischen Mischlingen läßt sich häufig noch erkennen, so an der östlichen Küste Neubraunschweigs. Es ist aber bei der äußerst schwach entwickelten Siedlungsweise der seßhaften Indianer am Lorenzstrom begreiflich, daß bei weitem die meisten der auch noch in der französischen Kolonialzeit entwickelten ländlichen Orte in keinen Beziehungen zu voreuropäischen Gründungen stehen. Dem widerspricht nicht, daß viele dieser Orte indianische, durchweg nach Flüssen benannte Bezeichnungen tragen, häufig im Zusammenhang mit den Ortspatronen, z. B. Saints Anges Gardiens de Cascapedia. Zunächst machte die ländliche Besiedlung Kanadas nur außerordentlich schwache Fortschritte; noch um 1720 saß fast die Hälfte der Franzosen in den drei Städten. Damals wurden erst 62000 Acres als Feld bestellt und 12000 Acres dienten als Wiesenland. Bei der Erschließung des Landes übertrug die Regierung den Feudalismus auch in die überseeischen Gebiete, indem sie das zu besiedelnde Land aufteilte in königliche Lehen (Seigneurien), die sie verdienten Persönlichkeiten oder geistlichen Genossenschaften einräumte. Diese konnten einen Teil der Ländereien selbst bewirtschaften. Der größte Teil der Lehen aber ward in längliche Streifen aufgeteilt, auf denen Landwirte angesetzt wurden, die nun Eigentümer waren, indem sie nur geringe Anerkennungsabgaben an den Seigneur zahlten. Die Bauern konnten ihr Land auch verkaufen, doch hatten sie dann einen erheblicheren Anteil aus dem Erlös dem Grundherrn zu entrichten. Wenn auch geschlossener gebaute Siedlungen schon angesichts der steten Indianergefahr – der in der Frühzeit einzeln siedelnde Franzose lief immer Gefahr, bei den Überfällen der Irokesen umzukommen – nicht fehlten, wie bei dem 1626 nördlich von Quebec begründeten Charlesbourg, so wurde doch typisch, daß sich die Seigneurien mit einer Breite von etwa einer Meile am Strom als Grundlinie und einer Tiefe von $1^1/_2$ bis 2 Meilen entwickelten. Doch wurden auch wesentlich größere Seigneurien vergeben, wie etwa Beaupré an der Nordseite. All das bedingte aber die aufgelöste Siedlung, indem nach der im übrigen durchaus verschiedenartig durchgeführten Parzellierung in

längliche Streifen die bäuerlichen Besitzungen sich aneinanderfügten. Schon zu Ende der französischen Zeit war, wiewohl die ländliche französische Bevölkerung sich sowohl am Lorenzstrom wie in Akadien nur auf 50000 Menschen belief, die Grundidee, die den Siedlungsraum beherrscht, klar herausgearbeitet. Die Lorenzufer, die „Côtes", sind die Ausgangsgebiete der „Habitants", wie man die seßhaften Bauern nannte im Gegensatz zu den eine beweglichere Lebensweise vorziehenden anderen französischen Volksteilen, etwa den Courreurs de bois. Die Siedlungsreihen zeigen auf beiden Seiten die Orientierung auf den Strom zu und halten die unteren Terrassen besetzt. Nur dort, wo die Kirche mit dem Pfarrhause, dem presbytère, die Schule und das Manoir des Grundherrn sich erhoben, zeigte sich eine schwache Verdichtung der Besiedlung. Seitdem hat sie sich aber in großartiger Weise ausgedehnt; sie sitzt nun auch an den unteren Teilen des Stromes, zumal auf der Südseite; zwischen die einzelnen Besitzungen haben sich durch weitere Teilungen neue Bauernhöfe eingeschaltet, die alten Ortskerne um die Kirche sind zu geschlossener, vielfach städtischer Art in der Baustruktur und im Wirtschaftsgetriebe gewachsen. Nun aber zieht sich hinter die älteste Siedlungsreihe noch eine zweite, an höhere Terrassen gebunden, und häufig ist es noch zu einer weiteren Reihe gekommen. In der Grundanlage handelt es sich um die gleichen Gesichtspunkte, während bei der jungen Erschließung der nördlicheren Waldräume das amerikanische Aufteilungssystem zur Anwendung kam. Das Haus wurde in der älteren Zeit gern aus Stein gebaut und dann in lichten Farben übertüncht. Auch Backstein kennt man schon bei Bauten des 17. Jahrhunderts. In der jüngeren Zeit wird in den Siedlungen rein ländlicher Natur fast ausschließlich Holz verwandt. Die zumeist zweistöckigen Bauten sind aus Brettern errichtet, über die man in klimatisch härteren Gegenden kleine Holzschindeln deckt. Schmucklose Vorbauten und Galerien vervollständigen das einfache, selten von Baumwuchs umgebene Haus, das man in entwickelteren Gegenden mit mannigfachen Farben belebt. Auch wo man Backstein beim Hausbau verwendet, wird er von Bretterwänden überkleidet. Beinahe stets ist auch in Gebieten der noch völlig im Stadium des ersten Ringens mit der Natur und der Armut steckenden Siedlungen, etwa am untersten Lorenzstrom, in dem Gebiet nordwestlich vom Lac St. Jean oder in den Distrikten am Lac Abitibi der Wirtschaftsraum vom Wohnraum getrennt. Im Gegensatz zu den meisten übrigen kanadischen Gebieten sind bei den kinderreichen Familien genügend Kräfte für die Bewirtschaftung vorhanden, so daß man durchweg nicht auf Fremde zurückzugreifen braucht, womit der Haushalt sich vereinfacht, die eigenen jungen Männer sogar zu vielen Tausenden in die Erntearbeit der Weststaaten fahren können. Im Osten fällt auch die geringe Verwendung maschineller Methoden auf. Bei diesen Wirtschaften sind, trotz ihrer überwiegend auf Viehzucht ruhenden Grundlage, neuere Einrichtungen wie die Futtersilos verhältnismäßig

selten. Trotz aller Fortschritte und gewisser Beeinflussungen von Süden her zeigt doch die Wirtschaft in ihrem Charakter und in dem Grade ihrer Intensität noch stark altertümliche Züge: hier gibt es noch ein ausgesprochenes Bauerntum. Dort, wo der Wald noch ziemlich ungebrochen vorherrscht, wie auf der Halbinsel Gaspé, sich aber auch aus dahinter gelegenen höheren Plateaus ein System von dicht aufeinanderfolgenden Wasserrinnen ergibt, wird auch die baulich noch völlig ländliche Siedlung von der Holzwirtschaft beherrscht, neben der in einem feuchten Klima nur die Wiesen- und Viehwirtschaft eine gewisse Bedeutung hat. In abgelegenen, der Fahrstraßen noch ermangelnden Gebieten kann dann der mit primitiven Mitteln arbeitende kleine und kleinste Sägebetrieb für das Landschaftsbild noch eine Stellung haben, wie man es nicht vermuten sollte.

III

In einzelnen Etappen gingen die französischen Besitzungen in Akadien und am Lorenzstrom im 18. Jahrhundert an die Briten über, die nun ihre Herrschaft auch dadurch zu stützen suchten, daß sie britische Volkselemente, zu denen in Neuschottland auch deutsche traten, ansässig machten. In den akadischen Gebieten leitete man diese Vorgänge schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein, zumal durch Zuleitung von Kolonisten aus den Neuenglandstaaten. In systematischer Weise, durch Schaffung von Townships (Kantone) in der Größe von 6 zu 4 Meilen, die dann wieder in bäuerliche Besitzungen aufgeteilt wurden, wollte man seit 1767 die Erschließung der Prince-Edward-Insel einleiten. Doch erst der Zuzug der Loyalisten seit 1784, die sich nun aber nicht nur in den akadischen Gebieten, sondern auch am oberen Lorenzstrom und im Gebiet der Großen Seen, seit 1791 endlich auch in dem Grenzgebiet südlich vom Lorenzstrom, den Eastern Townships (Comtés de l'Est), in meist völlig unbesiedelten Gebieten niederließen, wurde die Bahn für eine große britische Einwanderung frei. Dabei war hier auch, um der Willkür der Einzelsiedelnden vorzubeugen, im großen Umfange systematisch die Aufteilung des Landes vorgesehen. Es wurden Townships gebildet, die an den schiffbaren Flüssen eine Front von 9 und eine Tiefe von 12 Meilen hatten, in den abseits gelegenen Gebieten an allen Seiten 10 Meilen lang waren. In der Regel sollten die aus den Townships herauszuschneidenden Wirtschaften einen Umfang von 200 Acres haben. Damit waren also auch für die von den „Briten" besiedelten Gebiete die aufgelösten ländlichen Siedlungen als maßgebliche Formen vorgesehen. Gewisse Stellen konnten aber zur Begründung von „Dörfern" vorbehalten bleiben. Sie sind dann, wenn auch durchaus zurücktretend, in allen älteren britischen Siedlungsgebieten entstanden; doch ist auch bei ihnen eine gewisse lockere Bauweise bestimmend. Diese Siedlungen erfüllen, zumal man zunächst keineswegs darauf aus war, Städte in größerer Zahl zu

begründen, im kleineren Umfange auch städtische Funktionen, wie das auch von ähnlichen Gründungen im französischen Gebiet gilt: sie weisen neben Läden mannigfacher Art Bankfilialen und Agenturen von Versicherungsgesellschaften auf. Fehlen auch in den Kantonen mit ihrer aufgelösten Siedlung die Kirchen keineswegs, so häufen sie sich in den Ortschaften, indem in den vorwiegend protestantischen Gebieten doch jedes einigermaßen beachtliche Bekenntnis ein Gotteshaus zu errichten sucht. Das Haus im allgemeinen, jedenfalls im englisch-schottischen Siedlungsgebiet, etwas komfortabler aufgebaut als im französischen, wie es auch im Innern gepflegter ausgestattet ist, ist auch hier ganz vorwiegend aus Holz errichtet. Der wohltuende Eindruck wird gefördert durch den schönen, prächtigen Baumschmuck, der den französischen Siedlungsräumen, und zwar auch den älteren, vielfach mangelt, hier, wo doch bei den dürftigeren Grundlagen und der Armut beinahe alles auf das ausschließlich Praktische und Notwendige eingestellt ist. Im vorwiegend britischen Osten sind schöne Rasenflächen und Gartenkulturen geläufig. Zu den natürlich auch hier getrennt aufgebauten üblichen Wirtschaftsgebäuden gesellt sich der zylindrische, aus Holz, Beton oder Backstein errichtete Futtersilo, der für die landwirtschaftlichen unionsamerikanischen Gebiete so charakteristisch ist, häufig auch ein Windmotor.

IV

Die erste europäische Erschließung der späteren Präriestaaten auf der Grundlage des Ackerbaus durch Schotten und Iren im Jahre 1812 längs des Red River blühte nicht recht auf. Im Jahre 1819 kamen in dieses Gebiet auch französische Kanadier. Auch bei diesen frühen Versuchen waren die Flüsse, der Red River und der Assiniboine, die Grundlinien, von denen sich die Besitzungen in das Innere zogen. Die aufgelockerte Siedlungsweise war damit von den Europäern auch nach dem Westen übertragen worden. Als die amerikanische Vermessungsmethode auf quadratischer Grundlage, soweit die Meridiane das zulassen, in diese Pioniergebiete Manitobas übertragen werden sollte, ergaben sich 1869 Schwierigkeiten zwischen der Regierung und den Kolonisten, zumal den Bois Brulés, den französisch-indianischen Mischlingselementen. Sie flackerten dann erneut weiter im Westen, in der Saskatchewanprärie, im Jahre 1885 auf, als die Regierung bei der Beendigung der pazifischen Eisenbahn auch hier die systematische Besiedlung dieser Gebiete mit Kolonisten durchführen wollte. Hatte sie am Red River die Beibehaltung der alten Grundstücksanlagen schließlich hingenommen, die nun in einem eigentümlichen Gegensatz zu den nachbarlichen jüngeren Aufteilungen stehen, so wich sie hier vor den Ansprüchen der älteren Kolonisten nicht zurück, sondern sie betrieb jetzt, systematisch nach dem Westen und dem Nordwesten fortschreitend, die Aufteilung des Landes nach amerikanischen Gesichtspunkten unter maß-

geblicher Beteiligung der Eisenbahngesellschaften. Von besonderer Bedeutung für die Erschließung der Prärie und auch von Britisch-Kolumbien, wie übrigens auch der bisher noch wenig erschlossenen Gebiete östlicherer Provinzen, ist das Heimstättengesetz, das in seinen Durchführungsbestimmungen für die einzelnen Provinzen gewisse Abweichungen aufweist.

In der Prärie und in der Waldsteppe, aber auch bereits im südlicheren Teile des Waldlandes ist der zu besiedelnde Raum in Townships aufgeteilt; jede Township umfaßt 36 Quadratmeilen. Die Grenzlinien dieser Townships wie auch aller Unterabteilungen verlaufen parallel den Meridianen und den Breitekreisen; in denselben Richtungen führen auch die Wege. So erklärt es sich, daß die Orientierung nach den Himmelsrichtungen im Westen ganz selbstverständlich ist, übrigens weithin auch im Osten geübt wird. Eine Quadratmeile heißt Sektion, diese ist in Viertelsektionen eingeteilt. Eine Viertelsektion in einer Größe von 62,5 qkm (= etwa 160 Acres) ist das Grundmaß der insbesondere von der Bundesregierung und den Provinzialregierungen zu vergebenden „Heimstätten", deren Übertragung jeder junge Mann von 18 Jahren erbitten kann. An den Eisenbahnen und in ihrer Nachbarschaft, jedenfalls in der Prärie größtenteils vergeben, werden sie nun in den abseits gelegenen Gebieten, freilich doch nur sehr zögernd, erschlossen. Bei der Übernahme einer Heimstätte verpflichtet man sich, in drei Jahren eine Fläche von mindestens 30 Acres in Kulturland überzuführen oder eine bestimmte Zahl von Groß- und Kleinvieh zu züchten, ein Haus zu errichten und ferner wenigstens die Hälfte des Jahres auf der Heimstätte zu verbringen. Nach Ablauf von drei Jahren kann man den Besitztitel erwerben. Da die meist jungen Farmer über nicht genügend Kapitalien verfügen, um den Verpflichtungen nachzukommen, verdingen sie sich für einen Teil des Jahres. So arbeiten sie besonders anderswo in der Erntezeit; aber auch die Beschäftigung in den Bergwerken und in der Lachsfischerei Britisch-Kolumbiens ist beliebt. Wer im Laufe der Zeit dazu in der Lage ist, wird seinen Besitz zu vergrößern suchen. Denn nur der Besitz einer gewissen Größenklasse und eine möglichst gemischte Wirtschaftsweise ist im großen und ganzen in der Lage, befriedigende Ergebnisse auf längere Sicht hin zu erzielen und den sehr häufigen Wechselfällen zu trotzen. So kommt es, daß die ursprünglich als das Normale angesehenen Viertelsektionswirtschaften tatsächlich heute eine Minderheitserscheinung sind und nur noch ein starkes Drittel aller Wirtschaften in den Präriestaaten ausmachen, daß dagegen die mittleren Wirtschaften in der Größe von $^1/_2$ und $^3/_4$ Sektion drei Fünftel der Farmen darstellen. Zumal bei den einseitig auf den Anbau des Weizens eingestellten Wirtschaften hat sich der Charakter des Landwirtes im europäischen Sinne völlig verflüchtigt. Auch die mittleren Getreidewirtschaften etwa in der Größe von $^3/_4$ und 1 Sektion werden so bewirtschaftet, daß man nur von einer Farmindustrie sprechen kann. Wenn die Wirtschaften sich aller Bindungen entledigt haben, damit auch eine

Residenzpflicht weggefallen ist, ist der häufig in der Stadt wohnende Getreidezüchter nur noch ganz schwach mit seinem Besitz verwachsen, dessen Obhut einigen wenigen Kräften anvertraut ist. Der Besitzer betritt vielfach seine Farm erst in der Bestellzeit. Das Land wird maschinell bestellt, maschinell innerhalb kürzester Zeit werden auch alle späteren Vorgänge, nun freilich doch unter der Mitwirkung vieler angeworbener Kräfte, durchgeführt. Da der Besitzer ganz oder fast ganz einseitig auf den Körneranbau eingestellt ist, so ergibt sich auch die fast völlige Abhängigkeit der Leute von den Konservenfabrikaten und den Läden der städtischen Siedlungen. In der jüngsten Zeit mit ihrer labilen Wirtschaftslage ist eine Abnahme der großen ausgesprochenen Weizen- und Hafergüter, deren Aufbau sich zumal in den offenen, baum- und wurzellosen Flächen des Südens verhältnismäßig leicht durchführen ließ, die aber mit vielen teuren Arbeitskräften wirtschaften müssen, unverkennbar. Man entwickelt jetzt allgemein ein größeres Interesse für die gemischte Wirtschaftsweise, die sich freilich keineswegs allenthalben leicht durchführen läßt und die größere Aussichten in den nördlicheren feuchten Waldgebieten besitzt. Im allgemeinen ist sie in Manitoba und in Alberta stärker entwickelt als in Saskatchewan. Allerdings gehört dazu auch wieder ein ansehnlicherer Bedarf an Wirtschaftsgebäuden und an Arbeitskräften.

Ist für die Prärie die Aufteilung des Landes in geschlossene Wirtschaften und mit ihnen verbundene Einzelhöfe charakteristisch, so fehlen doch auch Dörfer keineswegs. In Saskatchewan waren es 1921 etwa 350 meist ganz kleine, auch in etwas älteren Siedlungsgebieten sehr häufig weit unter 100 Einwohnern bleibende, nicht selten auch rückgängige Orte, wie auch manche der kleinen Städte (Towns im Gegensatz zu den Cities, die auch manchmal nur 2000 bis 4000 Einwohner zählen) sehr bescheidene, ja schlechtweg verfehlte Gründungen sind. Hatte doch die „Stadt" Clavet im Distrikt von Saskatoon im Jahre 1921 24 Einwohner gegen 37 im Jahre 1911. So ist es begreiflich, daß Dörfer von 500 und mehr Einwohnern zu den größten Seltenheiten gehören. In Saskatchewan gab es im ganzen nur drei. Wie dem auch sei, das Dorf und die kleine Stadt haben nun die Aufgabe, den kleinen geschäftlichen Belangen der Townships und des Verkehrs zu dienen. Und so findet man auch schon in Siedlungen von etwa 300 Einwohnern, deren Häuser sich an einer Straße dahinziehen, für diese Bedürfnisse in mannigfacher Weise gesorgt.

Die Farmer beginnen meist recht klein, was natürlich auch von den ersten Anfängen in den Waldgebieten des Ostens gilt. Eine Hütte aus Grasschollen oder Torfstücken, oder eine armselige Bretterbude, belegt mit Teerpappe, bezeichnete namentlich in der älteren Zeit neben dem Zelt die erste Heimstätte des Siedlers. Wenn heute im allgemeinen der Kolonist sich ein Bretterhaus, weit seltener ein Blockhaus, mit einem oder zwei Räumen als erste Zufluchtsstätte errichtet, so folgen ihm häufig mit wachsender Entwicklung des land-

wirtschaftlichen Betriebes immer wieder, natürlich nun auch umfangreicher gebaute, mit Kellern und Speichern versehene Ersatzbauten: denn ein solideres Haus hat sicherlich in den meisten Fällen schon mehrere Vorgänger gehabt. Nichts geht in Kanada schneller vor sich, als ein Heim niederzureißen und ein neues wieder aufzurichten. Freilich bleibt es sehr häufig auch bei der ersten bescheidenen Holzhütte. Denn mangelnde Fähigkeit, die sich auch in der geringen Pflege des gebrochenen Landes äußert, dem man in den älteren Siedlungsgebieten keine Düngung zuführt, Mängel im Betriebssystem führen immer wieder zum Wandern und zum Verkauf, zumal wenn man sein Besitzpatent erworben hat. Manitoba gibt in ziemlichem Umfange Kolonisten an Saskatchewan und Alberta ab, die südlicheren Gebiete dieser Staaten an die nördlicheren. Leerstehende und vernagelte Holzbaracken trifft man im Osten wie auch im Westen außerordentlich häufig an. Für das Haus wählt man gern eine etwas erhabenere Stelle, die Haupträume schauen nach Süden. Durch Wände von Pappeln, Birken oder Tannen sorgt man in der offenen Landschaft für den Schutz des Hauses.

Der Holzbau wiegt auch in der ausgesprochenen Prärie noch heute vor; das Holz wird aus den nördlicheren Gebieten oder aus Britisch-Kolumbien bezogen. Doppelte und dreifache Wände mit dazwischengelegenen Lufträumen halten das Haus auch im Winter leidlich warm. Daß doppelte Fenster und Türen im Winter allenthalben angebracht werden, ist selbstverständlich. Im heißen Sommer bringt man — eine Sitte, die auch weithin im Osten verbreitet ist — als Schutz gegen die Moskitos Drahttüren und Drahtfenster an, wie auch die offenen Veranden einen ähnlichen Schutz aufweisen. Die leicht gebauten, im Winter stark geheizten Holzhäuser, auf die aber auch die heiße sommerliche Sonne brennt, geraten sehr leicht in Brand, wie ja wohl überhaupt in keinem Lande der Welt so häufig das Feuer den Siedlungen, übrigens auch den Städten mitspielt, wie in Kanada; dazu kommen die großen Waldbrände. Auf älteren, gut eingearbeiteten Farmen findet man nun aber auch häufiger meist weißgestrichene Backsteinhäuser, deren Baustoff der Farmer vielfach selbst anfertigt. Etwas zurückliegend vom Wohnhaus stehen die Wirtschaftsgebäude; sie müssen nach den Vorschriften, der Feuersgefahr wegen, in Entfernungen von 20 bis 50 m voneinander angelegt werden. Trotz der geringen Entfernung ist es notwendig, im Winter, zumal in der Zeit nach Weihnachten, Taue mit Drahtringen vom Wohnhaus zu den Wirtschaftsgebäuden zu spannen, damit man in der Zeit der Schneestürme sein Ziel nicht verfehlt und so Gefahr läuft, dicht bei seinem Hause umzukommen. Im übrigen darf man auch auf einer mittleren Getreidefarm nicht so viele Wirtschaftsgebäude erwarten. Denn das Korn wird häufig nicht in die Scheunen gefahren, dazu fehlen Leute und Zeit. So sieht man denn auch die Aufsetzung des Getreides in Diemen seltener. Häufiger aber wird auf dem Feld sofort gedroschen. Mit dem Stroh weiß man

vielfach nichts anzufangen; es wird auf dem Felde verbrannt. Das Korn fließt von den Dreschmaschinen unmittelbar in die Kastenwagen und wandert dann in die an den Bahnen gelegenen Elevatoren, die charakteristischsten Erscheinungen der Prärie. Fünf, sechs aus Holz gebaute Speicher stehen nachbarlich häufig beieinander. Von diesen kleineren Anlagen, den Landelevatoren, kommt das Getreide zu den riesigen Sammel- oder Endelevatoren. Das Heu bleibt vielfach draußen und wird in großen Mieten aufgestapelt, die gegen das umherschweifende Vieh durch Stacheldraht geschützt werden. Fehlen also große Scheunen auf vielen Gütern, so findet man doch auch häufig keine großen Maschinenschuppen. Auf die Pflege selbst auch der wertvollen Maschinen legt man nicht immer sonderliches Gewicht. So bleiben auch die landwirtschaftlichen Maschinen mannigfacher Art und die Traktoren häufig das ganze Jahr hindurch draußen stehen: der trockene Schnee, der sich wie Staub wegfegen läßt, verhindert jedenfalls im Winter das Rosten der Maschinen. Sehr häufig verzichtet auch der Farmer, zumal in der Anfangszeit und der der kleineren Betriebe, auf gutgebaute Ställe für Vieh und Pferde. Die Tiere bleiben dann auch in strengen Wintern draußen, sie stehen in der Zeit der Sturmgefahr eng zusammengedrängt an geschützten Stellen und suchen bei hohem Schnee die vom Wind freigewehten höheren Flächen auf. Die Pferde kommen in solchen Wirtschaften nur in der Zeit großer Beschäftigung in den Stall. Dort, wo die Viehwirtschaft stärkeren Eingang gefunden hat und fortgeschrittenere Methoden angewandt werden, sind die Futtersilos eine übliche Erscheinung. Das Futter, etwa der Häcksel, wird mit Hilfe eines Gebläses in den Silo getrieben. Auf solchen Farmen wird man, zumal wenn nun die Milchwirtschaft sich stärker eingebürgert hat, auch auf gute Stallungen ein besonderes Gewicht legen. Für größere Wirtschaften sind auch die auf hohem Stangenwerk befindlichen Windräder charakteristisch, die die Wasserversorgung betreiben.

Über ländliche Siedlungen im nördlichen Mittelamerika

Von Franz Termer

Mit 4 Bildern

Das gegenwärtige Bild der Verteilung und Zusammensetzung der ländlichen Siedlungen im nördlichen Mittelamerika ist auf die im Laufe der spanischen Kolonialzeit erfolgte Entwicklung zurückzuführen. Anlage und Ortsform lehnen sich an die Vorbilder aus der Heimat der Konquistadoren an, und nur in wenigen Fällen tritt noch in Guatemala eine ältere, auf vorspanische Verhältnisse weisende Form hervor. Die geographischen Gegebenheiten dieses Gebietes, das uns hier allein in diesem kurzen Überblick beschäftigen soll, weil in ihm der indianische Einfluß noch am stärksten unter allen mittelamerikanischen Staaten zutage tritt, zeigen eine Vielfältigkeit landschaftlicher Sonder- oder Teilgebiete, die sich dem Bodenrelief entsprechend in Hoch- und Tiefländer, dem Klima nach in mäßig warme und feuchte sowie in heiße und dauernd feuchte gliedern lassen. Zwischen den Haupttypen besteht eine große Anzahl von Übergängen, die die landschaftliche Gliederung des nördlichen Mittelamerika äußerst abwechslungsreich gestalten[1].

Auch der Mensch zeigt in diesem Lebensraum eine Verschiedenheit, die zwar nicht so sehr in seinen körperlichen Merkmalen als vielmehr in seiner materiellen Kultur in die Erscheinung tritt, insofern als die Lebensweise den verschiedenen Klimazonen, nach der Meereshöhe abgestuft, angepaßt sein mußte. Freilich sind diese Unterschiede nicht so bedeutend gewesen, daß sich etwa in den Hoch- und Tiefländern völlig abweichende Kulturen entwickelt hätten. In diesen beiden Lebensräumen war immer der Landbau die Lebensgrundlage der Vielzahl indianischer Stämme, auf ihm beruhte der materielle Kulturbesitz, auf seine Abhängigkeit von den vorhandenen Naturbedingungen läßt sich in nuce die Religion dieser Völker zurückführen. Was kulturell verschieden war, läßt sich eher aus der intellektuellen Begabung der einzelnen Völkerschaften ableiten als aus geographischen Einflüssen der Umwelt; ging auch wohl aus indirekten fremden Kultureinflüssen oder aus direktem Kulturaustausch mit anderen Völkern hervor, so daß wir im nördlichen Mittelamerika in der vorspanischen Zeit neben den einfachen, aber durchaus nicht primitiven Hochlandskulturen einer rein bäuerlichen Bevölkerung die hochentwickelte, in Kunst und Wissenschaft aufs höchste verfeinerte Tieflandskultur finden. Primitiv ihnen gegenüber wirken die unsteten Waldstämme an der atlantischen Abdachung von Guatemala, die bis in die Neuzeit über das Leben jagender Waldvölker mit etwas Landbau und häufigem Verlegen ihrer Wohnsitze nicht

[1] Vgl. F. Termer, Paisajes Geográficos del Norte de América Central (Bol. de la Sociedad Geográfica Nacional, T. 73, Madrid 1933, S. 19ff.).

hinausgekommen sind. Ob es sich bei diesen „Lacandones" um die Überlebenden ehemals weiter verbreiteter, höher kultivierter Stämme des Tieflandes oder um Reste von jeher primitiver Waldnomaden handelt, braucht hier nicht weiter berücksichtigt zu werden.

Wenn wir darangehen wollen, die Siedlungen der vorspanischen Zeit hier in einem kurzen Überblick zu betrachten, so werden wir solche des Tieflandes und Hochlandes einander gegenüberstellen. Als Quellen für derartige Untersuchungen kommen archäologische Überreste und direkte schriftliche Überlieferungen in Frage. Letztere sind allerdings gerade für Guatemala spärlich, zumal nur die Mitteilungen von Spaniern uns von Nutzen sein können, die in der ersten Zeit der Konquista persönlich noch die eigentlich indianische Siedlungsweise kennenlernten. Schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts ist sie stark durch die kolonialspanische in den Hintergrund gedrängt worden, die in Guatemala dieselbe wie in allen anderen Ländern des spanischen Amerika gewesen ist.

Wenden wir der Besiedlung der Tiefländer von Guatemala unsere Aufmerksamkeit zu, so müssen wir dabei das nördliche und südliche Tieflandsgebiet, die atlantische und pazifische Abdachung auseinanderhalten. Die Besiedlung im Norden war zu der Zeit, aus der direkte historische Nachrichten vorliegen, schon seit langem zurückgegangen[1]. Im Süden aber war sie bei der Eroberung des Landes durch die Spanier noch verhältnismäßig dicht, ohne daß wir darüber ins einzelne gehende authentische Mitteilungen hätten. So müssen wir gerade dort in erster Linie auf die Archäologie als Quelle zurückgreifen.

Zunächst die atlantische Abdachung des nördlichen Mittelamerika. Dort wird die Bodengestaltung von steilen, unwegsamen Kettengebirgen beherrscht, die in dem sehr feuchten Passatklima mit dichten, immergrünen tropischen Regenwäldern bedeckt sind. Zwischen den Ketten streichen parallele Täler und Senken zur Küste des Karibischen Meeres aus, die von wasserreichen, zum Teil schiffbaren Flüssen durchströmt werden. Weiter im Norden verflachen sich die Ketten und lösen sich schließlich im Petén in ein wirres Durcheinander von Kalkhügeln auf, die in weiter Ausdehnung das Karstgebiet des Petén durchziehen. In Kesseln und Senken liegen Seen eingebettet, oberirdische Flußläufe sind nur im südlichen Petén vorhanden, der übrige Teil ist durch eine vorwiegend subterrane Entwässerung ausgezeichnet. Als Siedlungsgebiete finden sich die breiten Talsenken einerseits, die Becken oder kesselartig abgeschlossenen Vertiefungen mit ihren Seen andererseits von der alten Bevölkerung bevorzugt. Die Lage der letzteren Art von Siedlungen war entweder aus einem Schutzbedürfnis heraus gewählt und bevorzugte dann häufig Inseln in den Seen oder richtete sich in den jeglicher oberirdischer Flüsse und Seen ermangelnden

[1] F. Termer, Die Mayakultur als geographisches Problem (Iberoamerik. Archiv, Jg. V [1931], S. 72—88).

Gebieten nach Wasservorkommen, wie sie durch brunnenartige Schächte (in Yucatan: tz'onot, hispanisiert cenote) erreichbar waren oder in Dolinen sich fanden. Zum Teil bediente man sich an einigen Orten künstlich angelegter Zisternen (chultun) oder legte auf künstlich undurchlässig gemachter Unterlage offene Wasseransammlungen an nach dem Vorbilde ähnlicher natürlicher Vorkommen (akalché). In dem von Flüssen und Bächen genügend entwässerten Gebiet des südlichen Petén und der angrenzenden Teile von Chiapas, Gegenden, die durch das Vorherrschen von Kalkformationen ausgezeichnet sind, enthalten diese Wasserläufe sehr große Mengen von gelöstem Kalk, der zum Teil durch die Auslaugung der Gewässer aus dem Boden gezogen worden ist. Infolgedessen finden sich die Siedlungen der Lacandones vorzugsweise an den kleineren Bächen, die wegen ihrer geringeren Wassermenge nicht eine derartig starke Auslaugung und Verarmung des Bodens an Kalk bewirken, so daß ihre Uferstrecken für die Anlage von Feldern geeignet bleiben[1].

In den Talsenken, wie sie besonders charakteristisch in Nordostguatemala auftreten (Motagua-Tal, Polochic-Tal), dürfte die Lage der alten Siedlungen eher nach wichtigen Verkehrswegen ausgewählt worden sein, die den alten Bewohnern sowohl als Landwege über die trennenden Gebirge hinweg, als auch im Seeverkehr einer Küstenschiffahrt längs der Ostküste von Yucatan und Nordostguatemala zur Verfügung standen. Denn mittels der langen, von den Maya benutzten Einbäume war es ohne Schwierigkeiten möglich, in die großen Flüsse, wie Motagua, Chamelecón oder Ulua, einzudringen und zu den an ihren Ufern liegenden Siedlungen zu gelangen.

Nach der Art der Siedlungen haben wir in jenen Gebieten ländliche in engerem Sinne zu unterscheiden von sog. „Städten", die in Wirklichkeit Tempelplätze und Regierungssitze der Stammesoberhäupter waren. Mehr oder weniger zentral innerhalb eines Stammesterritoriums gelegen, vielleicht auch die Sitze bestimmter Priesterkasten oder Priesterschulen, bestanden sie aus ausgedehnten Tempelanlagen und einer Reihe von steinernen profanen Gebäuden (Abb. 1). Die Masse des Volkes dagegen siedelte im Umkreis um jene Plätze herum, und zwar in jenen Urwaldgebieten in der Art einer verstreuten Gruppensiedlung. Die Voraussetzungen der landwirtschaftlichen Nutzung des Geländes mit besonderer Berücksichtigung der leichten Erschöpfung der Böden machten das Verlegen solcher Gruppensiedlungen in gewissen Zeitabständen notwendig, so daß von einer Permanenz der Siedlungen nur in bedingtem Umfange in jenen Gegenden gesprochen werden kann. Noch gegenwärtig verfahren in gewissem Sinne die Lacandones in der gleichen Weise, wenn sie alle drei bis vier Jahre ihre Wohnplätze wechseln, um nach neuen Ländereien zu suchen. Einen Typus der ländlichen Siedlungen in Nordguatemala hat Ferdinand Cortés anschaulich

[1] A. M. Tozzer, A comparative study of the Mayas and the Lacandones. Neuyork u. London 1907, S. 17.



1. Quiriguá (Nordostguatemala), 70 m ü. M. Typus einer im tropischen Regenwalde gelegenen Siedlung des älteren Mayareiches. Die aus Erde und Steinen künstlich aufgeführten um Höfe gruppierten Terrassenbauten trugen z. T. ursprünglich Tempel und profane Gebäude. (Phot. F. Termer.)

beschrieben. Im Polochic-Tal trafen die Spanier auf vereinzelte Maisfelder im Urwalde, die teils mit einzelnen isolierten Hütten besetzt waren oder, falls es sich um ausgedehnte Rodungen handelte, auch Gruppensiedlungen trugen. Diese waren von Hainen tropischer Fruchtbäume umgeben, um sie herum waren Kakaogärten angelegt, neben den Hütten standen Holzkäfige mit Truthühnern, Tauben, Wildfasanen u. a. wild eingefangenen Tieren des benachbarten Waldes. Die verstreute Gruppensiedlung mit Rodungsland sowohl in unmittelbarer Umgebung der Hütten wie abseits davon durch Stücke nicht gerodeten Waldes getrennt, zu ihr gehörig ein zentraler Kult- und Regierungssitz, sind das typische Bild der alten Siedlungen ländlichen Charakters in Nordguatemala. Die modernen Lacandones legen ihre Hütten in ähnlicher Weise an einer Ecke ihres Maisfeldes an, von wo aus dann nach den vier Kardinalrichtungen Wege ausgehen.

Die geschlossene große dörfliche Siedlung dagegen ist von jeher für die Halbinsel Yucatan typisch gewesen. Sie erklärt sich daraus, daß dieses unter einem ausgeprägten wechseltrockenen Klima liegende Gebiet als Karstlandschaft ausgebildet ist und somit oberirdischer Entwässerung so gut wie ganz entbehrt. Infolgedessen mußten die verstreuten natürlichen Schächte der



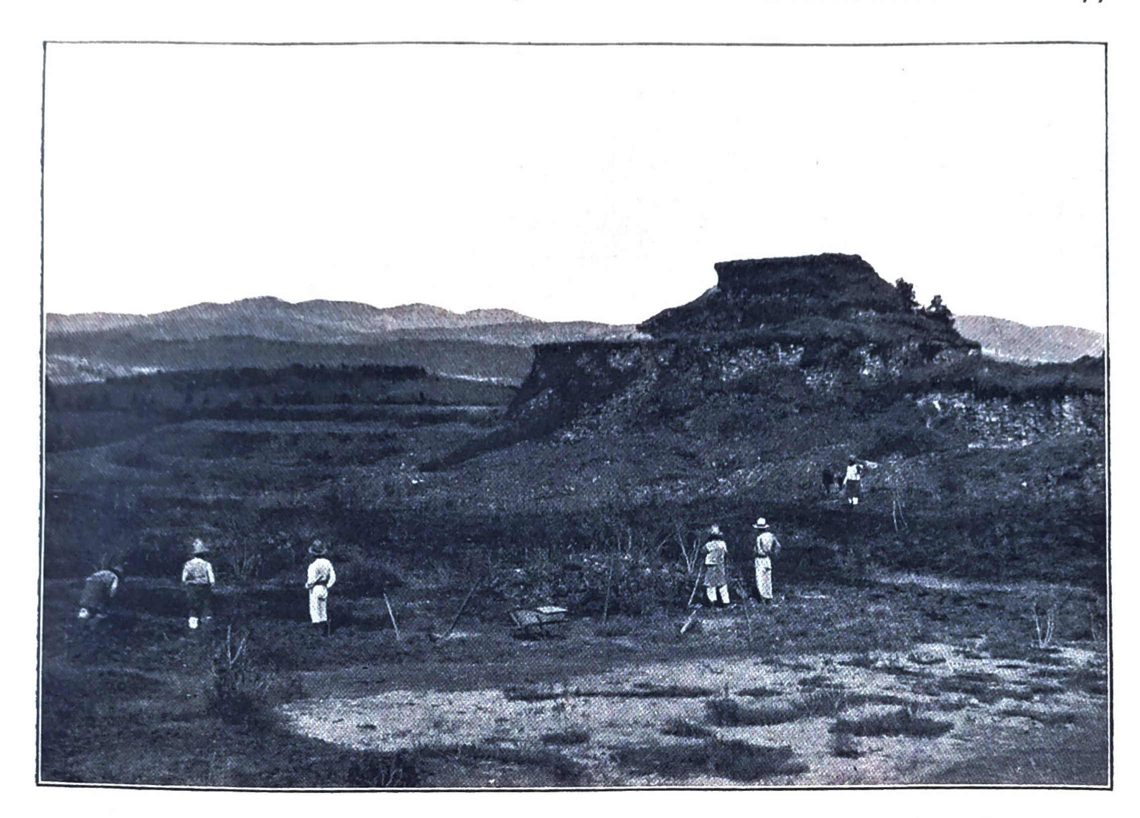
2. Indianische Einzelsiedlung in den Altos Cuchumatanes von Nordwestguatemala. Der Typus der alten, vorspanischen Siedlungsweise in Einzelgehöften hat sich hier bis in die Gegenwart erhalten. Das Wohnhaus (rancho) liegt auf dem Rest einer Flußterrasse, umgeben von Maisfeldern, in denen man nach der Ernte Schafe weiden läßt. Teilweise erstrecken sich die Felder hangaufwärts. In dem umgebenden Wald werden nach Bedarf neue Rodungsflächen gewonnen. (Phot. F. Termer.)

Cenotes, auf deren Grund das Karstwasser in reichlicher Menge vorhanden und zugänglich war, und andere Wasserstellen zu Sammelpunkten der menschlichen Niederlassungen werden. Eine große Zahl von ihnen, sei es vom Typus der Städte oder von dem der Dörfer, lehnt sich an Cenotes an.

An der pazifischen Abdachung von Guatemala sind Bodenverhältnisse und klimatische Bedingungen anders als im Norden des Landes. An Stelle von einer unübersichtlichen verkarsteten Kalklandschaft breitet sich dort eine sanft zum Stillen Ozean abfallende, aus vulkanischen Lockermassen aufgebaute Ebene aus, in die zahlreiche Wasserläufe, von der nahen Küstenkette herniederfließend, tiefe Schluchten (barrancos) eingenagt haben. Zwischen benachbarten Flüssen sind teils steil geböschte Firste und Riedel, teils plateauartige Flächenstücke herausgeschnitten worden. Gegen die Küste zu wird das Land ebener, um am Küstensaum selbst mit einem Lagunengürtel an das Meer zu grenzen. Fanden wir in Nordguatemala ein regenfeuchtes, warmes, tropisches Klima, so zeichnet sich der jährliche Gang der klimatischen Erscheinungen hier durch den Wechsel von Regen- und Trockenzeiten aus, die so ausgeprägt sind, daß viele

Laubbäume in der niederschlagsarmen Periode ihr Laub verlieren. Sind damit schon unterschiedliche Verhältnisse für den Landbau gegeben, so sollte man erwarten, daß auch das ländliche Siedlungswesen dementsprechend abweichende Formen vom Norden zeigen würde, etwa durch das Vorwiegen der größeren geschlossenen Dorfgemeinschaften. Leider aber fehlen uns gerade für die pazifische Küste von Guatemala aus der Zeit der frühen Konquista hinreichende Angaben von Augenzeugen. Die Berichte des Pedro de Alvarado und Bernal Diaz del Castillo sind für diesen Zweck zu ungenau, spätere Autoren berücksichtigen nur die Verhältnisse der spanischen Beeinflussung, die gerade an der pazifischen Abdachung viel früher und nachhaltiger einsetzte als an der atlantischen, so daß nur aus archäologischen Untersuchungen Licht auf die alten Siedlungsverhältnisse zu gewinnen sein dürfte. Ihr Fehlen macht sich immer wieder bemerkbar, auch wenn es sich um anthropogeographische Forschungen handelt. Vielmehr beruhen unsere Kenntnisse mehr auf Zufallsfunden, und wo größere Anlagen angetroffen worden sind, wie bei Santa Lucia Cotzumalhuapa, da handelt es sich um Kultstätten mit Tempelgebäuden und Monumenten. Überprüft man die gemachten Funde näher, so ergibt sich aus ihnen, daß auch an der pazifischen Küste mehr die Streusiedlung unter der ländlichen Bevölkerung vorhanden war als die geschlossene dörfliche Anlage. Wir dürften nicht fehlgehen, wenn wir im allgemeinen bei ihr einen ähnlichen Charakter wie im Norden von Guatemala voraussetzen. Auch hier im Süden wird ein Verlegen der Felder des öfteren vorgenommen worden sein, wenn auch nicht in dem Ausmaß wie in Nordguatemala. Denn außer Maisbau fand sich an der pazifischen Abdachung in den tieferen Lagen eine umfangreiche Kultur des Kakaobaumes, die sich von Soconusco nach Guatemala ausdehnte und schon in vorspanischer Zeit den Markt in der Hauptstadt Mexiko belieferte. Alonso Ponce hat in seinem Reisebericht aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts anschauliche Bilder von den Kakaopflanzungen der Eingeborenen an der pazifischen Küste von Guatemala entworfen, die sich nicht erheblich von den Zuständen unterschieden haben werden, wie sie vor dem Eindringen der Spanier dort bestanden. Die mit dieser Kultur verbundene künstliche Bewässerung der Kakaohaine muß für eine dauerhafte Siedlungsweise sprechen.

In den Hochländern des Binnenlandes tritt uns die ländliche Siedlungsweise der Eingeborenen in der vorspanischen Zeit wieder vorzugsweise als Streusiedlung entgegen, nach Art der „Aldeas“, wie sie die spanische Kolonialepoche übernommen und weiter ausgebildet hat. Der Indianer in den Altos von Westguatemala wie der in den Kordillerenzügen der Baja Verapaz, in Nordwestguatemala wie in den östlichen Gebieten dieser Republik, wohnte in seinen Einzelhütten inmitten seiner Felder (Abb. 2), die aber zum größten Teil Besitz der dörflichen Gemeinden bzw. der Sippen oder anderer Stammesabteilungen waren. Kultplätze, Zufluchtsburgen und die Niederlassungen der weltlichen und



(Phot. F. Termer.)

3. Utatlán, die Hauptsiedlung des Quiché-Volkes in Westguatemala. Auf einem von Barrancos begrenzten Ausschnitt der Hochfläche erheben sich um einzelne mit Kalkbelag bedeckte Höfe Tempelgebäude, Pyramiden und Wohnhäuser der weltlichen und geistlichen Obrigkeiten. Die Niederlassungen der übrigen Stammesangehörigen verteilten sich in Streusiedlung auf den übrigen Teilen der Hochfläche.

priesterlichen Behörden waren oft unter Berücksichtigung fortifikatorischer Maßnahmen im Stammesbezirk angelegt (Abb. 3), galten den Spaniern als „Städte“ und haben viel dazu beigetragen, das Siedlungsbild der indianischen Zeit in den Augen der Nachwelt zu verwirren. Als bevorzugte Siedlungsgebiete treten uns im Binnenlande die breiten Senken zwischen den parallelen Ketten der Kordilleren entgegen (Abb. 4), die umfangreichen Hochbecken mit ihren Ebenen aus mächtigen vulkanischen Lockermassen, zum Teil auch die Schluchten (barrancos), soweit eine breite Talsohle mit seitlichen Flußterrassen vorhanden war und somit sich ein gewisser Schutz gegen die in den Regenzeiten auftretenden Schwellwässer erwarten ließ. Doch hat es sich bei diesen Siedlungen nur um Einzelsiedlungen gehandelt, die in engerem Zusammenhang mit den benachbarten ausgedehnten Streusiedlungen standen. Diese selbst bildeten innerhalb der Teillandschaften Agglomerate von Einzelgehöften, die mit ihren Feldern entsprechend der zum Teil viel stärkeren vorspanischen Besiedlung ein solches Gebiet den vordringenden Spaniern als sehr dicht bevölkert erscheinen lassen mußten, ein Umstand, der Anlaß dazu gegeben haben mag, daß die Eroberer



4. San Mateo Ixtatán (Nordwestguatemala), 2540 m ü. M. Auf einem Riedel liegt eine burgartige Kultstätte (links), an die sich das von spanischen Missionaren im 16. Jahrh. gegründete Dorf (rechts) anschließt. Die Felder breiten sich an dem Riedel und an den Talflanken aus. (Phot. F. Termer.)

mit ihren Zahlenangaben über die Bevölkerung der von ihnen unterworfenen Gegenden sehr freigebig umgegangen sind.

Die Behausungen waren im Hochlande in den ländlichen Siedlungen Hütten aus Stangengerüst mit Walmdach aus Maisstroh oder den Stengeln von Schilfrohr (sog. ,,caña brava''), wie es sich auf den Flußsohlen in breiteren Sohlentälern findet. Nur in den burgartigen Zentren herrschte der Steinbau vor, der die Mauern aus Bruchsteinen aufführte und sie an den Außen- und Innenseiten mit Kalkputz versah. In den Tiefländern fand sich die Stangenhütte aus Bambusrohr, darüber ein hohes, in einen schmalen First auslaufendes Strohdach oder eine Dachkonstruktion mit Palmblättern. Zu Eckpfeilern benutzte man, wo das nötige Rohmaterial erreichbar war, mit Vorliebe die sehr dauerhaften Stämme der Baumfarne.

Für das Wesen der ländlichen Siedlungen im Hochlande von Guatemala wichtig ist die Tatsache, daß zur Ergänzung der Ernährung der zahlreichen Bevölkerung die Anbauflächen ins Tiefland vorgeschoben waren. Das war der Fall in Nordguatemala, wo die Kekchí-Indianer wie noch heute ihre Felder bis in die warme Niederungszone der nördlichen Verapaz angelegt hatten; genau so lagen die Verhältnisse auf der pazifischen Seite, wo die Quiché- und Cakchi-

quel-Indianer Landbaudistrikte an den Abhängen der Küstenkordillere besaßen, wie das der „Título de los señores de Totonicapan" einwandfrei beweist. Außer Maisbau dienten diese Gegenden zur Versorgung des Hochlandes mit den Produkten des warmen Landes, wie Kakao, Baumwolle, tropischen Früchten, Farbstoffen, Vogelfedern u. ä.

In den übrigen Gebieten des nördlichen Mittelamerika, Yucatan mit seiner rein dörflichen und städtischen Siedlungsweise ausgenommen, fanden sich die gleichen ländlichen Siedlungsformen, wie sie aus Guatemala beschrieben worden sind. In Salvador herrschte eine engständige Siedlung in Streuform vor, und es bleibt fraglich, ob sich nicht hier eine Tendenz zur geschlossenen dörflichen Siedlungsweise eingestellt hatte, ähnlich wie an der pazifischen Küste von Guatemala. Sie dürfte sich dann auf ein in jenen Gebieten fremdes Bevölkerungselement zurückführen lassen, die Pipiles, Stämme mexikanischer Abkunft, die einige Jahrhunderte vor der spanischen Konquista vom mexikanischen Hochlande abgewandert waren und sich unter der eingesessenen Bevölkerung von Salvador und Guatemala im pazifischen Tieflande niedergelassen hatten. Um aber diese Verhältnisse im einzelnen zu überprüfen, bedarf es noch genauer archäologischer Grabungen, die in jenen Gegenden bisher durchaus mangelhaft gewesen sind und, wenn vorgenommen, eher unter stilkritischen Gesichtspunkten ausgeführt wurden als in dem Bestreben, die anthropogeographischen Verhältnisse der vorspanischen Zeit zu klären.

Verhältnismäßig spärlich muß das Siedlungswesen im Inneren von Honduras ausgebildet gewesen sein, wo die weiten Kiefernwälder in den mittleren Höhenlagen und die wenig ergiebigen Böden einer so intensiven Besiedlung wie in den entsprechenden Gegenden von Guatemala nicht günstig waren. Doch sind wir gerade über die Zustände in Honduras unzureichend unterrichtet.

So zeigt denn das Bild der ländlichen Siedlungen im nördlichen Mittelamerika im weitesten Umfange die ländliche Streusiedlung, und wo uns geschlossene dörfliche Siedlungen begegnen, da scheint es sich eher um Einflüsse landesfremder Bevölkerungsteile zu handeln, als daß sie sich direkt von den landesansässigen Maya-Indianern des Hoch- und Tieflandes ableiten ließen. Die genauere Feststellung aller dieser Erscheinungen kann aber erst auf Grund eingehender systematischer archäologischer Untersuchungen vorgenommen werden, da die direkten quellenmäßigen Überlieferungen hierfür in weitem Umfange versagen.

Die ländlichen Siedlungen Brasiliens

Von Otto Maull

Mit 2 Karten und 3 Bildern

Im Vergleich zu den Wirtschaftsflächen und den Verkehrslinien ist die Siedlung das mehr punkthafte Element in der Kulturlandschaft, das erst in der mehr oder minder abstrakten Zusammenschau besiedelte Gebiete neben den siedlungsleeren bildet. Dieser punkthafte Charakter kommt der ländlichen Siedlung, die nicht selten als Einzelsiedlung erscheint, in noch höherem Grade als der Stadt zu, die man seit einiger Zeit – eine bestimmte Größe und Physiognomie freilich vorausgesetzt – als Stadtlandschaft betrachtet. Dagegen würde man sich bestimmt scheuen, von einer „Einzelhoflandschaft" zu sprechen, weil ihr das Wesen einer besonderen Kleinlandschaft fehlt. Dieses besondere Verhältnis zur Fläche regelt die Behandlung von städtischen und ländlichen Siedlungen. Städte, namentlich Großstädte, vermögen Kleinlandschaften für sich zu sein. Ländliche Siedlungen stellen allerdings auch besondere landschaftliche Zellen von einer bezeichnenden Eigenart dar; sie ordnen sich aber den Gesamtzügen einer Landschaft in einer ganz anderen Weise unter, als das bei der Stadt der Fall ist. Die letzte erklärt sich zum einen Teil aus der Verbundenheit mit ihrer besonderen Kleinlandschaft, zum anderen Teil aus ihrer Verkehrsverknüpfung, sogar Weltverkehrsverknüpfung. Rio de Janeiro z. B. ist nahezu völlig frei von den örtlichen Einflüssen, unter denen Wesen und Physiognomie der ländlichen Siedlungen des brasilianischen Küstenwaldgebirges stehen, obwohl es diesem Bereich im ganzen angehört. Gerade trotz des Küstenwaldgebirges, das die Verkehrsbeziehungen der Riesenstadt zum mittelbrasilianischen Hinterland hemmt, indem es die Bahnen zu Umwegen veranlaßt oder sie zu bedeutenden Steigungen auf kurzer Strecke zwingt, in beiden Fällen eine Verkehrsverteuerung hervorruft, hat sich Rio de Janeiro in dem vielgebuchteten, von Glockenbergen durchsetzten Raum zwischen dem Tijucabergland und der Bai von Guanabara bzw. dem Ozean entwickelt. Die besondere Artung dieses Kleinraums beherrscht die flächenhafte, im einzelnen so eigenartige Ausbreitung Rios ebenso in der Horizontalen wie in seinem Höhenwachstum über die Hügel und an den Flanken des Gebirges. Sein Straßenbild ist dagegen durch seine Entwicklung zur Handels- und Verkehrsmetropole, deren Beziehungen bis über den Ozean ausgreifen, und durch seine Bestimmung zum politischen und geistigen Vorort geprägt worden. Die ländliche Siedlung, die vielleicht nur 50–60 km von Rio de Janeiro im Küstenwaldgebirge liegt, hat an all dem keinen Anteil. Sie ist lediglich abhängig von den unmittelbaren örtlichen und von den Nahverkehrsbedingungen. Sie ist darum in ungleich strengerem Sinne aus dem allgemeinen Landschaftstypus zu verstehen.

Keine Siedlung kann aber einseitig aus den Bedingungen der Landschaft begriffen werden. Sie ist als Kulturlandschaftselement das Werk des Menschen, der je nach seinem Kulturkönnen und -wollen, d. h. nach seiner Kulturstufe, die Gegebenheiten einer Landschaft ausnutzt und darum recht verschiedene Siedlungsformen schafft, deren Mannigfaltigkeit von den Differenzierungen durchkreuzt wird, die auf die naturlandschaftlichen Bedingungen zurückgehen. Wo darum Bevölkerungselemente sehr verschiedener Kulturstufe räumlich nebeneinander leben oder sich durchdringen, auch physisch in hohem Grade Vermischung stattgefunden hat und weiter stattfindet, und wo außerdem die natürlichen Grundbedingungen landschaftsweise wesentliche Abweichungen zeigen, wie beides in Brasilien der Fall ist, muß sich zwangsmäßig ein sehr wechselndes Bild der ländlichen Siedlungen entwickeln, dessen Buntheit allerdings auffällig durch die großartige Einförmigkeit der brasilianischen Großlandschaften – Amazonien, Hochland Nordost- und Mittelbrasiliens, Küstenwaldgebirge und Hochland Südbrasiliens[1] – gemildert wird. Eine Zergliederung des Geschaffenen führt zu der beachtlichen Erkenntnis, daß der Ablauf der Kulturentwicklung in Brasilien in nicht unwesentlicher Weise von dem in der Alten Welt in der Art abweicht, daß dank der recht verschiedenen Entwicklungsmöglichkeiten in der vor- und nachkolumbischen Zeit infolge der Einführung von Kulturtieren und -pflanzen durch die Kolonisation in den daran armen, fast leeren Kontinent geradezu eine Umwertung der Bedingungen der Naturmilieus stattgefunden hat. Dieser grundlegende Umstand läßt es angebracht erscheinen, bei einer Überschau über einen Riesenraum die landschaftsweise Betrachtung zugunsten einer an der Kulturstufe orientierten Analyse zurücktreten zu lassen.

Gerade bei der Behandlung der Indianersiedlungen, die ja samt und sonders ländliche Siedlungen sind, weil Naturvölker die Stadt nicht kennen, zeigt sich, daß das Urwaldgebiet Amazoniens einschließlich der waldigen, niedrigen Küstenzone des brasilianischen Ostens durchaus nicht die Region des Kulturminimums darstellt, wie man auf Grund altweltlicher Erfahrungen meinen sollte. Abgesehen von den nur zeitweilig aufgeschlagenen Wohnstätten weniger primitiver Stämme, einseitigen Schutzdächern aus Palmblättern, wie sie z. T. schon R. Schomburgk und viel später nach ihm Th. Koch-Grünberg[2] von den kulturell äußerst tiefstehenden Waika und Schirianá geschildert hat, errichtet von Menschen, die ganz vorwiegend dem Sammler- und Jägertum obliegen und nur einen niederen Ackerbau kennen, sind die relativ steten Siedlungen der Waldtieflandindianer an die erst durch schwere Arbeit zu schaffende Rodungsoase gebunden. Infolge der raschen Erschöpfung des

[1] Eine eingehende Schilderung dieser Sondergebiete ist von dem Verfasser in Klutes „Handbuch der geographischen Wissenschaft" bei der Darstellung Brasiliens gegeben worden. — [2] Koch-Grünberg, Th.: Vom Roroima zum Orinoko. Berlin 1917, S. 199—204.



1. Brasilianische Häuser in Alliança, Parahybatal.

tropischen Bodens ist weder die Wirtschaftsfläche noch die darauf entstandene Siedlung völlig bodenstet. Sie unterliegt gewissen Verschiebungen. Doch wird der Mensch auf ihr durch die Art des Anbaus, vornehmlich den der Mandioka, die eine Reifezeit von zwei bis drei Jahren verlangt, zur Seßhaftigkeit gezwungen, die auch durch die aus tieferer Kulturstufe übernommenen ergänzenden Wirtschaftsformen des Sammelns und der Jagd nicht aufgehoben wird. Ein Zusammenschluß der Siedlungen zu flächenhaftem Verbande ist nicht möglich, weil diese Wirtschaftsweise große Räume für die einzelne Siedlungsgruppe verlangt. Darum sind auch die Indianersiedlungen ganz vorwiegend Kleinsiedlungen, Gruppen von wenigen, oft nur von zwei bis drei Hütten oder gar nur Einzelsiedlungen, unter denen allerdings sehr große Sippenhäuser, die bis zu 100 Menschen beherbergen, z. B. im Uaupésgebiet, auftreten können. Die Zeilendörfer der Karajá mit 30 bis 60 Giebeldachhütten sind eine Ausnahme. Als Besonderheiten kommen Winter- und Sommerdörfer, selbst Tag- und Nachtdörfer vor, von denen die Tagdörfer sich besonders luftiger Lage erfreuen, die Nachtdörfer Hütten aufweisen, die sorgsam geschlossen werden, um das Eindringen der Moskitos zu verhindern. Den Dörfern oder – in vielen Fällen besser – Hüttengruppen ist häufig Flußlage eigen. Meist liegen sie aber abseits vom Fluß in typischer Versteckslage, die freilich oft den Mangel an Wasser und an frischer Luft in der Enge des Waldes mit in Kauf nehmen muß.

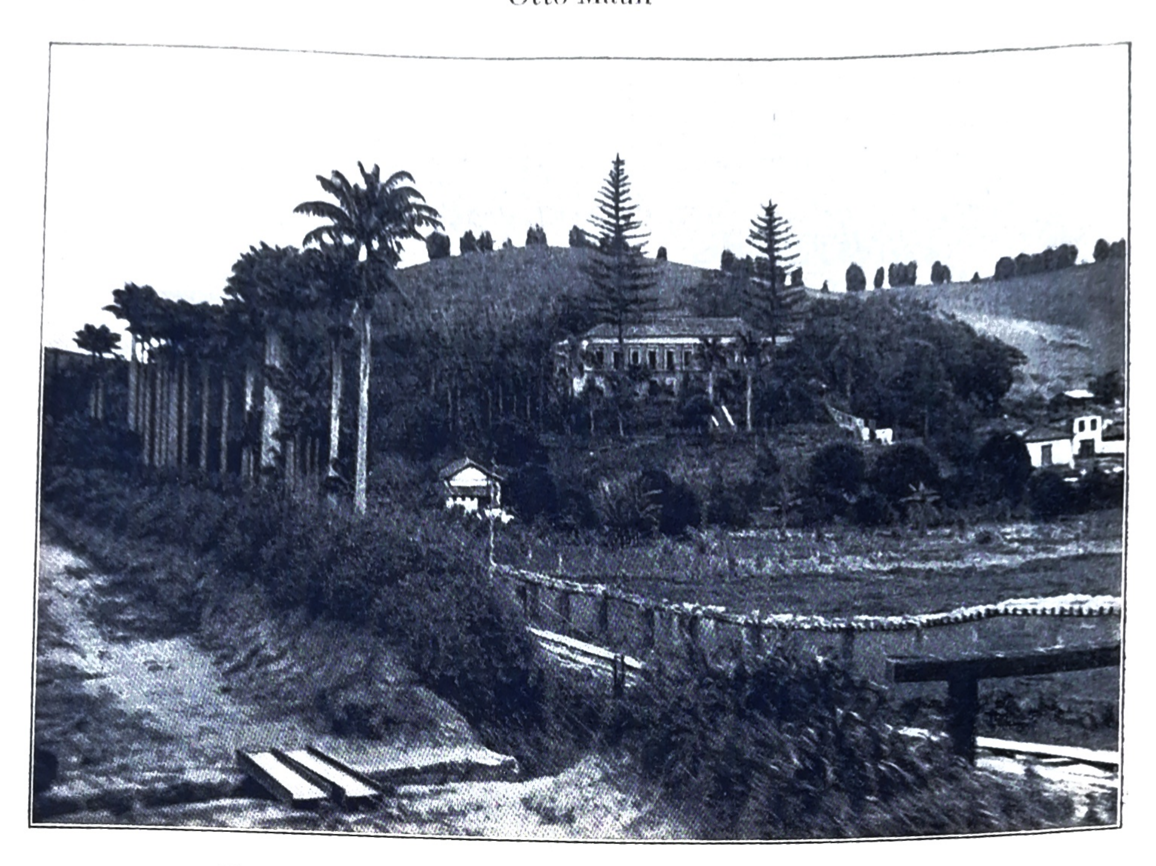
Der Einfluß der Seßhaftigkeit macht sich weit weniger in der Größe und



2. Deutsche Höfe, Laranja da Terra, Espirito Santo.

Dichte der Siedlungen als im Baustil und in der Inneneinrichtung bemerkbar. Die Ausmaße und die Form der Anlage weichen stark voneinander ab. Aber stets offenbaren die Häuser und Hütten der seßhaften Waldindianer einen klar erkennbaren Bauplan. Drei Grundtypen sind weit verbreitet: die Viereck- oder Rechteckhütte, die Rundhütte, die oft zur ausgesprochenen Kegeldachhütte wird, und, ihr verwandt, die Bienenkorbhütte, die verschiedene Abwandlungen zeigt. Die Rechteckhütte – nur um Beispiele kann es sich in der vorliegenden Betrachtung handeln – ist vom Uaupés und bei den Muambisa am Chimbiri-Yacu[1] bekannt. Ebenso haben nach Speiser[2] die üblichen Wohnhütten der Aparai am Rio Paru, denen sich Vorratshäuschen und Hundeställe zugesellen, im Prinzip solche Form, während die Männerhäuser als Rundbauten mit Kegeldach oder mit rundem, aber zu einem Giebel zusammengezogenen Dach, das auf achteckigem Gerüst ruht, geschildert werden. Das Grundgeschoß ist, dem Tiefland angepaßt, offen und luftig. Dagegen sind im Roroimagebiet und auch weiter westlich, bei den Makuschí und Taulipang[3], bei den Guinaú und Yekuaná[4] und endlich bei den Majonggóng[5] die großen Kegeldachhäuser geschlossen, deren schöne alte Formen von den jüngeren

[1] Domville-Fife, Ch. W.: Unter Wilden am Amazonas. Leipzig 1926, S. 202.
[2] Speiser, F.: Im Düster des brasilianischen Urwalds. Stuttgart 1926, S. 112, 142, 155, 156. — [3] Koch-Grünberg, a. a. O. S. 34.
[4] Ebenda S. 235, 236. — [5] Ebenda S. 295, 300, 306.



3. Fazenda bei Prof. M. Pereira, Bergland von Vassouras.

achteckigen Hütten mit abgerundeten Ecken und Firstdach sich abheben (Koch-Grünberg). Die Stämme am Kulisevu, einem Quellfluß des Xingu, die Minaco, Uaura, Auiti, Ualapiti und Kamayurá, die von den Steinen kennengelernt und die H. Hintermann[1] neuerdings wieder aufgesucht hat, besitzen große bienenkorbartige Hütten von elliptischem Grundriß mit zwei tragenden Hauptpfeilern, die etwa in den Brennpunkten der Ellipse eingerammt sind. Sie werden durch Längsbalken miteinander verbunden, zu denen von den mannshohen Pfählen an der Peripherie der Hütte biegsame Stämmchen beigezogen werden. Eine schilfartige Grasart deckt die Hütte. Die Janaugua (Trumai) schaffen wahre Riesenbauten solcher Art. Dagegen bauen die Paressi mehr gewölbeartige Hütten. Im Vergleich mit den Angaben von den Steinens und Hermann Meyers für dieses Gebiet vermochte Hintermann bezeichnende Verschiebungen der Siedlungen zu erkennen. Domville-Fife erwähnt Bienenkorbhütten der Mundurucus am Tapajoz[2], der Parintintins am Gy-Parana[3] und der Itogapuk an den Quellflüssen des Aripuanan (Hütten mit spitzen Dächern und zwei niedrigen Eingängen[4]) und sehr große zeltförmige Hütten der Ocainas[5].

Das Baumaterial der Hütten ist wie auch das der Siedlungen der Weißen

[1] Hintermann, H.: Unter Indianern und Riesenschlangen. Zürich und Leipzig 1926, S. 247, 249, 251. — [2] Domville-Fife, a. a. O. S. 53.
[3] Ebenda S. 125/26. — [4] Ebenda S. 160. — [5] Ebenda S. 214.

und Mischlinge ausschließlich dem Wald entlehnt. Die Hängematte ist die weitverbreitete Schlafstätte. Der Herd, Schemel und nur geringes übriges Haus- und Wirtschaftsgerät machen die Inneneinrichtung aus, die gleich den Hausformen sichtlich unter dem Einfluß gleichen Milieus ihre Verbreitung an dem ostbrasilianischen Küstensaum bei den Küstentupi gefunden hat.

Die Siedlungen der Hochlandindianer des Caatinga- und Savannengebiets Nordost- und Mittelbrasiliens einschließlich der Bewohner des brasilianischen Küstenwaldgebirges lassen im Vergleich mit den Wohnstätten der Waldindianer des Tieflandes eine sichtlich niedrigere Entwicklungsstufe erkennen, die sich auch in dem Mangel an übrigem Kulturgut zeigt. Mit dem Ackerbau, der Mandiokakultur, einer Reihe hausgewerblicher Fähigkeiten und dem Kanu, die vom Xingu, Araguaya und von der Küste aus eingedrungen sind, sind auch zwar Siedlungsformen übernommen worden, die dem höheren Kulturbereich des Waldlandes angehören, bienenkorbartige Hütten (z. B. bei den Bororó) vom Xingu und Giebeldachhütten von der Küste, aber im allgemeinen fristeten die Hochlandindianer mit der hier ergiebigen Jagd, aber auch mit Sammeln, das Leben, mit Wirtschaftsformen, die nur mäßige Seßhaftigkeit zuließen und dementsprechend auch die Formen der Wohnstätten niedrig hielten. Bei mehreren Gêsstämmen, z. B. bei den Botokuden und den Puru, bestehen diese nur aus einem Wetterdach oder kreisförmig in die Erde gesteckten Palmwedeln. Auch die Bugres Südbrasiliens ziehen kleine Bäumchen zu einem in der Mitte stehenden größeren Stamm zusammen, verbinden dieses Gerüst mit Schlingpflanzen und bedecken es mit Blattwerk[1]. Andere Stämme, wie die Kayapó, haben durch die Vereinigung zweier Wetterdächer an der Längsseite geschlossene, an den beiden Kurzseiten offene Hütten geschaffen. Ganz ähnliche primitive Kartenhäuser kommen auch an der Westgrenze Brasiliens am Rande des Chaco vor[2]. Die Kaingang endlich wohnen in Hütten, deren aus Pfählen bestehendes Gerüst mit Matten bespannt ist.

Die mit der Kolonisation und dem weiteren Ausbau gegen den Naturvolkbereich vorgeschobene Kulturgrenze hat gerade im Grenzbereich selbst recht verschiedene Siedlungen der Weißen und Mischlinge geschaffen. Können zwar die Militär- und Verwaltungsstationen und die Posten des 1910 eingerichteten Indianerschutzdienstes nicht zu den ländlichen Siedlungen gerechnet werden, so gehören doch die Indianeraldeamentos hierher, wie z. B. Simon Lopez[3] oder das am Pancas in Espirito Santo[4], eine Botokudensiedlung, in denen Teile der noch unvermischten Naturvölker in schmucklosen Rechteckhütten leben, um bei landwirtschaftlicher Beschäftigung der Zivilisation gewonnen zu werden. Zwischen diesen äußersten Vorposten planmäßiger,

---

[1] Donat, Fr.: Paradies und Hölle. Stuttgart 1927, S. 29.
[2] Maull, O.: Vom Itatiaya zum Paraguay. Leipzig 1930, S. 299. Vgl. auch Abb. 159.
[3] Hintermann, a. a. O. S. 89. — [4] Maull, a. a. O. S. 152; ferner Abb. 73 u. 74.

von der Zivilisation getragener Siedlungen im Naturvolkbereich selbst und der peripherischen Militärstationen schieben sich, durch verhältnismäßig große Zwischenstrecken voneinander getrennt, Siedlungszellen ein, die je nach ihrer wirtschaftlichen Bestimmung und ihren örtlichen Bedingungen recht verschiedene Formen annehmen.

Am Amazonas und an seinen Nebenflüssen wechseln die einfachen, nüchternen, wegen der regelmäßigen Hochwasser auf Pfählen stehenden, einräumigen, mit Palmstroh gedeckten Caboclohütten, vor denen eine Plattform zum Tagesaufenthalt dient, und deren Bewohner sich meist durch Fischfang und bescheidenen Ackerbau nähren, mit den geräumigen und bequemer eingerichteten, gleichfalls meist recht luftig auf Pfählen errichteten Fazenden, zu denen sich, verbunden durch einen Pfahlweg, Nebenbauten, meist Bretterhütten verschiedenster Form, gesellen. Viehzucht auf Kampflächen oder Holzausbeute ist deren Wirtschaftsgrundlage. Gelegentlich erscheinen Sägemühlen. Neben Bretterhäusern, oft nur erbärmlichen Buden, die aus einem bunten Material, nicht selten Well- und anderen Blechstücken, zusammengeflickt sind, stehen Lehm- und Ziegelhäuser. Auch ein Kirchlein erscheint da und dort einmal, meist ein Überbleibsel aus einer Periode kräftigeren Kulturvorstoßes. Koch-Grünberg[1] gibt dafür schöne Beispiele: „Im 17. Jahrhundert, als die Bevölkerung des Rio Branco weit bedeutender war als heute, bildete Santa Maria neben dem jetzt ganz verschwundenen Carmo und anderen Plätzen einen wichtigen Punkt der Karmelitermission und zählte mehrere hundert Seelen. Ein paar ärmliche Palmstrohhütten sind traurige Reste der einstigen Herrlichkeit.“ Ebenso stehen in Villa Moura 25 bis 30 verfallene Häuschen und Hütten und eine Kapelle in demselben Zustand. Mit der Dampfschiffahrt sind an den Ufern der amazonischen Flüsse „Barracas“, Schuppen auf Holzpfählen, Holzmagazine, entstanden, an denen die Fahrzeuge das ausschließlich verwendete Feuerungsmaterial aufnehmen, gleichsam „kohlen“. In Oberamazonien gibt es hier und da Alligatorfarmen, Fangstationen der wegen ihres Panzers kostbaren Tiere. In den Urwald selbst vorgeschoben sind die zeitweiligen Wohnstätten der Kautschuksammler, die sich in ihrer Urwüchsigkeit am meisten den indianischen Hüttenformen verwandt zeigen, was sicher z. T. aus der durch die Abstammung bestimmten Tradition der Mischlinge zu erklären ist[2]. Die Dichte dieser ländlichen Siedlungen im Urwald ist außerordentlich gering. Ihre Verbreitung ist lediglich in mehr oder minder breiten Gürteln an den Flüssen und in Flussesnähe erfolgt.

Viel gleichmäßiger ist dagegen die Verteilung der Siedlungen im übrigen Brasilien, das dank seines völlig anderen Naturmilieus der Kolonisation und ihren Kulturgaben ungleich zugänglicher war. Dort ist weithin die indianische Siedlung völlig geschwunden und durch Wohnzellen der Weißen und Misch-

[1] Koch-Grünberg, a. a. O. S. 7. — [2] Domville-Fife, a. a. O. Abb. vor S. 17.

linge ersetzt worden, von denen aus die Umwelt flächenhaft, Viehzucht treibend und ackerbauend, bewirtschaftet wird. Das Ergebnis ist ein erstaunlicher Siedlungserfolg, der zu jener Umwertung in der Bedeutung der Räume geführt hat. Stand das brasilianische Hochland auf der indianischen Kulturstufe weit hinter der Entwicklung im Walde zurück, so blieb umgekehrt die Kolonisation des Tieflandes im Walde stecken, während sich an der Küste und auf dem Hochland und schließlich auch in dem dazwischenliegenden Waldgebirge die Landnahme und die Besiedlung durch die Weißen und Mischlinge in der Art vollzogen hat, die dem modernen Brasilien eigen ist. Dabei hat sich freilich infolge sichtlicher Anklänge an die Tradition der Bauweise der farbigen Menschen die Wohnstatt der Mischlinge sehr häufig über tiefstehende Kümmerformen nicht zu erheben vermocht. Besonders primitive Siedlungen, aus Rohr geflochtene, mit Lehm ausgeschmierte Wände, mit Schilfgras überdeckt, finden sich selbst in den kleinen Fischerdörfern der Küstenniederungen. Ganz im Westen, am Chacorande, kommen offene oder nahezu offene Ranchos vor, bei denen lediglich ein Dach von Pfosten getragen wird. Auf ähnlicher Stufe stehen die Hütten der Gummisammler, der Kristallgräber und der Diamantenwäscher: schräg zusammenstehende Stämme werden mit Palmblättern überdeckt. Es sind offenbar Abkömmlinge von Indianersiedlungen des Hochlandes. Solchen mehr fliegenden Siedlungen gegenüber weisen die nach einem klaren Rechteckplan errichteten fensterlosen Savannenholzhäuser, bei deren Bau lediglich die krüppeligen Savannenstämmchen zum Gerüst und zu den Wänden und Blätterwerk, vorwiegend von Palmen, zur Dachbedeckung verwendet worden sind[1], einen Fortschritt auf. Sie treten einzeln und in Gruppen auf. Weit verbreitet im Waldgebirge und im Hochland sind die kümmerlichen Lehmranchos, gleichfalls fensterlose Hütten mit festgestampftem Lehmboden und einem aus Lehm gefertigten Backofen, deren Wände aus ungebrannten, luftgetrockneten Ziegeln errichtet sind. Anbauten an das Rechteck des Grundschemas kommen vor[2]. Gelegentlich ist der geschützte Raum um ein Vordach erweitert, das von Stangen getragen wird. Bei Neger- und Mulattenhütten der Küste zieht sich die Palmstrohdachung fast bis zur Erde herunter[3]. Einen ganz anderen Charakter tragen die Siedlungen der einer höheren Kulturstufe angehörenden Brasilianer und der europäischen Kolonisten. Den ersteren ist das einstöckige bescheidene Stadthaus auch in der ländlichen Siedlung Vorbild gewesen. Der von Fenstern flankierte Eingang führt in den Empfangsraum, von dem ein Gang, an dem beiderseits Schlafräume liegen, mit der Küche und dem Eßraum an der Hinterseite des Hauses verbindet. Sind die Gelasse hinter dem Empfangsraum zwar fensterlos, so sind sie doch nicht dunkel, weil die Zwischenwände zwecks besserer Luftzirkulation nicht bis zur Decke hochgeführt sind. An der Hausrückseite schließt der Hof an, der oft von

[1] Maull, a. a. O. Abb. 121, 122, 127. — [2] Ebenda Abb. 108 und 22. — [3] Ebenda Abb. 3.

Nebengebäuden umstanden wird. Die zahlreichen Italiener- und Portugiesensiedlungen gleichen weitgehend ihrem Haustyp nach den brasilianischen. Von besonderem Interesse sind die deutschen Siedlungen, weil sie bei aller Anpassung an das andere, tropische oder subtropische Milieu, das namentlich luftige Bauweise und infolge der Feuchtigkeit und zum Schutz gegen tierische Schädlinge Pfostenstellung des Hauses verlangt, in ihrer Form und Einrichtung und in der Hofanlage vielfach das völkische Erbe gewahrt haben. Selbst in dem Waldgebirgsland Espirito Santos, das sich nicht der Klimagunst des subtropischen Südbrasilien erfreut, heben sich die oft schmucken Fachwerkbauten der Deutschen von den übrigen Siedlungen deutlich ab. In mäßig dichter Streulage verteilen sie sich meist als Einzelsiedlungen über das Bergland und zeigen dabei mannigfache Abwandlungen. Auf der jungen Rodung entsteht freilich auch hier zunächst eine relativ primitive Hütte[1]. Nur am Rande des Siedlungsgebiets treten geschlossene Siedlungen auf. In den älteren Siedlungsbereichen der deutschen Kolonisation, so z. B. um Petropolis und ganz besonders in Südbrasilien[2], legen sich häufig um städtische oder halbstädtische Kerne die rein ländlichen Siedlungen in mehr oder minder dichter Streulage herum, oft einzelnen Talfurchen folgend. Die Verbreitung der brasilianischen und Mischlingssiedlungen ist ganz ähnlich. Auf ihre gürtelhafte Anordnung um städtische Vororte hat schon B. Brandt[3] aufmerksam gemacht.

In allen Bereichen des landwirtschaftlichen Großbetriebs gesellt sich zu den erwähnten Siedlungstypen die Fazenda. Sie ist ein meist doppelgeschossiges Haupthaus von überkommenem oder modernem Stil, das sich, oft von Palmen beschattet und gelegentlich geschmückt durch die Säulenfassade der Veranden, eines stattlichen Äußeren und einer bevorzugten Lage erfreut. Mehrere erdgeschossige Nebengebäude und – wo eine Vielzahl von Arbeitern beschäftigt ist – ein Kolonendorf oder auch mehrere Kolonendörfer, deren nüchterne Rechteckhütten eine kleine Reihensiedlung in einigem Abstand von dem Fazendenhaus bilden, gehören dazu. Je nach der Wirtschaftsweise tragen vor allem die Nebengebäude und die nächste Umgebung des Fazendenhauses verschiedenes Aussehen. Namentlich auf den Plantagengroßbetrieben haben sich industrielle Anlagen entwickelt: auf Kaffeefazenden z. B. planierte Flächen zum Trocknen, Wasserzuleitungskanäle zum Waschen des Kaffees, Gleise mit einem Feldbähnchen, Aufbereitungs- und Lagerschuppen –

[1] Für Espirito Santo vgl. man Maull, a. a. O. S. 86–132, 140–150. Ferner Abb. 49, 50, 52, 54, 56, 58, 61, 66, 68, 69, 70, 72. — Wagemann, E.: Die deutschen Kolonisten im brasilianischen Staate Espirito Santo. Schriften des Vereins für Sozialpolitik. 147. Bd. München und Leipzig 1915. Kapitel Hausbau, S. 69. Charakteristische Bilder.

[2] Ein ziemlich geschlossenes Bild der deutschen Kolonisation in dem südlichsten brasilianischen Staat gibt mit vielen Abbildungen das Jubiläumsbuch „Hundert Jahre Deutschtum in Rio Grande do Sul, 1824–1924", hrsg. vom Verband deutscher Vereine. Porto Alegre 1924.

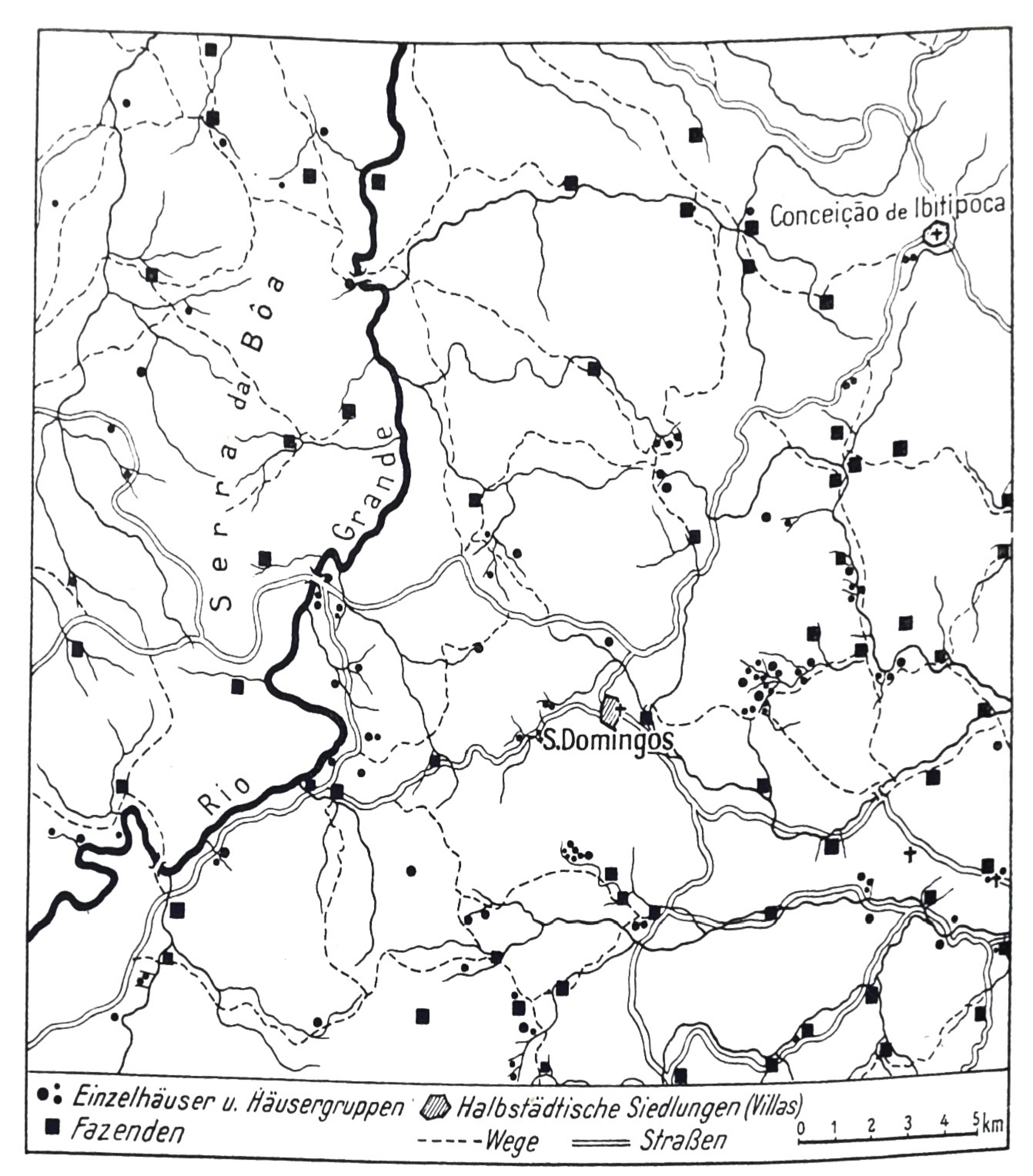
[3] Brandt, B.: Kulturgeographie von Brasilien. Stuttgart 1922, S. 70.

4. Verteilung der Typen ländlicher Siedlung im Bergland nördlich vom Parahybagraben.

Zuckerrohrplantagen stehen oft mit Zuckerfabriken (engenhos) in Verbindung. Viel seltener ist solcher industrielle Ausbau in Brasilien bei Viehfazenden, deren nächste Umgebung ihre charakteristische Prägung durch die Corrale (Viehpferche) erhält[1].

Dem vorhandenen Wirtschaftsraume angepaßt ist die Verteilung der einzelnen Siedlungstypen. Im Küstenwaldgebirge treten die Fazenden, die fast lediglich auf die geräumigeren Täler beschränkt sind, zugunsten der Einzel- und Gruppensiedlungen zurück. Doch auch die Dörfer sind selten. Im inneren Hochland, z. B. von São Paulo und Minas, teilen die Fazenden in ziemlich

[1] Vgl. auch Klutes „Handbuch der geographischen Wissenschaft"; ferner Maull, a. a. O. Abb. 34, 119, 130, 131, 143, 144.



5. Verteilung der Typen ländlicher Siedlungen auf der Hochebene des südlichen Minas Geraes.

regelmäßiger Weise, vielfach auf Riedelspornen und damit in günstiger Wasserlage liegend, die Wirtschaftsflächen unter sich auf. Einzelhäuser und Häusergruppen, kaum eigentliche Dörfer, schieben sich dazwischen ein. Häufig liegen diese an oder in der Nachbarschaft der Straßen und kennzeichnen damit ihre Entstehung in jüngerer Zeit. Je weiter nach Westen, desto mehr wächst der Abstand zwischen den einzelnen Siedlungen.

Damit möge die kurze Überschau abschließen. Einer vollständigeren Auswertung des Materials, die sich bei dem kontinentgroßen Gebiet nur zum kleineren Teil auf eigene Anschauung stützen kann, steht auch auf breiterem Raum die geringe Aufmerksamkeit entgegen, die der vergleichenden Betrachtung der Siedlungen in fast allen Veröffentlichungen geschenkt wird.

Ländliche Siedlungen in der argentinischen Pampa

Von Franz Kühn

Mit 5 Abbildungen

Vorbemerkung: Bei der großen Ausdehnung Argentiniens, unter ganz verschiedenen Bedingungen des Klimas, der Bodengestalt, der Wirschaftsform, herrscht natürlich auch eine große Mannigfaltigkeit in den ländlichen Siedlungen, sowohl in den von Europäern entwickelten, wie in den endemischen der Eingeborenen. In dem vom Verlage vorgeschriebenen Raum ist eine siedlungsgeographische Behandlung des Themas „Ländliche Siedlungen" für das ganze Land völlig ausgeschlossen. Der vorliegende Beitrag wurde deshalb auf die Pampa beschränkt, als auf das wichtigste Wirtschaftsgebiet des Landes.

Betreffs der nicht europäisch beeinflußten Eingeborenensiedlungen sei auf des Verf. Abhandlung verwiesen: Material de observación para la Ecogeografía Argentina. Algunos tipos de viviendas rurales in Publ. Inst. de Investig. Geogr. Univ. de Buenos Aires, 1924, Nr. 8, sowie auf einen Auszug daraus in C. R. XXIe. Congrès Intern. des Américanistes, Göteborg 1924, S. 566–571: Beiträge zur Siedlungskunde Argentiniens (Ländliche Siedlungen autochthonen Charakters), vgl. auch das eingehende Referat (mit Karte): Rural Habitations in Argentina in Geogr. Review, New York 1925, sowie den betr. Abschnitt im Handbuch der Geogr. Wiss. herausg. von F. Klute, Südamerika, S. 95–99. Weiteres Bildermaterial enthält u. a. noch M. Jefferson: Peopling the Argentine Pampa. New York 1926 (Am. Geogr. Soc.).

I. BEGRÜNDUNG

Argentinien, eines der Hauptländer für Viehzucht und Ackerbau, zeigt ein bedeutendes Überwiegen der städtischen über die ländliche Bevölkerung, da letztere noch nicht einmal ganz 40% erreicht (rund $4^1/_2$ Millionen von $11^1/_2$ Millionen der Gesamtbevölkerung). Weiter ist festzustellen, daß von den 6,6 Millionen Stadtbewohnern über die Hälfte in den acht Großstädten des Landes (mehr als 100000 E.) ansässig ist, nämlich 3,67 Millionen[1]. Dies muß jedem Beobachter auffallen und läßt darauf schließen, daß die Struktur der Landwirtschaft und die ländlichen Siedlungsverhältnisse erheblich anders sein müssen als in Mitteleuropa.

Das hängt einesteils mit der historischen Entwicklung der Besitzergreifung und Bodenbenutzung, andernteils mit den Wirtschaftsmethoden zusammen.

Von den „encomiendas", „repartimientos" und „mercedes reales" auf der einen Seite, aus dem alleinigen Wertobjekt der Pampa, dem Besitz von Herden, auf der andern Seite stammt der für die Landverteilung in Argentinien typische Großgrundbesitz her. In der Kolonialzeit gab es nichts anderes, und die neue Republik belohnte ihre verdienten politischen und militärischen Führer mangels Geld, Titel, Orden, Adel mit dem einzigen, was sie, und zwar im Überfluß, ihr eigen nannte: Land. Wo durch Zurückdrängen der Indianer oder Niederwerfung führender „Caudillos" Land zur Verfügung kam, entstanden

[1] Buenos Aires 2250000 — Rosario 470000 — Córdoba 236000 — Avellaneda 195000 — La Plata 170000 — Santa Fe 125000 — Tucumán 116000 — Bahía Blanca 110000 (Zahlen für 1930).

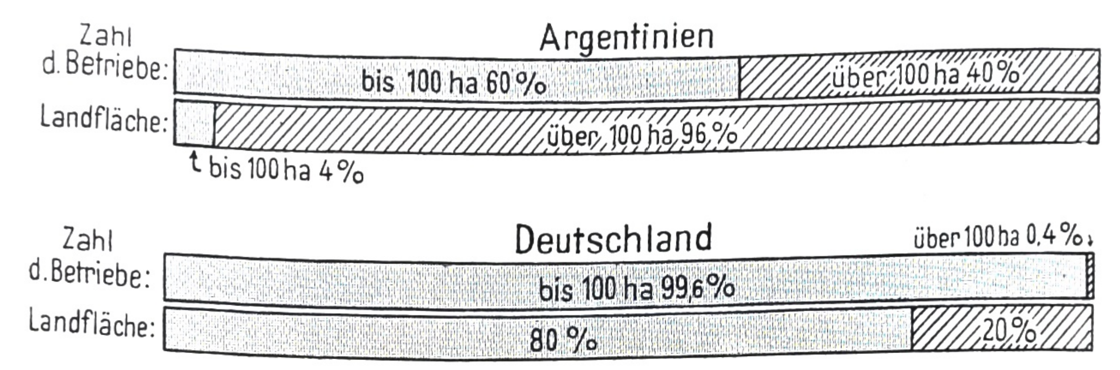
auf diese Weise immer neue Latifundien. Extensive Viehzucht war die einzige echt argentinische Bodennutzung, sehr viel Vieh, sehr wenig Menschen der typisch argentinische Zustand bis gegen 1860.

Als dann mit der Einwanderung auch Ackerbauer in größerer Zahl ins Land kamen, war in der Pampa, der zukünftigen Getreidezone, kein Siedlungsland mehr zu vergeben, alles war Privatbesitz in wenig Händen, den Händen der Regierenden.

So sah das Bild eines Neulandes aus von der sechsfachen Größe Deutschlands, mit knapp 1½ Millionen Menschen, das auf einen großen Strom von Einwanderern wartete und alle, die kommen wollten, verfassungsgemäß willkommen hieß, um sich zu bevölkern. Alberdis berühmter Ausspruch: „Gobernar es poblar", geopolitisch vollkommen richtig, stieß in der Wirklichkeit auf Schwierigkeiten, denn wenn man von dem privaten Kolonisationsunternehmen in Santa Fe absieht und den kleineren Siedlungen der Wolgadeutschen in Entre Ríos, war die Mentalität des argentinischen Großgrundbesitzers ganz allgemein so eingestellt, daß zwar die Fremden gerne als Arbeiter willkommen waren, daß ihnen aber eigentlich argentinische Erde als Eigentum nicht recht gegönnt wurde. Für den viehzüchtenden Estanciero, den Patrón und Señor de la tierra, stand der Ackerbau als Lebensberuf auf einer niedrigen sozialen Stufe, Arbeit der Besitzlosen und somit gerade geeignet für arme Einwanderer, geringgeachtet vom eingeborenen Criollo, Estanciero wie Gaucho; aus Gründen der Nützlichkeit jedoch gefördert – wohlverstanden nur auf einem geliehenen Teil ihres Landbesitzes.

So erklärt sich die für den argentinischen Ackerbau typische und vorherrschende Form der Wanderpacht (fast 70% aller Betriebe) statt Siedlung. Der allgemeine Brauch auf seiten der Estancieros ist, einen Teil ihres Landes als sog. „Kolonie" an Ackerbauer für bestimmte (nicht allzulange) Zeit zu verpachten, um das durch die Bearbeitung und die meistens bei Pachtablauf ausbedungene Alfalfabestellung verbesserte Land dann wieder als Weide zu benutzen. Nach Bedarf wird dann diese Art „Kolonisation" an anderen Stellen wiederholt.

Für das Siedlungsbild ist diese Wirtschaftsmethode von ausschlaggebender Bedeutung, denn man muß sich klar machen, daß in der Pampa der auf eigener Scholle arbeitende Landmann, der Bauer in unserem Sinne oder der Farmer in USA., zahlenmäßig eine viel geringere Rolle im Ackerbau spielt, als der von Kolonie zu Kolonie ziehende Wanderpächter, der immer nur ein paar Jahre seßhaft ist und dann wieder auf Neuland beginnen muß. Selbstverständlich beeinflußt dies periodische Nomadenleben den baulichen Charakter der Siedlungen ganz bedeutend, die ja doch nur temporäre Wohnstätten darstellen. Rechnet man hierzu noch die Tatsache des in der Pampa herrschenden warmen Klimas mit nicht häufigen Niederschlägen und milden Wintern sowie die von irgendeiner Wohnkultur völlig unberührte Bedürfnislosigkeit dieser Pächter, so wird man die primitiven, uns jämmerlich erscheinenden Heimstätten der Nichteigentümer richtig einschätzen als Reaktion besonderer geopolitischer Zustände.



1. Landwirtschaftliche Betriebe nach Anzahl und Landflächen.

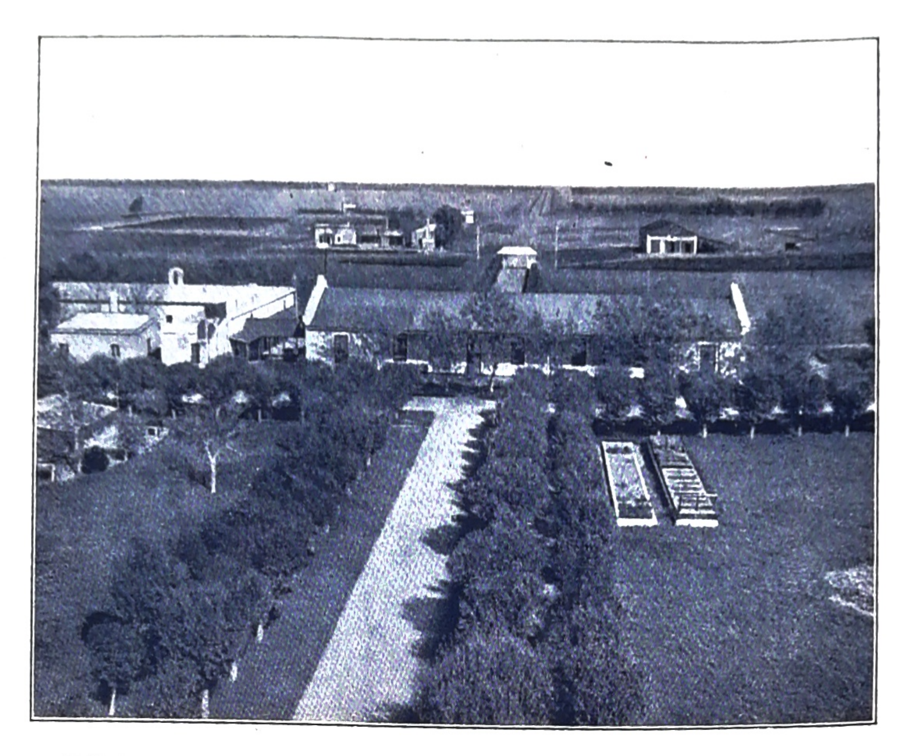
Man muß sich ferner dazu gegenwärtig halten die in der argentinischen Landwirtschaft übliche Form der Bewirtschaftung, nämlich die streng durchgeführte „Monokultur". Viehzucht und Ackerbau sind durchaus getrennte, selbständige Betriebe, und im Ackerbau wird die Monokultur meist so weit getrieben, daß auf dem gesamten Pfluglande eines Betriebes auch nur eine Feldfrucht angebaut wird. Bei der Viehzucht sind ebenso die Betriebe zur Schlachtvieherzeugung von denen der Milchwirtschaft streng getrennt.

Wenn man die riesig ausgedehnten Weizen- oder Maisfelder sieht, ohne ein Dorf, ja fast ohne Spuren menschlicher Niederlassung, so begreift man sofort, daß man einen auf Export gerichteten Feldbau vor sich hat, mit dem Bestreben, mit möglichst geringer Arbeit möglichst viel zu erzeugen. Da wegen der Menschenarmut im Ackerbaugebiet – die bekanntlich für die Erntezeit den Zustrom der „golondrinas" verlangt – keine intensive Bodenkultur geleistet werden kann, die Hektarerträge infolgedessen gering sind, wird durch extensiven Betrieb ein Ausgleich gesucht, d. h. es wird ein möglichst großes Stück Land bestellt, unter Verzicht auf sorgfältige Bestellung. So erklärt sich auch die im Durchschnitt recht bedeutende Ausdehnung der Ackerbaubetriebe, die man im Mittel auf 100–200 ha ansetzen kann[1], je nach der Anzahl der mitarbeitenden Familienglieder.

Es handelt sich – ganz besonders bei den Pachtbetrieben – nicht um Bauernarbeit, die der ererbten Scholle durch intensive Arbeit das Beste abringt, sondern um ein reines Geschäftsunternehmen, ja eigentlich um ein Lotteriespiel, bei dem der Gewinn von den Wetterverhältnissen und den Heuschrecken abhängt. „Sembrar y confiar el resto a Dios" ist die einfache Arbeitsformel des argentinischen Ackerbauers. (Säe und überlasse Gott alles andere.)

Bei der Ausdehnung des zu bearbeitenden Landes ist es eine Forderung der

[1] Zum Vergleich möge angeführt werden, daß in Deutschland die bäuerlichen Betriebe folgende Verteilung zeigen: Kleinbauern (2—5 ha) 17,5%, Mittelbauern (5—20 ha) 18,6%, Großbauern (20—100 ha) 4,6%. Die Größenklasse über 100 ha ist in Deutschland nur mit 0,4% der Gesamtzahl der Betriebe vertreten, fast 60% der ländlichen Betriebe gehören der Größenklasse unter 2 ha an!



2. Blick auf die Gebäude einer Estancia vom Gerüst des Windmotors aus (Mitte: Herrenhaus, links davon Küche und Verwalterhaus, im Hintergrunde links Peonhaus, rechts Schuppen).

Zeitersparnis, daß das Anwesen möglichst zentral gelegen sei; so erklärt sich die in den Ackerbaukolonien herrschende Streusiedlung, die eben wegen der Größe der Betriebe äußerst weitständig ist, so daß man mit einem Blicke nur vielleicht zwei oder drei Siedlungen auf der Horizontebene entdeckt. So erklärt sich also aus praktischen Gründen das Fehlen der Dorfgemeinschaften.

Übrigens stand die argentinische Regierung (aus begreiflichen nationalpolitischen Gründen) stets auf dem Standpunkt, enges Zusammensiedeln von Einwanderern einer Nationalität (wie z. B. die Deutschen in Rio Grande do Sul) nicht zuzulassen, und nur die Wolgadeutschen haben bei ihrer Niederlassung in Entre Ríos vor 50 Jahren unter Drohung sofortiger Umkehr die Erlaubnis zu der für sie unentbehrlichen Dorfsiedlung durchgesetzt.

Da sonst überall in der Pampa die Einzelsiedlung herrscht, haben sich mit Notwendigkeit noch zwei Arten von einsamen Landsiedlungen herausgebildet: die „Boliche" („Almacen"=Verkaufsladen, früher auch „Pulperia" genannt), die zugleich auch unsern Dorfkrug ersetzen muß, freilich in anderem Stile, und die Landschule (wo keine städtische Siedlung in erreichbarer Nähe ist), zu der die Kinder zu Pferd oder Wagen kommen.

Bei den in der Provinz Santa Fe von vornherein für den Verkauf an Siedler bestimmten Ackerbaukolonien wurde gewöhnlich im Zentrum der großen Fläche ein Stadtplatz vorgesehen, als sozialer und wirtschaftlicher Mittelpunkt der Kolonie (Esperanza, San Carlos, Rafaela usw.), während sonst ebenfalls die Streusiedlung herrscht.

Jede auch noch so kleine Gemeinschaftssiedlung in der Pampa zeigt nach Anlage, Bauweise und Tätigkeit der Bewohner keineswegs dörflichen, sondern

städtischen Charakter, ist Sitz von Handel, Handwerk, Arzt, Advokat, Polizei, Gasthaus, Kino, meist auch Bahnstation. Es sind überwiegend Zwergstädtchen von 2—4000 Einwohnern.

II. BESCHREIBUNG

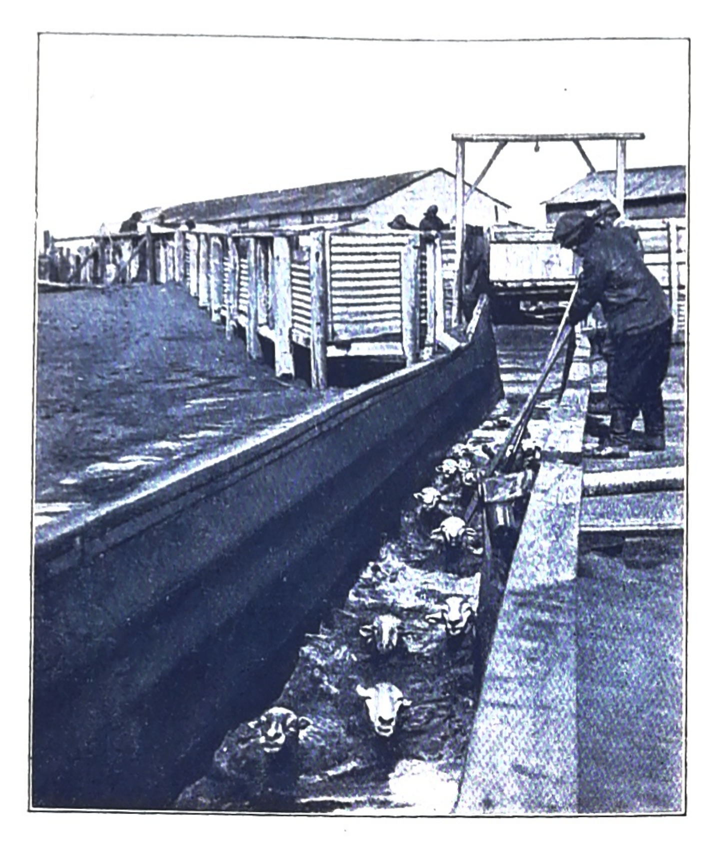
Die ländlichen Siedlungen der Pampa zerfallen in folgende Kategorien: I. der Viehzucht gewidmet: Estancia und Puesto; II. dem Ackerbau gewidmet: Chacra (Eigensiedlung und Pachtsiedlung); III. der Milchwirtschaft gewidmet: Tambo; IV. der Versorgung und dem Schankbetrieb gewidmet: Boliche.

I. Die Estancia (Abb. 2)

Unter Estancia versteht man einen Großgrundbesitz, der nur als Viehweide dient. Bezeichnend für ihre Ausdehnung ist das übliche Einheitsflächenmaß der Quadratlegua = 2500 ha. Die mittlere Durchschnittsgröße einer Estancia liegt bei 2—4 Quadratleguas, d. h. also 5000—10000 ha, jedoch sind sie in den Gegenden mit schlechteren Futterverhältnissen noch bei weitem größer, was besonders außerhalb der Pampa zutrifft. Indes gibt es auch in der Pampa selber heute noch Latifundien von 20 Quadratleguas Fläche, d. h. 500 qkm! Aus diesen Größenverhältnissen ist zu entnehmen, daß in den Viehzuchtgebieten die menschliche Siedlung ganz und gar zurücktritt, denn das Typische in der argentinischen Viehwirtschaft ist die äußerst geringe Zahl von dabei benötigten Menschen. Bei dem rein extensiven, natürlichen Weidebetrieb kann ein Hirte gut 400—500 Tiere beaufsichtigen, und selbst bei den besten Estancias, wo man pro Hektar ein Stück Großvieh rechnen darf, würde eine Quadratlegua doch nur etwa 5—6 Hirten erfordern, bei Farmen mit geringerem Weidewert, wo für ein Stück Großvieh mindestens 4—5 ha gerechnet werden muß, spielt dementsprechend die menschliche Siedlung eine ganz verschwindende Rolle. Es ist ja selbstverständlich, daß so gewaltige Ländereien nicht von einem Zentralpunkt aus beherrscht werden können, sondern an die aufsichtführenden Hirten verteilt werden, die auf dem ihnen zugewiesenen Teil in ihrem „Puesto" hausen. Wenn also auf einer bestens bestockten Qudratlegua etwa fünf Puestos vorhanden sind, d. h. einer auf 5 qkm, so wird diese schon geringe Wohndichte in dem anderen Falle noch weit schwächer.

So ist leicht ersichtlich, daß die Viehzuchtgebiete äußerst menschenleer sind, daß das Landschaftsbild durch die unendlich sich dehnenden Weideflächen beherrscht wird, während menschliche Behausungen fast verschwinden.

Die Hauptsiedlung, die „Estancia" im engeren Sinne, ist das Wohnhaus des Besitzers, möglichst zentral gelegen. Nur ausnahmsweise stellt es ein „Herrenhaus" in unserem Sinne dar, das freilich auf den reichsten Estancias mitunter sogar ein schloßartiges Gebäude ist, gewöhnlich sind die Estanciahäuser aber einfache Erdgeschoßbauten, langgestreckt, mit Veranda und vielen Zimmern (für Gäste). Dazu kommt ein ähnliches kleineres Wohnhaus für den Verwalter,



3. Schafbad auf einer Estancia.

denn der Besitzer wohnt dort nur gewöhnlich besuchsweise. Weiterhin liegt das ganz einfache Unterkunftshaus für die auf der Estancia selbst tätigen Arbeiter (Peone), ferner ein Schuppen für Wagen, Geschirre, bei Schafzucht ein Scher- und Wollschuppen und eine kleine Werkstatt für Reparaturen. Ställe fehlen ganz, da ja das Vieh das ganze Jahr über draußen auf der Weide bleibt. Dagegen befinden sich große Corrale da, in die das Vieh zum Zählen, Markieren und zur Aussonderung für den Verkauf getrieben wird, sowie ein Viehbad (Abb. 3) zur Bekämpfung von Ungeziefer und Hautkrankheiten.

Nie fehlt der Windmotor zur Wasserversorgung und eine Baumpflanzung größeren oder kleineren Umfanges, die auf den reichen Estancias den Charakter eines großen englischen Parkes hat. Solch eine künstliche Waldung spielt auf der baumlosen öden Pampa aber nicht nur eine rein ästhetische Rolle, sie ist auch unentbehrlich als Schatten- und Brennholzspender; ein Obstgarten und Gemüsebeete sind auf den besseren Estancias auch vorhanden. An der dunklen Bauminsel inmitten der kahlen Ebene erkennt man schon von ferne den Ort der Estanciasiedlung, während die niedrigen Gebäude auf die Entfernung überhaupt nicht hervortreten.

Außer dieser Hauptsiedlung besitzt jede Estancia nun noch ihre Außensiedlungen, die schon erwähnten „Puestos“, wo die Hirten (früher Gauchos) hausen. Es sind durchschnittlich sehr einfache, ja primitive Heime, entsprechend den überaus geringen Anforderungen dieser Menschenklasse an ihr Heim (Abb. 4). Ein Puesto enthält gewöhnlich nur einen Raum, die Küche steht gesondert, meist nur in Gestalt eines Daches auf Pfosten oder einer „Ramada“ (Zweigschuppen), dabei der Ziehbrunnen, ein Corral für die zum täglichen Gebrauch bestimmten Pferde. Das Material des Hauses besteht bei den besseren aus unverputzten Ziegeln mit Wellblechdach, bei den gewöhnlichen aber nur aus Lehm mit Strohdach. Der „Puestero“, ehemals Gaucho, hat von diesem mit der Arbeit zu Pferde auch die Verachtung aller häuslichen Bequemlichkeit geerbt.

II. Die Chacra

Die Ackerbaubetriebe bilden immer große zusammenhängende Flächen, die sog. „Colonias". Das einzelne Los und speziell das Anwesen darauf heißt „Chacra", der Ackerbauer „Chacarero" bzw. wenn er kein Eigentümer ist auch „Colono". Das klassische Gebiet der Eigenfarmen in Argentinien ist die Provinz Santa Fe, wo in den Departamentos im Westen und Süden der Stadt schon seit 1856 (Esperanza) die Kolonisation auf Grund von Landverkauf an Einwanderer organisiert worden ist – meist waren es Schweizer und Italiener. Dort sitzen also die heutigen Eigentümer schon auf ererbter Scholle. Die Farmen sind hauptsächlich dem Mais- und Weizen-, teilweise auch dem Flachsbau gewidmet, ihre Hauptgrößenklassen liegen bei 50–100 ha und 100–300 ha. Das Anwesen besteht aus einem soliden mehrzimmerigen Wohnhaus, meist weiß verputzt, mit Veranda, unter einer Gruppe von Paraisobäumen, mit Zier- und Nutzgarten, ein oder zwei offenen Schuppen für Wagen und Maschinen, dem Brunnen (oft mit Windmotor), Backofen und dem Corral zum Eintreiben der Zugtiere. Ställe fehlen hier ebenfalls, auch Scheunen sind nicht vorhanden, denn die Ernte wird bis zum Drusch in Schobern aufgestapelt und dann sofort zur Station gebracht.

Die kleineren Chacras, besonders in der Nähe des Stadtplatzes, sind vielfach von der Monokultur zur vollständigen Farmwirtschaft übergegangen, mit Viehhaltung, besonders Milchkühen und Schweinen, Hühnerzucht, stärkerem Gemüse- und Obstbau: das ist die sog. „Granja", ein Betrieb, der zwar mehr Arbeit macht, den Besitzern aber gegenüber den reinen Getreidefarmern den Vorteil einer unabhängigen Selbstverpflegung gewährt, während diese einen Teil ihres Lebensunterhaltes kaufen müssen.

Ganz anders sieht aber die Chacra eines „Colono" aus, eines Wanderpächters (Abb. 5). Für ihn, der seine Siedlung doch über kurz oder lang verlassen muß, lohnt es sich nicht, etwas anderes als nur das Unentbehrliche für seine Unterkunft herzustellen, meistens muß er seine Wohnstätte sogar beim Abzug wieder beseitigen, wenn nämlich die „Kolonie" wieder dem Weidebetrieb dienen soll. Hier handelt es sich also im Gegensatz zur Eigentümerchacra nicht um eine Heimstätte, sondern um mehr oder weniger vollkommene Improvisationen, ohne besondere Sorgfalt hergestellte Buden aus allerhand Material, Ziegel, Wellblech, Lehm, Kistenholz, ohne Fußboden, oft ohne Fenster, mit einer Sackleinwand als Tür und nur mit dem allernotwendigsten Mobiliar. Abfall aller Art liegt unordentlich umher, kein Garten, oft nicht einmal ein Baum ist vorhanden, denn die Bewohner sind ganz bedürfnislose Arbeitssklaven, die ein solches primitives Leben nur in der Hoffnung auf den Erntegewinn führen, um neben der Verpflichtung gegenüber dem Eigentümer auch ihre Schulden in der „Boliche", von wo sie alle Lebensbedürfnisse beziehen müssen, mangels jeder Eigenproduktion, bezahlen zu können.



4. Hirtenpuesto einer Estancia. Lehmhütte mit Grasdach, ein einziger Raum ohne Fenster.

III.
Der Tambo

Da die Estancias sich nur mit Schlachtviehzucht und Wollproduktion befassen, findet der Molkereibetrieb gesondert statt, in den „Tambo" genannten Betrieben, die immer von kleinerem Umfange sind, teils von Estancias abgepachtetes Land, teils Eigenbesitz. Sie sind eben wegen ihrer Erzeugnisse ganz und gar an die Umgebung größerer Städte gebunden, denn draußen auf der offenen Pampa ist kein Bedarf für Molkereierzeugnisse, Milchgenuß z. B. äußerst beschränkt, Butter so gut wie unbekannt. Die Hauptregion des Tambos zieht sich in einem etwa 30—40 km breiten Streifen am Río de la Plata entlang, zwischen La Plata und der Paranámündung, ferner ist die Umgegend von Tandil im Süden der Provinz noch ein Zentrum der Tambowirtschaft. Die Entwicklung der Molkereiwirtschaften ist eng verbunden mit dem schnellen Anwachsen der städtischen Bevölkerung in dieser Zone, besonders der Millionenstadt Buenos Aires, in zweiter Linie aber auch eine Folge des Weltkrieges, als die Einfuhr von kondensierter Milch, Konservenbutter und Käse aus Europa plötzlich aufhörte. Heute ist diese Industrie bereits so bedeutend geworden, daß eine beträchtliche Ausfuhr von Butter und Käse besteht.



5. Rohr- und Lehmhütten einer Pachtsiedlung, in der Mitte Wohnhaus und Küche, links und rechts Schuppen.

Der Betrieb unterscheidet

sich nur insofern von europäischen Molkereien, als Stallbetriebe eine große Ausnahme bilden; die Milchkühe, oft Holsteiner Schwarzbunte („Holandesas" genannt), werden auch hier ständig auf der Weide gehalten, es muß aber Alfalfa sein, und zum Melken in einen Corral getrieben.

IV. Die Boliche

Überall auf der weiten Pampa verstreut, mit Vorliebe an Wegkreuzungen, liegen die „Boliches". Mangels der Dörfer bilden sie einen wichtigen Mittelpunkt sozialen Lebens für die Kampleute, denen sie alles zum Leben Notwendige bieten: Eßwaren, Küchengeräte, Kleidung, Schuhe, Sattelzeug, Handwerkszeug nebst allerhand Tand. Außerdem betreiben sie das Schankgewerbe, und der Wirt, der „Bolichero", ist schließlich aus dem Grunde noch eine wichtige Persönlichkeit, weil er auch der Kreditgeber ist, denn die mittellosen Pächter sind gezwungen, ihre Bedürfnisse auf Kredit zu entnehmen gegen Sicherheit, d. h. Ernteanteile. Weiterhin sind die Bolichen auch die Stützpunkte für den Kampverkehr der Karren, wo Mensch und Tier sich von den langen staubigen oder morastigen Wegen erholen können.

Eine Boliche ist ein einfaches, ebenerdiges Haus, meistens unverputzter Ziegelbau, mit vergitterten Fenstern, erkennbar schon von weitem an dem langen Querbalken vor der Tür unter ein paar Schattenbäumen, wo gewöhnlich ein paar Reitpferde angebunden stehen, ein oder mehrere Lastkarren halten: das typische Genrebild der argentinischen Pampa. Durch die Tür tritt man unmittelbar an den auf festgestampftem Erdboden stehenden Laden- und Schenktisch, hinter dem sich Warengestelle an der ganzen Wand bis zum Dach erstrecken. Hier spielt sich das argentinische Kampleben ab, hier sind immer die Typen der Pampabewohner versammelt: Karrenführer, Gauchos, Peone, Colonos der weiten Umgebung, die Geschäfte oder Trieb nach Gesellschaft hierherführen, zum Kaufen, Geschäftemachen, Trinken, Spielen oder zum Anhören der endlosen, eintönigen und melancholischen Guitarrelieder eines „Payador". Fast nie fehlt neben dem Hause die „Cancha de Bochas", das italienische Bocciaspiel, ein deutlicher Hinweis auf das Überwiegen der Italiener in der Kampbevölkerung. Heutzutage besitzen die größeren Bolichen auch Tankstellen für den Automobilverkehr, und an den Hauptverkehrsstraßen betreiben sie meist auch Schlachterei und Bäckerei, verbunden mit einfachem Gasthausbetrieb, das sind dann die „Fondas", ohne die der Autoverkehr in der Pampa gar nicht zu denken wäre bei der großen Entfernung der Städte voneinander. Denn dort kann man auch außer Wasser und Benzin Reifen und Ersatzteile erhalten, mitunter ist sogar eine kleine Reparaturwerkstätte vorhanden. So hat sich die Boliche der Neuzeit entsprechend ebenfalls modernisiert.

Die ländlichen Siedlungen in Chile

Von Otto Berninger

Mit 4 Bildern

Bei der Betrachtung der Siedlungsverhältnisse Chiles[1] haben wir zunächst die beiden Wurzeln auseinanderzuhalten, aus denen diese Verhältnisse herzuleiten sind: die Eingeborenensiedlung und die Siedlung der europäischen Kolonisatoren. Daraus werden sich Fragen ergeben nach den Beziehungen der beiden zueinander: Haben die Siedlungen der Europäer räumlich an indianische Vorgänger angeknüpft oder nicht? Haben die Europäer bei ihren Siedlungen indianisches Kulturgut übernommen, das heute noch festzustellen ist? Haben anderseits in indianische Siedlungen europäische Einflüsse Eingang gefunden? Soweit möglich sei im folgenden versucht, auf diese Fragen, die für die Siedlungsforschung in Chile besonders wichtig sein dürften, Auskunft zu geben.

Die Siedlungsweise der Eingeborenen ist am deutlichsten in der Frontera festzustellen, da hier noch reine Siedlungsgebiete der Araukaner vorhanden sind. Die einzelnen Siedlungsstellen haben im Laufe der Zeit häufig gewechselt, aber Art und Bauweise der Siedlungen waren in vorspanischer Zeit bereits die gleichen wie heute. Das beweist ein Vergleich der heutigen Verhältnisse mit den oft recht eingehenden Schilderungen in den ältesten spanischen Quellen[2].

Die Araukaner der Frontera, die zweifellos bei Ankunft der Spanier, mit ziemlicher Sicherheit aber auch bereits in vorinkaischer Zeit Grabstockbauer waren[3], leben von jeher in ausgesprochener Streusiedlung. Die Häuser, deren

[1] Der südlichste Teil des chilenischen Staatsgebietes, Westpatagonien, soll von der Behandlung ausgeschlossen bleiben, da sowohl die völlig bodenvagen Siedlungen der wenig zahlreichen Eingeborenen als auch die sehr jungen Siedlungen der Kolonisten wenig für die Fragen bedeuten, die hier zur Erörterung stehen.

Die Gliederung des übrigen Chile in die drei klimatischen Hauptlandschaften: 1. das wüstenhafte Nordchile, 2. das etesische Mittelchile, 3. das ozean.-temperierte Südchile darf hier vorausgesetzt werden. Dazwischen können noch zwei Übergangslandschaften eingeschaltet werden:

a) Zwischen Nord- und Mittelchile liegt der „Kleine Norden“, der etwa vom Coquimbofluß bis zum Illapelfluß reicht. Hier sind die Winterregen gegenüber Mittelchile bereits sehr spärlich. Aber dank der etwas stärkeren Niederschläge in den Hochanden kann auch hier noch Anbau auf Grund künstlicher Bewässerung erfolgen — allerdings nicht mehr flächenhaft wie in Mittelchile, sondern auf die hier recht schmalen Auen der Flußtäler beschränkt. Wichtiger als die Landwirtschaft ist in dieser Landschaft der Bergbau.

b) Zwischen Mittel- und Südchile schiebt sich die „Frontera“ ein, die vom Biobiofluß bis zum Toltenfluß reicht. Mosaikartig wechseln in ihr bewaldete Hügel- und Bergländer von südchilenischem Typus mit trockeneren Beckengebieten, die mehr an Mittelchile erinnern. Einst von parkartigem Charakter, sind die Becken heute vornehmlich Gebiete des Weizenbaues ohne künstliche Bewässerung, da hierfür die Niederschläge schon ausreichen.

[2] Die eingehendsten Beschreibungen gibt Diego de Rosales, Historia general de el reyno de Chile, Flandes Indiano, publ. por Benjamin Vicuña-Mackenna, Bd. I, Valparaiso 1877, S. 149. — [3] Vgl. hierzu Otto Berninger, Wald und offenes Land in Südchile seit der spanischen Eroberung. Stuttgart 1929, S. 68ff.

jedes von nur einer Familie bewohnt wird, stehen meist in Sichtweite zueinander, niemals aber in enger Nachbarschaft. Die Vermutung, die schon von den spanischen Eroberern ausgesprochen wurde, daß abergläubische Vorstellungen der Grund hierfür seien, wird wohl das Richtige treffen. Die Streusiedlung wird außerdem erleichtert durch die Landesnatur: gute Bewässerung durch zahlreiche Wasseradern und ausgedehnte, zur Verfügung stehende Siedlungsflächen. Die Häuser (rucas) liegen, meistens in der Nähe eines Wasserlaufes, auf Anhöhen oder auf flachen Stellen über den Tälern, auf Flußterrassen oder ähnlichen Orten. Mit dem kurzfristigen Wechsel der Grabstockfelder werden sie häufig verlegt. Es sind Pfostenhäuser. Wände und Dach bestehen aus Ruten mit Binsen, Schilf oder Hartgras. Der Grundriß ist rechteckig oder durch Abrundung der Ecken einem Oval genähert. Das Dach, ein Giebeldach mit Walmen, hat an den Giebelseiten zwei Öffnungen zum Entweichen des Rauches (Abb. 1).

Im benachbarten Südchile gibt es heute wohl keine ursprünglichen Indianerhäuser mehr[1]. Aber aus den Quellen ist zu entnehmen, daß dort ein anderer Typus, vielleicht neben einfachen Hütten, gebräuchlich war. Die Chronisten berichten aus diesen Gegenden mit besonderem Staunen von großen Häusern – augenscheinlich Sippenhäusern – mit vier bis acht Türen, die aus rohen Planken errichtet waren[2]. Welches Material für das Dach verwendet wurde, läßt sich nicht erkennen. Wir wissen nur, daß es auch Giebelhäuser waren. Deutlich geht aus den Quellen hervor, daß es sich ebenfalls um keine geschlossenen Siedlungen handelte, wenn auch die Häuser auf den beschränkteren Siedlungsflächen, auf Lichtungen im ausgesprochenen Waldland, enger beisammen gelegen haben werden als in der Frontera.

Im scharfen Gegensatz dazu steht Nordchile, wo die indianischen Siedlungen durchweg geschlossene Dörfer sind. Freilich haben wir es hier auch nicht mehr mit Araukanern zu tun, sondern mit Stämmen, die zweifellos seit langem unter peruanischem Einfluß standen. Sie sollen heute, soweit sie nicht die spanische Sprache angenommen haben, zum kleineren Teil Quichua, zum größeren Teil Aymarádialekte sprechen[3]. Siedlungen mit ziemlich reiner Indianerbevölkerung finden wir in den Oasen, die in meist 1500 m bis 3000 m Höhe am Westabfall des Andenblocks auftreten. Die bedeutenderen dieser Orte haben den typischen Schachbrettgrundriß spanischer Kolonisation, so Pica, Tarapacá, Calama, San Pedro de Atacama[4]. Unindianisch ist bei diesen Siedlungen sowohl der Hausgrundriß, der Viereckbau mit dem inneren Hof (patio),

---

[1] Auf den Vorhügeln der Cordillera Pelada bei San Juan de la Costa siedeln Araukaner, denen diese Mission gilt. Die Siedlungen, ausgesprochene Rodesiedlungen, haben aber keinen ursprünglichen Charakter. — [2] Z. B. Brief des Pedro de Valdivia vom 25. Sept. 1551. Coleccion de historiadores de Chile, Bd. I, Santiago 1861, S. 55; Alonso de Ercilla, La Araucana, 34. Gesang. — [3] Carl Martin, Landeskunde von Chile, 2. Aufl., hrsg. von Christoph Martin, Hamburg 1923, S. 349. — [4] Diese Orte, obwohl keine Städte im rechtlichen Sinne, tragen doch vorwiegend städtischen Charakter.



1. Typisches Einzelhaus der Araukaner in der Frontera, El Rincon bei Lumaco. (Phot. Mortensen und Berninger 1925.)

als auch das Baumaterial, die geformten, luftgetrockneten Ziegel (adobes). Unindianisch sind wohl auch die Fenster und vielleicht auch die Stellung der Häuser Wand an Wand. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß bei ihnen eine völlige Umwandlung des Baubildes unter spanischem Einfluß, trotz der weitaus überwiegenden indianischen Bevölkerung, stattgefunden hat. Aber unweit von Calama liegen eine Anzahl kleinerer Indianerdörfer, die ein wesentlich anderes Siedlungsbild zeigen[1]. Die Häuser, fensterlose Steinbauten mit Strohdächern, stehen locker an der Straße (Abb. 2). Diese zeigt bei ansteigendem Gelände den Stufenbau, der auch sonst bei den Siedlungen der Hochlandsindianer anzutreffen ist und der in der indianischen Kultur nicht hinderlich war, da Wagen ja nicht bekannt waren. Wie ist es nun hier mit dem Ortsplan? Die Beantwortung dieser Frage ist erschwert, da alle diese Dörfer an Bevölkerungszahl stark zurückgegangen sind und sich der Ortsplan dabei anscheinend sehr gelockert hat. Jedoch läßt sich, wie Herr Professor Klute mitteilt, öfters eine Annäherung an sich rechtwinklig schneidende Straßensysteme erkennen. Besonders deutlich ist das der Fall bei einem Teil von Chiuchiu, der wahrscheinlich durch ein Erdbeben zerstört und als Ruinenfeld erhalten ist. Wir sehen also: Im Gegensatz zu der ausgesprochenen Streusiedelung im Süden ist hier in den Oasen des

[1] Es handelt sich um die Orte Aiquina, Caspana, Chiuchiu, Tocone, San Bartolo. Ich konnte sie selbst nicht besuchen, verdanke aber Herrn Professor Klute, der sie eingehend kennengelernt hat, die näheren Angaben, die hier verwertet sind.



2. Straße des Indianerdorfes Aiquina bei Calama. Geschlossene Siedlung vom nordchilenischen Typus. (Phot. Klute.)

Nordens der Typus des geschlossenen Dorfes, das zum mindesten ein Streben zur rechtwinkligen Straßenanlage zeigt, festzustellen.

Welche Siedlungsform bestand nun bei den Eingeborenen Mittelchiles? Ursprüngliche Formen finden wir hier heute nicht mehr. Wir sind völlig auf die historischen Nachrichten angewiesen. Aber auch diese sind spärlich. Oviedo sagt, augenscheinlich mit Bezug auf die Gegend von Santiago, die Häuser seien nach Art von Weinberghütten gebaut[1]. Auch die Tatsache, daß die Chronisten fast durchweg die Indianerhäuser der Frontera beschreiben, während sie über diejenigen Mittelchiles ebenso wie über die Nordchiles schweigen, läßt vermuten, daß hier nur primitivere Bauten, wohl Hütten aus rohen Steinen vorhanden waren. Medina hat an Hand der Kapitelakten der Stadt Santiago nachgewiesen, daß im Kleinen Norden und weit nach Mittelchile hinein, also auf araukanischem Volksboden, geschlossene Indianerdörfer bestanden haben[2]. Die Namen dieser Siedlungen scheinen aber zumeist der Quichuasprache

[1] Gonzalo Fernando de Oviedo, Historia jeneral de las Indias. Ausgabe von 1855, Bd. IV, S. 268.

[2] José Toribio Medina, Los aborigenes de Chile, Santiago 1888, S. 159f. Medina glaubt allerdings, auch bis weit nach Südchile hinein geschlossene Siedlungen feststellen zu können. Ich bin dieser Ansicht bereits entgegengetreten (Wald und offenes Land, a. a. O., S. 64). Dagegen bestehen seine Angaben über das nördliche Mittelchile zweifellos zu Recht.



3. Ostrand der Küstenkordillere gegen die Längssenke. Am Rande des bewässerten Ackerlandes in der Pappelgruppe Inquilinohäuser eines dezentralisierten Fundos. (Phot. Mortensen und Berninger 1925.)

entnommen zu sein[1]. Die Annahme liegt daher nahe, daß es sich hierbei um Ausstrahlungen nördlicher Kultureinflüsse auf araukanisches Gebiet handelt. Möglicherweise waren die ursprünglichen Bewohner dieser Dörfer gar verpflanzte Hochlandsindianer (mitimaes). In Mittelchile mischten sich also nördliche Dorfsiedlungen mit südlichen Streusiedlungen[2].

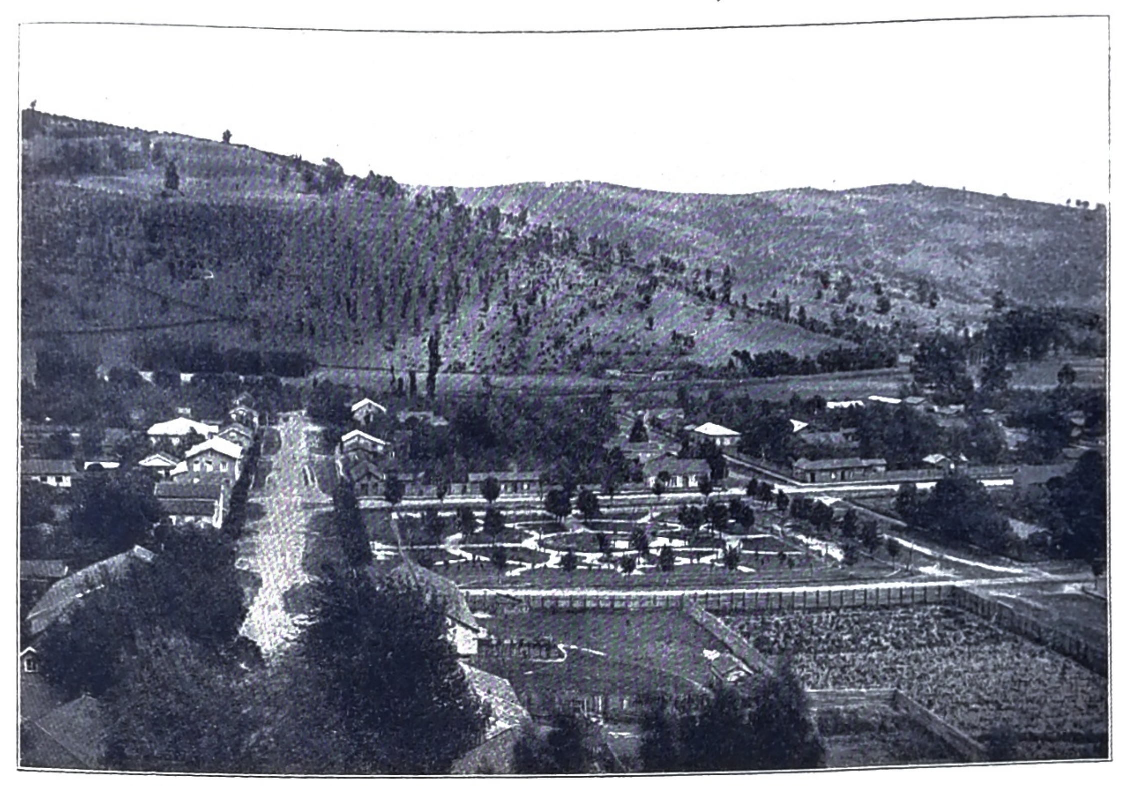
Bei der Europäersiedlung ist neben der hier nicht zu besprechenden Stadt und neben Minensiedlungen, Salpeteroffizinen und ähnlichen Anlagen, die hier ebenfalls übergangen werden können, der Grundtypus der Siedlung die Gutssiedlung, die „fundo"-Siedlung[3]. Sie stellt kein geschlossenes Gehöft, sondern locker angeordnete Gebäudegruppen dar. In der Regel schließen sich an das Gutshaus die Häuser und Hütten der Tagelöhnerarbeit verrichtenden Hintersassen (inquilinos)[4] an. Häufig liegen aber auch die einzelnen Häuser des

[1] Soweit die Siedlungen heute noch bestehen, finden wir Angaben über die Ableitung ihrer Namen bei Francisco Solano Asta-Buruaga, Diccionario geográfico de la Republica de Chile, Leipzig 1899.

[2] In der kolonialen Geschichte Chiles tritt öfters der Plan auf, auch die Araukaner der Frontera in Dörfer (reducciones) zu sammeln, um ihre Unterwerfung zu erleichtern; er scheiterte aber stets. Dagegen mögen in Mittelchile, wo die genannten Vorbilder bestanden, solche Zusammenlegungen mit Erfolg durchgeführt worden sein, z. B. Chiñihue?

[3] Die Bezeichnungen „estancia" und „hacienda", die früher auch in Chile in Gebrauch waren, hört man heute kaum mehr.

[4] Vgl. über das Inquilino-System Karl Kaerger, Landwirtschaft und Kolonisation im Spanischen Amerika. Leipzig 1901, 2. Bd., S. 113ff.



4. Deutsche Kolonistensiedlung Contulmo in der Frontera, 1896 gegründet. Aldea mit regelmäßigem Grundriß. (Nach käuflicher Photographie.)

Gutsbezirks völlig dezentralisiert, und besonders in Mittelchile fehlt bisweilen das Gutshaus ganz, weil der Besitzer in der Hauptstadt lebt (Abb. 3).

Im einzelnen treten zahlreiche Abänderungen infolge wechselnder Wirtschaftsweise je nach dem bestehenden Landschaftstypus und der Größe der Besitzung auf. Es wäre aussichtslos, bei dem so wechselvollen chilenischen Staatsgebiet auf engem Raume eine eingehende Darstellung der zahlreichen Formen der Gutssiedlung versuchen zu wollen. Nur auf einige Punkte sei hingewiesen: In den Oasen des Nordens werden Unterschiede besonders hervorgerufen durch den verschiedenen Grad der Versalzung des verfügbaren Wassers. Nahe bei Arica führt z. B. der Rio Azapa süßes Wasser, der unmittelbar benachbarte Rio Lluta dagegen schwach brackiges. Während dort wechselvolle Südfrüchtekulturen und damit Kleinbesitz möglich sind, werden hier nur Alfalfa zur Trockenfutter-(pasto-)bereitung und daneben Kürbis angebaut, wobei der Besitz großräumiger wird. – In Mittelchile ist bereits eine besonders starke Differenzierung der Wirtschaft eingetreten. Es gibt reine Weinbaugüter, reine Molkereigüter, Güter mit vorwiegendem Ackerbau. Auch die Zerstückelung des ehemaligen Großgrundbesitzes ist in einem für die sozialen Verhältnisse des Landes erfreulichen Maße fortgeschritten. Es ist gebräuchlich, dem großräumigen, häufig recht extensiv bewirtschafteten „fundo" die etwa 25 bis 50 ha große und meist sehr intensiv bewirtschaftete „chacra" gegenüberzustellen. – Für Südchile ist das Rodegut bezeichnend, dessen Gebäude zunächst sehr

primitiv sind, häufig aber mit dem Übergang von der reinen Waldwirtschaft zu Viehzucht und Weizenbau stattliche Formen annehmen.

Stadt- und Fundosiedlung waren zur Zeit der Eroberung die beiden Siedlungstypen der Europäer, die allein in Betracht kamen. Sie sind es auch lange Zeit geblieben. Aber es ist nicht zutreffend, wenn das auch für die heutige Zeit so dargestellt wird. Neben beiden steht heute über ganz Chile verbreitet das Dorf, in der Verwaltung und der Statistik je nach der Größe als „pueblo", „aldea" oder „caserío" bezeichnet.

Das Dorf kann sich allmählich an wichtigen Verkehrspunkten entwickeln. An einen Kristallisationspunkt gliedern sich die Häuser von Kleinbauern (huasos) an, die Ländereien eines durch Teilung aufgesplitterten Gutes erworben haben, oder von Halbpächtern (medieros), die Teile eines Fundos gemeinsam mit dessen Besitzer auf Grund irgendeines Vertrages bewirtschaften[1]. Diese Dörfer zeigen ihre allmähliche Entstehung durch die Unregelmäßigkeit ihrer Anlage an. Meist sind es einfach Reihen von locker stehenden Häusern längs der willkürlich verlaufenden Straße. Kristallisationspunkt kann dabei ein ländliches Wirtshaus (pulpería) sein, meist an einer Straßenkreuzung gelegen, wo man eine Viertelstunde anhält, um ein Glas Schnaps, Landwein oder fades Bier zu trinken, und wo man außerdem alle möglichen Bedarfsartikel des täglichen Lebens erstehen kann. Es kann ferner ein Eisenbahnknotenpunkt, eine Kapelle oder – ein Fall, der in der Frontera häufig ist – ein militärischer Stützpunkt (fuerte) sein, wie solche bei der Besetzung dieses Landesteils in großer Zahl angelegt worden sind.

Häufiger als diese unregelmäßigen Dörfer sind aber planmäßig gegründete, die nach dem bekannten Schachbrettmuster der spanischen Kolonisationsstädte angelegt sind, denen auch die Plaza meist nicht fehlt, die aber weder die vollen Stadtrechte einer „ciudad" noch die beschränkten einer „villa" besitzen. In der Statistik werden sie ebenfalls als „aldea" oder „pueblo" geführt[2] (Abb. 4).

In allen diesen Siedlungen wechselt mit den Landschaften die Bauweise der Häuser, vor allen Dingen der einfacheren, erheblich. Im Norden tritt an die Stelle von Adobebauten mit flachen Dächern oder von Bambushäusern, die mit Lehm verschmiert sind, häufig die stillose Wellblechbaracke. In Mittelchile ist in der Längssenke durchweg das Adobehaus, ursprünglich mit einem Stroh-, heute meist mit ziegelgedecktem Giebeldach, üblich, während in den Anden Hütten aus roh aufgeschichteten Steinen benutzt werden. In der Frontera und in Südchile dagegen dient das Holz als Baumaterial. Das sind selbstverständliche Verwendungen des von der Landschaft gelieferten Baustoffes.

Der weiße Bestandteil der chilenischen Bevölkerung stammt zum überwiegenden Teil aus Spanien. Nur in Südchile kommt bekanntlich das deutsche

---

[1] Näheres hierüber siehe bei Kaerger, a. a. O.

[2] Ihrer Funktion nach gleichen diese Dörfer bereits Städten, und häufig sind aus diesem Typus durch Verleihung der Stadtrechte echte Städte geworden.

Element in größerer Zahl hinzu. Wie zu erwarten, tritt damit eine Beeinflussung des Siedlungsbildes ein. Die stärkere Häuslichkeit des Mitteleuropäers spricht sich in der reicheren Ausgestaltung der Häuser aus. Fensterrahmen mit Glasscheiben, oft auch Fensterläden werden angebracht. Ein Zwerchhaus ist bei den Deutschstämmigen besonders beliebt, während es die Chilenen spanischer Abkunft fast nie anwenden. Diese Übertragung deutscher Tradition beschränkt sich aber völlig auf die Gestaltung des einzelnen Hauses. In der Anlage der Siedlungen wird durchaus dem spanisch-chilenischen Beispiel gefolgt. Ich habe in den Bauernsiedlungen am Llanquihuesee, wo zu einem großen Teil Hessen angesiedelt wurden, nirgends einen Anklang an eine mitteldeutsche Hofanlage bemerkt. Durchweg finden wir die völlig unregelmäßige, landesübliche Stellung der einzelnen Gebäude.

Bei der Frage, ob die Europäersiedlungen räumlich an indianische Vorgänger angeschlossen haben, dürfen wir weniger an die Fundosiedlungen denken, bei denen das wohl durchweg nicht der Fall ist, als vielmehr an die Dorfsiedlungen. Am leichtesten ist die Frage für die Frontera zu beantworten, wo die Besiedlung durch Weiße ja noch keine hundert Jahre zurückliegt. Hier sind ohne Zweifel alle Siedlungen, auch Dorfsiedlungen, abseits der vorhandenen Indianersiedlungen entstanden. Dagegen sprechen könnte auf den ersten Blick die Häufigkeit indianischer Ortsnamen bei den chilenischen Orten. Selbstverständlich sind diese Ortsnamen auch von der indianischen Vorbesiedlung übernommen. Aber sie haben dort keine Siedlungsstelle, sondern den Siedlungsraum bedeutet. Es war üblich, solche Namen von Siedlungsräumen auf die in ihnen angelegten Siedlungen zu übertragen.

Wesentlich anders liegen die Verhältnisse wiederum im Norden. Wir gehen bei der Betrachtung von den Städten aus, da die historischen Nachrichten über sie selbstverständlich reicher sind. Dabei finden wir, daß ein Teil von ihnen an der Stelle vorspanischer geschlossener Siedlungen steht, wobei augenscheinlich auch eine Kontinuität vorhanden ist. Beispiele dafür sind Arica, Tacna, Tarapacá, Copiapó. Das gleiche trifft anscheinend auch für die größte Zahl der „aldeas" und „pueblos" zu. So möchte ich z. B. bei Pica und Calama[1] annehmen, daß sie aus indianischen Dörfern durch Umbau, unter gleichzeitiger wesentlicher Ausbreitung, hervorgegangen sind.

Mit größerer Sicherheit können wir solche Fälle im Kleinen Norden und weit nach Mittelchile hinein feststellen. Es wurde schon ausgeführt, daß Medina hier bereits für die vorspanische Zeit eine Anzahl geschlossener Siedlungen zwischen den vorwiegenden araukanischen Streusiedlungen feststellen konnte und daß die Namen dieser Siedlungen zumeist der Quichua-Sprache entnommen

---

[1] Im Nordwesten von Calama, am Rande des Oasengebietes, liegen zwar einige Ruinen, die anscheinend von Indianerhäusern herrühren. Es ist darum nicht ausgeschlossen, daß hier doch, abseits von der heutigen Siedlung, der indianische Vorläufer lag. Jedoch scheinen mir diese Reste zu spärlich zu sein.

zu sein scheinen. Zum großen Teil erkennen wir diese Orte in heutigen Dörfern wieder[1]. Ihre Indianerbevölkerung ist in dem chilenischen Volk aufgegangen. Die Annahme, daß eine völlige Kontinuität dieser Siedlungen vorhanden ist, wird gefestigt, wenn wir die auffällige Tatsache feststellen, daß ein Teil von ihnen nicht den schematischen Schachbrettgrundriß besitzt, der sonst – ausgenommen bei den ganz jungen, allmählich entstandenen Dörfern – die Regel ist[2].

Wir sehen also, daß geschlossene indianische Siedlungen vom nördlichen Typus öfters durch die Europäer fortgeführt wurden, während das bei den Streusiedlungen vom südlichen Typus nicht festzustellen und auch höchst unwahrscheinlich ist. Welches sind die Gründe für dieses verschiedene Verhalten? Man kann wohl sagen, daß geschlossene Siedlungen ganz allgemein stärker zur Fortführung anreizen als Streusiedlungen. Daneben könnte man die durch das Klima bedingten Landschaftsverhältnisse anführen. Im Norden sind die Siedlungsräume, die agrarisch nutzbar sind, äußerst beschränkt. Das bewässerte Land ist viel zu kostbar, als daß man neben den vorhandenen Siedlungen, die zweifellos durch den Vorgang der Eroberung einen starken Bevölkerungsrückgang hatten, neue angelegt hätte. Je weiter wir in Chile nach Süden fortschreiten, um so großräumiger werden zunächst die bewässerbaren Flächen, d. h. das eigentliche Siedlungsland, bis in der Frontera die Anbaumöglichkeit ohne künstliche Bewässerung es überhaupt nicht mehr nötig macht, mit dem Raum zu kargen. Hier ist daher die Neuanlage der Siedlungen nicht so schwierig.

Aber wichtiger scheinen mir doch noch historische Gründe, einmal die Kulturhöhe der vorhandenen Bevölkerung und andererseits ihre mehr oder weniger kriegerische Einstellung den Eroberern gegenüber. Die hervorgehobene Tatsache, daß im Kleinen Norden und in Mittelchile gerade die Orte mit Quichuanamen fortgeführt worden sind, zeigt die Bedeutung, die das höher entwickelte Volkstum gespielt hat. Die bereits von der peruanischen Kultur beeinflußten Bewohner dieser Siedlungen waren aber auch der spanischen Herrschaft viel gefügiger als die unbeeinflußten Araukaner. Daß in der Frontera keinerlei Anknüpfung an die indianische Besiedlung stattgefunden hat, hat vor allen Dingen seinen Grund in der – man kann sagen, bis zum letzten Atemzug – feindlichen Einstellung der Frontera-Araukaner.

---

[1] Dahin gehören: Samo (30° 24′ s. Br.), Guamalata (30° 33′), Chalinga (31° 46′), Purutun (32° 47′), Pomaire (33° 39′), Llopeu (33° 42′), Rapel (33° 57′) sowie die Städtchen Lampa (33° 17′) und Lora (heute Vichuquen, 34° 54′). — [2] Unter den Orten, deren Namen Asta Buruaga (a. a. O.) für Quichua-Namen hält, wird der unregelmäßige Grundriß von Luis Riso Patron (Diccionario jeográfico de Chile, Santiago 1924) besonders hervorgehoben bei Chalinga, Pomaire und Lora. Dazu kommt noch das Städtchen Curimón, für dessen Namen Asta Buruaga keine Ableitung gibt. Besonders interessant ist der Fall von Lora, dem heutigen Vichuquen, dessen ehemals unregelmäßiger Grundriß in junger Zeit in den rechtwinkligen umgewandelt wurde. Asta Buruaga führt aus, daß, nachdem der Ort 1865 zur Stadt erhoben wurde, eine Verfügung vom 1. Aug. 1870 die Erwerbung der notwendigen Grundstücke erleichterte, um die Regelmäßigkeit der Straßen herzustellen, da bis dahin keinerlei Regel in dieser Beziehung zu beobachten gewesen sei.

Geographie des Welthandels. Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. **Joseph Partsch †.** Herausgegeben von Professor Dr. **Rudolf Reinhard,** Direktor des Museums für Länderkunde in Leipzig. 1927. 368 Seiten.

Geheftet 12.50 RM., in Ganzleinen gebunden 15.— RM.

Eckert in der „Kölnischen Zeitung“: „Der erste große Hauptteil des Werkes befaßt sich mit dem Menschen als Subjekt der Handelstätigkeit, der zweite Hauptteil mit der Verteilung der Welthandelswaren über die Erdoberfläche. Überall leuchtet ein reiches Wissen hervor, die allseitige Umfassung und die innere Durchdringung der Materie. Das Buch ist zweifelsohne eine bedeutende Bereicherung unserer wirtschaftsgeographischen Literatur.“

Weltwirtschaftliche und Politische Erdkunde. Von Prof. Dr. **Rudolf Reinhard,** Direktor des Museums für Länderkunde in Leipzig. Mit 212 Kartenskizzen und graphischen Darstellungen. 6., stark erweiterte und umgearbeitete Auflage. 1929. 279 Seiten.

Geheftet 5.— RM., in Ganzleinen gebunden 6.50 RM.

Aus „Deutsches Philologenblatt“: „Reinhards Buch ist ganz auf den praktischen Gebrauch durch den Schulgeographen abgestimmt, sei es in der trefflichen Textform, die Kürze mit guter Lesbarkeit verbindet, sei es im Inhalt, der alles Wichtige in übersichtlicher Anordnung bringt und ein plastisches Gegenwartsbild von den wirtschafts-, verkehrs- und politisch-geographischen Verhältnissen der Erde entwirft, oder sei es in den zahlreichen glänzend durchgearbeiteten Skizzen, die dem Unterricht wertvollste Dienste zu leisten vermögen. Dieses schon mehrfach im Deutschen Philologenblatt bestens besprochene preiswerte Buch kann daher nur immer wieder bei Neuauflagen, und so auch bei dieser im Verlaufe von 10 Jahren schon 6. Auflage, für die Hand des Lehrers wie auch für die Schülerbüchereien der Oberstufe bestens empfohlen werden. Die Neuauflage erscheint in erweiterter, sorgfältig verbesserter Form. Vor allem ist ein neues einleitendes Kapitel über die Grundlagen der Wirtschaft sowie eine Darstellung der Fruchthain- und Rebengelände der Erde neu eingefügt. Auch die Skizzen sind noch vermehrt.“

Allgemeine Wirtschaftsgeographie. Einführung und Grundlagen. Von Dr. **Rudolf Lütgens,** Professor an der Hamburgischen Universität. Mit 178 Karten und Diagrammen. 1928. 215 Seiten.

Geheftet 5.— RM., in Ganzleinen gebunden 6.50 RM.

Dietrich in „Petermanns Geographische Mitteilungen“: „Von anderen wirtschaftsgeographischen Darstellungen unterscheidet sich Lütgens durch die starke Heranziehung von Einzelbeispielen zur Erhärtung seiner allgemeinen Beweisführungen. Das geschieht besonders durch eine geschickte Auswahl von Skizzen und graphischen Darstellungen. Damit gewinnt das Buch sehr an Lesbarkeit sowohl für den Studierenden wie für den praktischen Wirtschaftler. Die dazugegebenen Skizzen sind sehr klar und ausgezeichnet. Eine geschickte Schriftenauswahl beschließt das Buch.“

Deutschlands wirtschaftsgeographische Harmonie. Von Dr. **Erwin Scheu,** o. Professor an der Handelshochschule in Königsberg. Mit 70 Karten im Text. 1924. VIII und 176 Seiten.

Geheftet 3.50 RM., in Halbleinen gebunden 4.80 RM.

Aus „Deutsches Philologenblatt“: „Neue Wege und neue Methoden weist dieses Buch auf, und wer es sorgfältig durchliest, der staunt über die Fülle des hier verarbeiteten Materials. Das Wesentliche an dem Buche ist die Aufdeckung der Zusammenhänge zwischen Landschaft, Produktionsstoffen und -quellen. Darüber hinaus zeigt Scheu die Zusammenhänge der einzelnen Gebiete untereinander und in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit und Beeinflussung. Auf dieser Grundlage kommt er zu der Schlußfolgerung einer bestehenden wirtschaftsgeographischen Harmonie. Und darin liegt der besondere Wert dieses geradezu hervorragenden Buches.“

FERDINAND HIRT IN BRESLAU

Die Großwirtschaft an der Ruhr. Eine Darstellung ihrer Grundlagen. Von Dr. **Hans Spethmann,** Privatdozent an der Universität Köln. Mit 26 Karten und Diagrammen. 1925. 292 Seiten.
In Ganzleinen gebunden 5.— RM.

Aus „Zeitschrift für Geopolitik“: „Das deutsche Volk schuldet Spethmann großen Dank für diese musterhafte Monographie des hervorragendsten Industriereviers unseres Vaterlandes... Ein geschlossenes Bild des Ruhrreviers entsteht so vor unseren Augen.“

Wirtschaftsgeographie Sachsens. Von Dr. **Gerhard Röllig,** Leipzig. Mit 26 Karten. 1928. 148 Seiten. In Ganzleinen gebunden 4.— RM.

Aus „Deutsches Philologenblatt“: „Die Problemstellung gipfelt in der Frage: Wie ist es zu erklären, daß ein Gebiet von 15000 qkm Größe, wie es der Freistaat Sachsen darstellt, ganz und gar industriell aufgebaut ist; welches sind die geographischen Ursachen, die zur Bildung eines Industriegebietes von solch ausgesprochener Eigenart drängten? Das Buch zeigt in seinem inhaltlichen Aufbau eine übersichtliche Geschlossenheit und bietet dem Geographen ausgezeichnetes Material.“

Die Geographie. Ihre Geschichte, ihr Wesen und ihre Methoden. Von Dr. **Alfred Hettner,** o. Professor an der Universität Heidelberg. 1927. VIII und 464 Seiten. Geheftet 13.50 RM., in Ganzleinen gebunden 16.— RM.

Ule in „Petermanns Geographische Mitteilungen“: „Wie kein anderer, hat sich Hettner mit dem Problem des Wesens und der Methoden der Geographie beschäftigt und zur Klärung und Vertiefung unserer Ansichten darüber beigetragen. Daß er sich nunmehr entschlossen hat, die Ergebnisse seiner Untersuchungen einheitlich in einem Buche, das er selbst mit vollem Recht als sein Lebenswerk bezeichnet, zusammenzufassen, wird bei allen Geographen nur freudige Zustimmung finden.“

Dynamische Länderkunde. Von Dr. **Hans Spethmann,** Privatdozent an der Universität Köln. 1928. 244 Seiten.
Geheftet 5.— RM., in Ganzleinen gebunden 6.50 RM.

Aus „Kölnische Volkszeitung“: „Spethmanns Arbeit ist ein Wurf in die Zukunft, die aber die Möglichkeit in sich birgt, bahnbrechend für eine neue Methode der Geographie zu werden...“

Mathematische Geographie und Kartennetzentwurfslehre. Für Hochschulen bearbeitet von Dr. **Ludwig Neumann,** weiland o. Professor an der Universität Freiburg i. Br. Mit 48 Abbildungen im Text. 1923. VIII und 140 Seiten. Geheftet 3.— RM.

Aus „Geographische Zeitschrift“: „Aufgenommen ist nur das wirklich Wesentliche, Notwendige, benutzt nur die Elementarmathematik, um auch den Studierenden, die nicht von der mathematisch-naturwissenschaftlichen Seite kommen, den Gegenstand zugänglich zu machen.“

Der erdkundliche Lehrstoff in neuzeitlicher Auffassung. Unter besonderer Berücksichtigung der Konzentration, der kausalen Zusammenhänge und des Arbeitsunterrichts. Ein Handbuch für Unterricht und Studium. Von Dr. **Konrad Olbricht,** Professor an der Pädagogischen Akademie Breslau. Mit 43 Kartenskizzen und Diagrammen. 2., erweiterte Auflage. 1925. 200 Seiten. Geheftet 4.— RM., in Ganzleinen gebunden 5.— RM.

Aus „Deutsches Philologenblatt“: „Über Konrad Olbrichts ‚Der erdkundliche Lehrstoff in neuzeitlicher Auffassung‘ ist das Urteil aller Fachgenossen einheitlich dahingehend, daß dieses Buch wegweisend für den Unterricht auf der Oberstufe ist. Es wird in der Reihe der methodischen Bücher seinen bleibenden Wert an erster Stelle behalten.“

F E R D I N A N D   H I R T   I N   B R E S L A U

Argentinien. Handbuch zur physiologischen Länderkunde. Von Professor Dr. **Franz Kühn.** In zwei Bänden. I. Band: Text. 1927. 256 Seiten. II. Band: Bilder und Karten. Mit 204 Abbildungen und 22 Karten. 1927. IV und 108 Seiten.
Beide Bände in Ganzleinen gebunden 28.— RM.

Aus „Ibero-Amerikanisches Archiv“: „In den letzten Jahrzehnten hat die geologische, geographische, klimatologische und pflanzengeographische Erforschung Argentiniens erstaunliche Fortschritte gemacht. Die Fülle der neuerworbenen Kenntnisse zu einem einheitlichen Bild der physikalischen Geographie des Landes zu verarbeiten, erwies sich als immer dringender. Dieser Aufgabe hat sich nun Franz Kühn, Professor der Geographie an der Universidad del Litoral unterzogen. Kühn war dazu besonders berufen: hatten ihn doch jahrelange Reisen in Patagonien, in die verschiedensten Teile der Anden, durch die weite Pampa wie besonders in den Nordwesten Argentiniens geführt. Auch mit der einschlägigen örtlichen Literatur wohl vertraut, liegt nun sein Werk vor uns, das wohl für lange Zeit einen Markstein bilden wird. — Kühns physikalische Geographie von Argentinien ist aber auch für jeden Wirtschaftsgeographen wie Nationalökonomen wichtig.“

Sibirien. Eine Landeskunde. Von Dr. **Arved Schultz,** o. Professor der Geographie an der Universität Königsberg. Mit 17 Karten und 36 Bildern. 1923. VIII, 212 und 34 Seiten. In Halbleinen gebunden 8.50 RM.

Aus „Freie Schulzeitung“: „Der Verfasser ist derzeit wohl der berufenste und beste geographische Kenner des ungeheuren ‚Landes der Zukunft‘. . . . seine gesammelten Erfahrungen und Kenntnisse vom Lande hat er in diesem Buche zusammengetragen, das in der geographischen Literatur unserer Tage das einzige brauchbare und erschöpfende Werk über Sibirien ist . . . Darstellung und Sprache, Karten und Bilder sind dem Ganzen würdig. Lehrer-, Gemeinde- oder Bezirksbüchereien mögen dieses Werk einstellen, das der deutschen geographischen Wissenschaft auch durch seine Ausstattung zur Ehre gereicht.“

Die nordischen Staaten. Eine soziologische Länderkunde. Einführung und Grundlagen von Dr. **Gustav Braun,** o. Professor an der Universität Greifswald. Mit 7 Textkarten, 4 Tafelkarten und 45 Bildern. 1924. 138 Seiten. Geheftet 5.50 RM., in Halbleinen gebunden 7.— RM.

Aus „Königsberger Allgemeine Zeitung“: „. . . Das Werk, das bei aller Wissenschaftlichkeit leicht verständlich und anregend geschrieben ist, wurde reich mit Tabellen, Skizzen und Karten ausgestattet. Die statistischen Angaben sind erschöpfend, ohne zu sehr ins einzelne zu gehen, also ohne zu ermüden, und sind auf Nachkriegsaufstellungen aufgebaut, so daß man ein gutes klares Bild des heutigen Zustandes in Nordeuropa erhält . . .“

Die Oberrheinlande. Von Dr. **Friedrich Metz,** o. Professor an der Universität Innsbruck. Mit 45 Karten und Diagrammen im Text. 1925. 284 Seiten. Geheftet 6.— RM., in Ganzleinen gebunden 7.50 RM.

Aus „Deutsches Philologenblatt“: „Das geschmackvoll ausgestattete und Alfred Hettner zugeeignete Buch darf in der Rheinlandliteratur unbestritten einen der ersten Plätze einnehmen. . . . Metz legt seinem Buch die Absicht zugrunde, die Oberrheinische Tiefebene als geographische, historische und vor allem als Wirtschaftseinheit zu erfassen und diese Einheit wissenschaftlich zu begründen. Die Stoffülle, die hier verarbeitet wird, zeugt von intensivem Studium und sicherer Kenntnis von Land und Leuten, ihrem Wesen und ihrer Art. Es bildet in seiner Art sicherlich eines der besten Werke, die wir von den Oberrheinlanden besitzen. Den Fachkollegen sei dieses Buch für den geographischen Unterricht ganz besonders empfohlen.“

FERDINAND HIRT IN BRESLAU

Tiger, hilf mir —! Von Tier- und Menschenseelen. Von Geh. Regierungsrat Dr. **Wilhelm Volz**, o. Professor an der Universität Leipzig. 2. Auflage. 1925. 160 Seiten. In Ganzleinen gebunden 4.50 RM.

Aus „Düsseldorfer Zeitung": „Der beste Kenner Sumatras führt uns in das Leben des Urwalds ein, in drei prächtigen Novellen. Die Tierseele erschließt sich Volz ganz, und so kann er sie uns miterleben lassen in einem Menschenaffen, einem Gibbon und einem Tiger. In der Erzählung ‚Ussins Seele' zeigt er uns die Seelentätigkeit des Kubu."

Im Dämmer des Rimba. Sumatras Urwald und Urmensch. Von Geh. Regierungsrat Dr. **Wilhelm Volz**, o. Professor an der Universität Leipzig. Mit Buchschmuck von Otto Kalina. 4. Auflage. 1928. 112 Seiten. In Ganzleinen gebunden 3.50 RM.

Aus „Ostsee-Zeitung", Stettin: „Wohl selten hat ein Forschungsreisender, vielleicht Alexander v. Humboldt ausgenommen, den Zauber des tropischen Urwaldes zu schildern verstanden wie Professor Volz im vorliegenden Buche: Seine Freuden und Leiden, in der Helle des Tages und im Dunkel der Nacht, bei strahlender Sonne und im unheimlichen Gewitter, seine Tier- und Pflanzenwelt und auch seine spärlich gesäten Bewohner, die Kubus..."

Vom Urwald zur Wüste. Von Dr. **Leo Waibel**, o. Professor an der Universität Bonn. Mit 20 Naturaufnahmen und 1 Karte. 2. Auflage. 1928. 206 Seiten. Geheftet 4.— RM., in Ganzleinen gebunden 5.— RM.

Aus „Geographischer Anzeiger": „Der Verfasser verfügt über eine ungewöhnliche Fähigkeit, die Größe und Erhabenheit der tropischen Natur gefühlsmäßig zu erfassen. Eine heiße Liebe zur Natur beherrscht die Darstellung. Aus dem dunkeln Urwald mit der erdrückenden Fülle seiner Pflanzenwelt, der aber nur eine spärliche Fauna und eine armselige Bevölkerung entspricht, führt uns Waibel hinaus in die heitere Welt der Savanne, die von einer hochstehenden Eingeborenenbevölkerung bewohnt wird. Er lehrt uns die Steppe kennen und malt uns die zauberische Farbenpracht und Todeseinsamkeit der westafrikanischen Wüste."

U.S.A. Das heutige Gesicht. Von Dr. **Bruno Dietrich**, o. Professor an der Hochschule für Welthandel, Wien. Mit 18 Skizzen im Text und 62 meist eigenen Aufnahmen. 1926. 150 Seiten. In Ganzleinen gebunden 3.50 RM.

Aus „Der Mittelschullehrer": „Eine ganz ausgezeichnete Skizze der Landes- und Wirtschaftsverhältnisse der heutigen Vereinigten Staaten verdanken wir Bruno Dietrich, der die Ergebnisse einer Studienreise in einem verhältnismäßig kleinen, aber von echt geographischem Empfinden getragenen Werk veröffentlicht. Aus den glänzenden Darstellungen seien die Abschnitte: New York, die Niagarafälle, Ford und das amerikanische Verkehrsproblem, Chicago, Duluth Superior, Kalifornien, die Salzseestadt, Arizona und der Rooseveltdamm, ferner die Abschnitte über Texas und Florida hervorgehoben."

Japan, das Land des Nebeneinander. Eine Winterreise durch Japan, Korea und die Mandschurei. Von **Alice Schalek**, Wien. Mit 193 eigenen Aufnahmen. 1925. VIII und 404 Seiten. In Halbleinen gebunden 10.— RM., in Ganzleinen gebunden 12.— RM.

Aus „Münchner Neueste Nachrichten": „Von den zahlreichen Büchern, die in den letzten Jahrzehnten über Japan erschienen sind, darf wohl das vorliegende als das beste gelten. A. Schalek beobachtet scharf, ohne jegliche Voreingenommenheit, und urteilt klar und richtig. Das Leben und Treiben der Japaner in allen Einzelheiten und in seinen Licht- und Schattenseiten zieht an uns vorüber, so deutlich, als ob wir es mit der kundigen Verfasserin selbst schauten."

FERDINAND HIRT IN BRESLAU

Jedermanns Bücherei / Abteilung Erdkunde

Allgemeine Erdkunde

Herausgegeben von Professor Dr. **Rudolf Reinhard**
Direktor des Museums für Länderkunde in Leipzig

Morphologie der Erdoberfläche. Von Dr. **Siegfried Passarge,** o. Professor an der Hamburgischen Universität. Mit 69 Abbildungen im Text und 32 Bildern. 1928. 152 Seiten.

Die Landschaftsgürtel der Erde. Natur und Kultur. Von Dr. **Siegfried Passarge,** o. Professor an der Hamburgischen Universität. Mit 1 Karte und 31 Bildern. 2., durchgesehene und erweiterte Auflage. 1929. 144 Seiten.

Die Vulkane. Von Dr. **Alfred Bergeat,** weil. o. Professor an der Universität Kiel. Herausgegeben von Dr. **Karl Sapper,** o. Professor an der Universität Würzburg. Mit 3 Karten und 30 Bildern. 1925. 112 Seiten.

Politische Erdkunde. Von Dr. **Arthur Dix,** Hauptschriftleiter in Berlin. Mit 12 Karten. 2., durchgesehene und erweiterte Auflage. 1925. II und 94 Seiten.

Geographie der Welthandelsgüter. In zwei Bänden. Von Professor Dr. **Walther Schmidt,** Hamburg.

I. Teil: **Kraftquellen und mineralische Industriegüter.** Mit 52 Karten und Diagrammen im Text. 1925. 115 Seiten.

II. Teil: **Pflanzliche und tierische Nahrungs- und Industriegüter.** Mit 62 Karten und Diagrammen im Text. 1925. 127 Seiten.

Länderkunde

Herausgegeben von Dr. **Kurt Krause,** Studiendirektor in Leipzig

Finnland, Estland und Lettland, Litauen. Von Dr. **M. Friederichsen,** o. Professor an der Universität Breslau. Mit 16 Karten, Plänen und 36 Bildern. 1924. 144 Seiten.

Osteuropa. In zwei Bänden. Von Dr. **Walther Tuckermann,** o. Professor an der Handelshochschule Mannheim.

I. Band: **Allgemeine Übersicht.** Mit 13 Karten u. 30 Bildern. 1922. 116 Seiten.

II. Band: **Die Landschaften.** Mit 6 Karten und 32 Bildern. 1922. 124 Seiten.

Frankreich. Von Dr. **Erwin Scheu,** o. Prof. an der Handelshochschule Königsberg. Mit 30 Karten, Diagrammen und 31 Abbildungen. 1923. 148 Seiten.

Jeder Band in Halbleinen gebunden 2.85 RM.
Bei gleichzeitigem Bezug von 10 beliebigen Bänden je Band 2.50 RM.